



Karl May Jahrbuch 1920

Herausgegeben von Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel

3. Jahr

Radebeul bei Dresden 1919 / Karl-May-Verlag

Inhaltsverzeichnis

Das dritte Jahr. Von Fritz Barthel	© 5
Im Sonnentau. Erzgebirgische Dorfgeschichte. Von Karl May	12
Aus Karl Mays literarischem Nachlaß. Von Oberlehrer Dr. Max Finke	53
Winnetous Testament. Von Klara May	89
Die Moahöhle. Reiseerlebnis in Neuseeland. Von Sibylle Brandis	© 94
Etwas vom nordamerikanischen Pelzhandel. Von Otto Gottstein	124
Die Friedenspfeife. Zwei Gesänge. Von Max Caro	131
John Stuart Smallwoods Ende. Von Otto Cesar Artbauer	134
Der orientalische Reise- und Abenteuerroman. Von Dr. Rudolf Beissel	© 142
Kara Ben Nemsis Vermächtnis. Von Erich Beuter	178
Die kriminalpsychologische Seite des Karl-May-Problems. Von Amtsrichter Dr. Albert Hellwig	187
Die treue deutsche Jugend. Gedicht. Von Karl Schworm	© 251
Das Römerschwert. Erzählung aus Dalmatien. Von Wenzel Urban †	252
Ein Doppelgänger? Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	276
Karl Mays Einfluß auf unser Leben. Drei Skizzen. Von Kooperator Franz Ernst , Redakteur Wilhelm Hane und Lehrerin Lisbeth Barchewitz	© 297
Wie Jussuf seine Madonna fand. Ein Erlebnis aus dem ersten Balkankrieg. Von Hauptmann a. D. Ludwig Rhein	© 318
Aus der Geschichte des deutschen Abenteuerromans. Von Dr. Hubert Rausse	348
Das Recht auf Phantasie. Eine juristische Plauderei. Von Dr. jur et theol. Emil Sehling	363
Die Kriegskasse. Erzählung aus den Tagen Napoleons I. Von Karl May	376
Karl Peters und seine weltpolitische Bedeutung. Von Hauptmann a. D. Dr. Paul Leutwein	© 401
Ein Karpathenabenteurer. Von Dr. Karl Hans Strobl	437
Der Edelmensch in Karl Mays Werken. Von Redakteur Eugen Barnick	461
Heimfahrt. Gedicht. Von Karl May	468
Im wilden Kurdistan. Von Max Kirsch, bekannt als „Fremdenlegionär Kirsch“	© 469
Das Rätsel Karl May. Von Hauptmann a. D. August Niemann †	486
Einsicht. Gedicht. Von Karl May	496

Verzeichnis der Abbildungen

- Frontispiz Abu Kital. Nach einer Zeichnung von Professor Sascha Schneider.
- Nach S. 64 Handschrift zu Karl Mays Gedicht „Nacht“.
- Nach S. 96 Karl May an den Niagara-Falls. Photographie von Klara May.
- Nach S. 176 Moavogel.
- Nach S. 192 Der Taupo-See.
- Nach S. 288 Karl May um 1880. Direktor Schneemann mit dem „Doppelgänger“.
- Nach S. 352 Karl May, Prof. Sascha Schneider, Prof. Selmar Werner und Prof. Wilhelm Kreis.
- Nach S. 384 Dr. Karl Peters. Nach einer Zeichnung von Prof. W. Jordan.
- Nach S. 464 Max Kirsch, der frühere Fremdenlegionär, als Araberscheik.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [] eingefügt.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]



Karl May, Prof. Sascha Schneider, Prof. Selmar Werner und Prof. Wilhelm Kreis

[(5)]

Das dritte Jahr
Von Fritz Barthel

©

Im Sonnentau

Erzgebirgische Dorfgeschichte

Von Karl May

1. Der Grenzmeister

Es war gegen Abend. Ein Wanderer, das volle Ränzchen auf dem Rücken und den Knotenstock in der Hand, schritt jugendlich elastischen Schrittes die Bergstraße dahin, die in zahlreichen Windungen den Rücken der Höhe zu erreichen suchte. An einer Stelle, wo ein schmaler Waldpfad in die Landstraße mündete, blieb er nachdenkend stehen.

„Das muß der Steg sein, der grad auf die Forstschenk' führt. Ich werd' ihn gehn, denn dann schneid' ich eine gute Viertelstund' von der Wanderung ab!“

Er sprang über den Straßengraben und betrat den Wald, der hier frei von Unterholz war, so daß man dem Steige, welcher in gerader Richtung empor stieg, gut zu folgen vermochte. So einsam es hier auf und zwischen den Bergen zu sein pflegte, nach einiger Zeit vernahm er entgegenkommende Schritte. Der biedere, treuherzige Gebirgsbewohner schreitet selbst an dem Fremden nicht gern schweigsam vorüber; er muß wenigstens einen teilnehmenden Gruß mit ihm wechseln. Der Kommende war ein alter [13] Mann, der den steilen Abhang nur mühsam hinabzusteigen vermochte.

„Grüß Gott, Alter!“

„Grüß Gott! Wohin, junger Mann?“

„Nach Gründorf hinauf.“

„Da hast noch anderthalb Stund' zu gehn. Mach schnell, eh' der Abend kommt, damit dir nix passiert!“

„Nix passiert? Ist denn Gefahr dabei?“

„Kann sein! Bist wohl fremd in der Gegend?“

„Ich war mehrere Jahr' net hier.“

„So weißt auch nix von dem Grenzmeister?“

„Nein. Was ist mit ihm? Vor zwanzig Jahr'n hat er mal sein Wes'n hier gehabt.“

„Und jetzt nun wieder. Die Schmuggler und Wildfänger sind ihm untertan; niemand weiß, wer er eigentlich ist; aber er macht seine Sach' so schlimm und verweg'n, daß der König sogar Militär hergeschickt hat, um ihn zu fangen. Beim Ulmenbauer in Gründorf liegt der Offizier.“

„Habt Dank für die Warnung! Geht dieser Steg zur Forstschenk' hinauf?“

„Ja. Wirst dort Gesellschaft find'n. Der Offizier sitzt da, um von dem Umgang auszuruhen, und bei ihm der blinde Torbauer aus Gründorf. Er ist in der Stadt gewes'n. Kannst vielleicht noch mit Platz find'n auf seinem Rollwägele. Gut' Nacht!“

„Gut' Nacht!“

Der Jüngling stieg von neuem bergauf. Nachdem er mit dem Pfade mehrere Straßenkrümmungen durchschritten hatte, stand er auf der Höhe und sah die Forstschenke vor sich liegen. Er nahte ihr von der Waldseite und trat durch die Hintertür ein, um [14] sich von der anwesenden Wirtin ein Glas Bier geben zu lassen.

Er nahm in der Nähe des offenstehenden Fensters Platz und bemerkte einen draußen haltenden Korbwagen, an dem der teilnahmslos vor sich hinblickende Knecht lehnte. An dem vor der Tür in die Erde eingemauerten Tische saßen die beiden, von denen der Alte gesprochen hatte. Der Leutnant war einer jener Schüler des Mars, die ihre wohlgepflegte Erscheinung für ebenso unwiderstehlich halten wie die Klinge ihres Degens; das war ihm auf den ersten Blick anzusehen. Von seinem stutzerhaften Aeußern stach die hohe, einfache und schlicht gekleidete Gestalt des Torbauern, aus dessen Gesicht zwei leb- und ausdruckslose Augen starrten, gewaltig ab. Sie hatten das Erscheinen des jungen Mannes nicht bemerkt und fuhren in ihrer laut gepflogenen Unterhaltung ungezwungen fort.

„Ja,“ meinte der bei ihnen stehende Wirt, „Eure Red' in aller Ehr'n, aber es können noch dreimal so viel Soldat'n kommen, wie Ihr habt, dem Grenzmeister kommt Ihr doch net bei. Ihm ist die ganze Grenz' hier untertan, davon hat er doch auch den Namen; seine eigenen Leut' wissen net, wer er ist, aber gehorsam sind sie ihm auf jedes Wort und jeden Wink, denn es soll gar schrecklich sein, mit ihm Feind zu werd'n.“

Drum steht er auch sonst überall gewaltig in Respekt, so daß auch der beste Untertan net wagt, etwas geg'n ihn zu tun. Wer's dennoch unternimmt, der ist verlor'n. Ihr habt ja selber die Leich'n gefunden von denen, die ihm in den Weg gekommen sind. Es ist grad wie vor zwanzig Jahr'n. Wer ihn in **[15]** Gefahr bringt, der muß sterb'n oder wird geblendet. Der Schubert hier kann auch ein Wörtle davon red'n!"

„Wieso?“ fragte der Offizier.

„Weil grad auch ihm der Grenzmeister das Aug'nlicht genommen hat.“

„Euch, Torbauer? Ist das wahr?“

„Leider!“ antwortete dieser, während es halb wie Trauer sich über sein Gesicht legte, halb wie Grimm darüber zuckte.

„Erzählt, erzählt. Das muß ich hören!“

„Ich muß Euch sag'n, daß ich auch Soldat gewes'n bin. Ich war Korporal und wurd' nachher hier bei der Grenz' in Gründorf angestellt. Der damalige Torbauer hatt' das einzige Kind, die Anna, das schönste und liebste Madel weit und breit, und es dauerte net lang, war ich mit ihr eins.“

„Und hast sie auch bekommen,“ fiel der Wirt ein, „obgleich der Ulmenbauer sie dir wegschnappen wollt' und ihr nachgegangen ist auf Schritt und Tritt. Er war kurz vorher aus dem Zuchthaus entlassen und wär vielleicht noch heut nix wert, wenn er die Ulmenbäuerin net bekommen hätt'. Sie war Witwe, hatt' nur das einz'ge Kind, den Heiner, und bracht' ihm das Anwesen mit, das er so viel vergrößert und verschönert hat.“

„Wie! Der Ulmenbauer, bei dem ich wohne, hat im Zuchthaus gesessen?“ fragte der Offizier überrascht.

„Ja,“ antwortete der Wirt mit zweideutigem Lächeln, „aber er wird's Euch nur nicht gesagt hab'n. Er war auch an der Grenz' angestellt; aber es kam heraus, **[16]** daß er's im Stillen mit den Paschern hielt und viel Geld von ihnen bezog. Das hat ihn auf mehrere Jahr' hinter Schloß und Riegel gebracht. Schad' um die Ulmenbäu'rin, die mit ihm ein grausam schlimmes Los gezog'n hat, und um den Heiner, der so gut und brav ist wie nur irgend einer und nur den Sklav' und Leibeignen gemacht hat, bis er zum Militair gezog'n wurd'.“

„Dess' ist er froh gewes'n und hat sich auch net ein einzig mal auf Urlaub blicken lass'n. Er muß nun bald los sein,“ sagte der Torbauer.

„Morgen kommt er, wie mir der Ulmenbauer berichtete,“ meinte der Offizier. „Aber, fahrt jetzt fort, Schubert!“

„Also,“ erzählte dieser weiter, „die Anna war reich, deshalb wollt' ich's gern vorwärts bringen und gab mir alle Müh', meine Pflicht und noch mehr zu tun. Der Grenzmeister hatt' grad angefangen, das Gebirg' unsicher zu mach'n, und ich lag Tag und Nacht im Wald', um ihm das Handwerk zu leg'n. Das hat er auch gewußt, denn es ist mir gar manche Drohung von ihm zugegang'n, aber es ist mir net eingefall'n, darauf zu hör'n. Da geh' ich mal am Abend beim alten Schacht vorüber, den sie vor Zeit'n zugeschüttet hab'n, und seh darüber eine Helligkeit, als ob ein Feuer drunt'n angemacht sei. Leis' schleich ich mich hinzu, kriech' die Böschung hinauf und leg' mich auf den Schutt, um in den Zusammenbruch hinabzuschauen. Drunten sitz'n acht Männer um das Feuer; die Büchs'n lieg'n bei ihnen und die Pakete auch, die Schmuggelgut enthalten hab'n. Ich will gern hör'n, was sie sprechen, und ich **[17]** schieb' mich deshalb noch etwas weiter vor. Da aber gibt das Geröll nach, rollt hinab, und ich schieß' hinunter, mitt'n unter sie hinein. Im Nu sind sie über mich her, und ich bin gefesselt und geknebelt, eh' ich mir's verseh'. Gekannt hat ich net einen einzigen von ihnen, sie mich aber auf der Stell'!

„Holla, der Schubert!' hat's gerufen. ‚Wie gut, daß keiner aus Gründorf dabei ist! Er will net auf unsere Warnung hör'n, und nun müss'n wir ihn dem Meister bringen.‘

Ob ich gewollt hab' oder net, das war ganz gleich; sie hab'n mir die Augen verbund'n und mich mit sich fortgeschleppt. Es ist immer durch Busch und Wald gegangen, bis wir endlich an einem Ort gehalten hab'n, wo der Bod'n weich und moosig gewes'n ist und es einen Geruch ringsum gegeben hat, den ich noch nie gefund'n und mir nachher scharf eingepägt hab.

„Bück' Dich!' hat's geheiß'n, und als ich's tu, werd' ich durch ein Loch geschob'n, durch das sie mir folgen. Da sind wir in ein Gemach oder eine Höhl' gelangt, wo ich hab' aufrecht stehen können. Hier mußst' ich mich niedersetzen auf den Sitz, der ein Klotz gewes'n ist, und dann blieb es still um mich, bis der Meister gekommen ist. Er hat Beratung gehalt'n mit leiser Stimme und ich konnt' nix davon verstehn als nur zuletzt:

„Er soll Euch net wiedererkennen!“

D'rauf wird mir die Bind' abgenommen, und als ich nun die Aug'n auftu' und um mich sehen will, da kracht ein Schuß mir grad vor dem Gesicht los, und **[18]** ich stürz' zusammen, aber net tot, sondern bloß vor

Schreck und Schmerz, denn das Pistol war nur mit Pulver gelad'n, das mir in die Aug'n gefahren ist. Ich hab gestöhnt und gewimmert vor Qual, sie aber hab'n darüber gelacht und mich zurückgeschafft ins Dorf bis vor meine Tür.“

Er schwieg. Auch abgesehen von der Blindheit der Augen waren in seinem Gesicht die Spuren jenes fürchterlichen Schusses noch deutlich zu erkennen. Der Blick des Offiziers ruhte zwar mitleidig, aber doch nicht ohne Selbstbewußtsein auf ihm.

„Das war teuflisch grausam von den Halunken,“ meinte er; „aber hättet Ihr eine bessere Taktik befolgt, so wäre es nicht geschehen. Ihr müßtet sofort Hilfe holen und sie festnehmen, ohne sie erst ewig belauschen zu wollen!“

„Das ist Eure Ansicht, aber net die meine. Mir lag grad eben so viel an dem Meister wie an ihnen, und ich wollte sehn, ob er dabei sei, oder doch etwas über ihn vernehmen. Nachher hab ich lang' darnieder geleg'n; die Aerzt' sind gekommen, um an mir herum zu schneid'n und zu quacksalbern, aber das Aug'nlicht ist doch weg gewes'n, das hab'n sie mir net wiederschaff'n könn'n. Was wär nun aus mir geword'n mit der Pension, von der ich gar net red'n mag! Aber die Anna ist mir gut geblieb'n; sie hätt' nun gar andere Partien gehabt, und der Oppermann hat schier Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sie mir abspenstig zu mach'n. Sie ist meine Frau geword'n, und ich hab' nachher den Torhof geerbt, der mich ernährt, trotz meiner armen Aug'n, die mir noch jetzt oft solch'n Schmerz bereit'n, daß mir nix [19] hilft, als Sonnentau, den ich mir holen lass' um ihn aufzuleg'n.“

„Und der Grenzmeister?“

„Der ist schadlos ausgegangen. Die Behörd' hat alles getan, um seiner habhaft zu werd'n, es hat nix genutzt; denn ist auch 'mal ein Pascher oder Wild'rer festgenommen word'n, so hat er ihn doch net verrat'n, entweder weil er wirklich nix gewußt oder aus Angst vor ihm geschwieg'n hat. Doch ist es ihm mit der Zeit zu schwül geword'n, so daß er das Handwerk aufgegeben hat. Vielleicht ist's auch nur mit größ'rer Stille betrieben word'n, bis jetzt der neue Zolltarif auch neue Lockung gibt. Ich selber hab' mich nachher wohl tausendmal hinausführ'n lassen in den Wald und ihn Strich um Strich durchgenommen, um den Geruch wiederzufind'n, der mir damals so aufgefallen ist, aber vergebens. Er ist so scharf und stechend gewes'n, gar net wie von einer Pflanz' und doch dabei so fein wie von Hollunderblüt'. Wo der Geruch ist, da muß auch die Höhl' sein, denn ich hab' ihn sonst im ganz'n Wald niemals wo anders net getroff'n.“

„Habt Ihr denn auch keine Vermutung gehabt, wer der Grenzmeister sein könne?“

„Davon red' ich net. Die Vermutung führt oft irr'; der Beweis, das ist die Hauptsach'!“

„Die Vermutung hat auch ihre Gründe, die, geschickt benutzt, zum Beweise führen können. Hätte ich nur den kleinsten Anhalt, so würde der Meister mein, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“

„Ja, Ihr seid ein vornehmer Herr und viel klüger als unsereins. Eure Taktik wird's schon so weit [20] bringen, daß Ihr ihn fangt – – oder er Euch. Jetzt aber muß ich heim. Wollt Ihr mit aufsteig'n, Herr?“

„Ich habe meine Erkundung beendet und nehme Euer Anerbieten an.“

Der Knecht saß schon auf dem Wagen; sie nahmen nun auch Platz und fuhren davon. Als der Wirt in die Stube trat, bemerkte er den Jüngling und rief, halb verlegen:

„Heiner, du! Hast den Abschied erhalt'n?“

„Ja, Forstwirt. Ihr habt's ja vorhin gehört, daß ich morgen kommen soll.“

„Das ist wahr. Wirst Freud' anricht'n bei der Mutter! Ich hab' sie lange Zeit net gesehn, aber sie soll ganz abgemagert sein. Wirst schon merk'n, wo die Hilf' herkommen muß.“

Während die beiden noch ein Weilchen beieinander saßen, suchte der Wagen mit dem Leutnant und dem Torbauer in schneller Fahrt sein Ziel zu erreichen. Vor dem Dorfe angekommen, stieg jener, sich bedankend, aus.

„Warum fahrt Ihr denn net weiter mit?“

„Hab' meine Absicht, Schubert, Es braucht niemand zu wissen, daß wir heute miteinander gesprochen haben.“

„Schön, jetzt geht die Taktik los. Gebraucht sie nur zu Haus' auch gut!“

Der Leutnant schritt langsam dem voraneilenden Wagen nach. Es war ihm heut' so mancherlei aufgefallen, und die letzten Worte des Torbauern, so absichtslos sie gesprochen sein mochten, waren ganz geeignet, seiner Ahnung festeren Halt zu geben. Zu [21] Hause angekommen, ließ er den Ulmenbauer zu sich rufen.

„Oppermann, ich muß Euch, wie schon so oft, auch heut um einen guten Rat bitten. Allen Anzeichen nach haben nämlich die Pascher heut einen Streich vor, der über die Grenze hinüber nach Breitenbach gerichtet ist. Eure Ansicht hat sich schon so oft als praktisch erwiesen, daß ich nicht eher meine Anordnungen treffen möchte, als bis ich Euch gehört habe.“

„Von wem habt Ihr die Kunde?“ fragte der Bauer.

„Das ist natürlich Amtsgeheimnis. Der Grenzmeister hat eben auch nicht lauter zuverlässige Leute.“

„Ist's kostbares Gut?“

„Es scheint so. Nur bin ich mir über den Weg unklar, den sie einschlagen werden.“

„Wenn sie wirklich nach Breitenbach woll'n, so ist gar kein Zweifel darüber möglich. Unsereiner hat gar viel gehört und erfahr'n und kennt ihre Schlich'. Ueber den Tannenschlag gehn sie net, da ist's heut zu licht, denn es war gestern Vollmond; folglich gehn sie durch die Steinbrüch' und den Wassergrund hinab, einen dritten Weg gib't's net.“

„So werde ich die Brüche und den Grund besetzen lassen. Ich vertraue Eurer Klugheit. Ihr seid früher Grenzer gewesen und habt also mehr Erfahrung als andere Leute.“

Er verließ den Hof augenblicklich wieder, um seine Anordnungen zu treffen. Der Bauer blickte ihm mit eigentümlichem Lächeln nach.

„So, also erfahren hat er heut, daß ich Grenzer gewes'n bin; natürlich hab'n sie ihm dann auch [22] gesagt, weshalb ich net dabei geblieb'n bin. Da ist's nun freilich nix mehr mit dem an der Nas' Herumführ'n. Aber dem Ulmenbauer kommt der Herr Offizier doch net gleich und dem Grenzmeister also auch net. Er spricht von Vertrau'n und hat doch nun seit heut grad das Gegenteil; folglich tut er, als will er die Steinbrüch' und den Grund besetz'n und wird doch nun grad zum Tannenschlag gehn, weil er glaubt, daß ich ihn in die Irr' weis'n will. Ich muß meine Vorkehrung darnach treff'n, noch eh' die Depesch' aus dem Baum geholt wird.“

Nach einer Weile des Nachsinnens fuhr er fort:

„Also einen Verräter oder wenigstens einen unvorsichtig'n Schwätzer hab'n wir unter uns! Ich werd' auf morg'n eine Versammlung ausschreib'n und Gericht halt'n. Der Mensch wird entdeckt und – –“

Er machte eine drohende Bewegung und schritt dann den hinteren Gebäuden des Hauses zu. Im Stalle, wo eine Laterne brannte und er sich unbeobachtet sah, zog er die Briefftasche hervor und schrieb einige Zeilen auf ein Papier, das er zusammenfaltete und zu sich steckte. Dann begab er sich in einen Schuppen, in dessen hinterstem Winkel sich allerlei Geröll befand. Dieses räumte er weg und hob einen Stein empor; unter demselben befand sich ein kleiner Raum, aus welchem er einige Gegenstände hervorzog, mit denen er den Hof verließ. Im Walde, der beinahe bis an diesen heranstieg, angekommen, machte er Gebrauch von ihnen. Zunächst legte er einen langen, buschigen Bart um das Gesicht und bog einen alten, zusammengedrückten Hut auseinander, den er aufsetzte. Die [23] breite Krempe bedeckte den oberen Teil des Gesichtes so vollständig, daß man nichts davon zu erkennen vermochte. Dann zog er über seinen bisherigen Anzug eine Weste, die er mit Tüchern und Flecken ausstopfte. Ein weiter Sackrock vervollständigte die Ausstattung, die seiner hageren Gestalt einen solchen Umfang verlieh, daß er unmöglich erkannt werden konnte.

Nun drang er durch Dick und Dünn in gerader Richtung vorwärts und bekundete dabei eine solche Geländekenntnis, daß er diesen Weg schon oft gemacht haben mußte. Nach einiger Zeit gelangte er an einen Pfad, welcher sich vom Dorfe herauf durch den Wald schlängelte. Er verfolgte ihn bis zu einer hohen, breitästigen Buche, durch deren Zweige der Mond seine ungewissen Strahlen warf. In diesem zweifelhaften Lichte gewahrte er eine Gestalt, die sich am Stamme des Baumes zu schaffen machte. Er zog ein Messer aus der Tasche des Rockes, legte den Finger an den Mund und ließ einen leisen, eigentümlichen Pfiff erklingen. Die Gestalt richtete sich empor und antwortete in der gleichen Weise. Im nächsten Augenblicke stand er bei ihr.

„Der Meister!“ ertönte es mit gedämpfter Stimme, aber doch so laut, daß es einer vernahm, den beide nicht bemerkt hatten. Es war Heiner, der unweit der Forstschenke die Straße verlassen hatte, um die Heimat eher zu erreichen. Auf dem weichen Boden beinahe geräuschlos dahinschreitend, war ihm plötzlich ein Rascheln der Zweige aufgefallen, das sich von seitwärts her vernehmen ließ. Er blieb stehen und sah einen Mann aus dem sich hier befindlichen Unterholze [24] treten, der nach kurzem Lauschen denselben Weg einschlug. Er folgte ihm. Bei der Buche blieb er, sich niederbeugend, halten, und wenige Augenblicke später machte der

Pfiff des Ulmenbauers Heiner auch auf diesen aufmerksam. Er hörte den Ausruf des anderen, der ihn veranlaßte, sich eiligst hinter einem nahen Stamm zu verbergen, und vernahm auch das Meiste der nun folgenden kurzen Unterhaltung.

„Ja, der Meister! Hast' die Depesch' schon herausgenommen?“

„Ja.“

„Gib sie wieder her! Es ist anders geword'n. So, da hast' den neuen Zettel, und daß mir zur Versammlung keiner fehlt! Jetzt kannst gehen!“

Der Mann ging denselben Weg zurück, den er gekommen war.

„Halt, noch ein Wort!“ meinte der Ulmenbauer, indem er auf ihn zuschritt. Der Angerufene kehrte zurück und beide trafen gerade an dem Baume zusammen, an dem Heiner lehnte; beide bemerkten ihn auch zu gleicher Zeit, und da sie sofort erkannten, daß er alles bemerkt haben müsse, warfen sie sich im Augenblicke von zwei Seiten auf ihn. Ehe er sich nur zur Wehr setzen konnte, lag er auf dem Boden und das Messer Oppermanns blitzte über ihm. Da fiel ein Mondesstrahl in das Gesicht des sich unter der doppelten Last vergeblich Aufbäumenden und die erhobene Faust sank mit dem Messer wieder nieder. Der Grenzmeister mußte eine gewaltige Selbstbeherrschung besitzen, denn ohne den geringsten Laut der Ueberraschung erhob er sich und gebot dem Fremden:

[25] „Laß ihn los und geh! Es ist ein sich'rer Mann!“

Auch Heiner sprang auf.

„Komm!“ gebot der Alte und schritt voran.

Unter Gefühlen, wie er sie noch nie gekannt hatte, gehorchte der junge Mann dieser Weisung. In der Nähe des Ulmenhofes angekommen, blieb der Voranschreitende stehen.

„Vater, um Gottes Willen, du bist der Grenzmeister!“

„Schweig, neugieriger Bub', und danke Gott, daß ich's selber und kein anderer war, sonst hätt'st die Kling' geschmeckt! Ich geh' von hint'n in den Hof, du aber wend'st dich zur Straß' und kommst nach zehn Minut'n durch das vordere Tor. Aber sagst nur ein Wort von dem, was jetzt vorgefall'n ist, zu jemand, eh' ich mit dir weiter gesproch'n hab', so hast's mit mir zu tun!“

Er ließ ihn stehen. Heiner blickte ihm mit angstvollem Herzen nach.

„Herrgott, was soll d'raus werd'n! Ich hab' mich net auf die Heimat freuen können, und nun mein Fuß auf ihr steht, seh' ich das Unglück vor mir, größer und mächt'ger als ich mir's jemals denk'n konnt'!“

2. Vater und Sohn

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Ulmenbäuerin war schon in der frühesten Morgenstunde wach und wunderte sich, als sie, in die Wohnstube tretend, den Bauer, der doch sonst sehr lang zu schlafen pflegte, auch schon munter fand. Er erwiderte mürrisch ihren freundlichen Gruß.

[26] „Geh hinauf und weck den Heiner, ich muß ihn hab'n!“

Sie stieg die Treppe wieder empor und trat in die Kammer des noch fest schlafenden Sohnes, den die Aufregung des vergangenen Abends nur spät zur Ruhe hatte kommen lassen. Ein Kuß weckte ihn. Er schlug die Augen auf.

„Mutter!“

Er schlang die Arme um sie und erwiderte ihren Kuß.

„Ich hab' soeb'n von dir geträumt, von dir und – und der Paulin'.“

„Heiner, laß den Namen net von Vater hör'n! Du weißt, wie er mit Torbauers steht. Jetzt sollst sogleich zu ihm herunterkommen!“

„Sogleich? Was will er denn?“

„Ich weiß es net. Er ist schon vollständig angezog'n, als wollt' er ausgehn. Tu's auch so!“

Als Heiner – so legt der Gebirgler sich den Namen Heinrich gern zurecht – die Treppe hinabstieg, kam der Stiefvater aus der Stube.

„Komm!“

„Wohin?“

„Wirst schon sehen! Den Kaffee kannst nach der Rückkehr trink'n, denn du sollst net eher mit mir am Tische sitz'n, als bis wir klar und einig sind!“

Also darum hatte sich der Bauer gestern weder beim Abendbrot noch auch später sehen lassen! Heiner

ging an seiner Seite. Sie verließen das Dorf und betraten in der Richtung nach dem Wassergrunde zu den Wald. Der schmale Weg war rechts [27] und links von jungen Tannen bestanden, zwischen denen sie rüstig dahinschritten, bis Oppermann horchend stehen blieb. Laute Schritte nahten.

„Schnell unter die Bäum'!“

Heiner that es und sah nicht, daß sein Vater, ehe er ihm folgte, einen zusammengeknitterten Zettel fallen ließ. Kaum hatte er sich versteckt, so schritt eine Anzahl Soldaten, von einem Unteroffizier geführt, herbei. Schon waren die ersten vorüber, da bückte sich einer der Folgenden und hob den Zettel auf, den er dem Unteroffizier überreichte, nachdem er selbst einen Blick darauf geworfen hatte.

„Ah,“ meinte dieser, „eine Entschädigung für den entgangenen Fang. Dieses Papier ist heute Nacht einem der Schmuggler entfallen und enthält den Befehl, die nächste Nacht am alten Schacht auf neue Ladung zu warten. Die Kerls gönnen sich wirklich keine Ruhe. Niemand wird sich über das Papier so freuen, wie der Herr Leutnant!“

Sie setzten ihren Weg fort. Heiner hatte alles bemerkt und gehört und wunderte sich über das zufriedene Lächeln, welches über die harten Züge des Vaters glitt.

„Komm!“ gebot dieser, jetzt wieder aus dem Tannengewirr tretend und von neuem voran schreitend.

Eine halbe Stunde mochten sie so gegangen sein, als der Weg sich in eine Reihe von Steinbrüchen senkte, welche völlig ausgebeutet und darum verlassen waren. Die nackten, kahlen Steinmauern stiegen senkrecht zum Himmel empor, und schon wollte Heiner sich fragen, was der Vater hier mit ihm zu suchen habe, als dieser noch vor dem Eingang in [28] die Brüche sich seitwärts wandte und die steile Lehne des Berges zu erklimmen begann. Dort oben lag ein stilles, verrufenes Fleckchen, „Im Sonnentau“ genannt, von dem man sich erzählte, es sei da nicht geheuer, weil hier des Nachts die Seelen der in den Steinbrüchen Verunglückten umgingen. Den arglosen und leichtgläubigen Bewohnern der Umgegend lag der Gedanke fern, daß diese Seelen recht gut mit Fleisch und Blut begabt sein könnten. Man mied also den Ort geflissentlich, und nur wer von den medizinischen Wirkungen des Sonnentaus Gebrauch machen wollte, wagte sich am hellen Tage einmal auf einige Minuten empor.

„Im Sonnentau“ bestand aus einer schmalen, tiefen und feuchten Schlucht, deren Boden von hohem Wassermoos besetzt war, zwischen diesem stand in zahllosen Mengen das winzige Pflänzchen, das ihr den Namen gegeben hatte. An den beiden Seiten liefen Brombeerranken und Farrenkräuter zwischen allerlei Gebüsch empor, unter dem sich einige wilde Hollunderbäume durch ihre Blütendolden auszeichneten. Ein scharfer, durchdringender Geruch erfüllte den ganzen Platz, so daß Oppermann stehen blieb und nach der Ursache suchte.

„Da sind ja dieselb'n Käfer wieder am Hollunder wie vor zwanzig Jahr'n! Das sind gar selt'ne Tier', und ich möcht' nur wiss'n, wie sie heißen mög'n!“

Heiner betrachtete die Hartflügler, welche die Bäume bis in die kleinsten Zweigspitzen bedeckten.

„Das ist die spanische Flieg' oder Kantharid', wie die Gelehrten sag'n, aus der das schlimme Zugpflaster gemacht wird.“

[29] „Da bist' ja ein richtiger Naturgelehrter, wenn du solche Sach'n kennst!“

Er führte ihn seitwärts, wo der Geruch weniger lästig wurde und gebot ihm, sich an seiner Seite niederzulassen. Nachdem er sich eine neue seiner guten Zigarren, derentwegen er bekannt war und die er nur beim Schlafengehen ausgehen ließ, angebrannt hatte, begann er:

„Heiner, wir hab'n bisher kein gutes Land mit 'nander gepflügt; jetzt aber bist groß gewachs'n, hast Verstand bekommen und es soll anders werd'n. Ich hab' dich hier heraufgeführt, um dir zu zeig'n, daß ich für dich gearbeitet hab' all diese Zeit her, und wenn du mir Gehorsam leistest, so steht dir ein großes Glück bevor.“

„Sprich, Vater!“ antwortete der Jüngling, der bei den Verheißungen des Alten sich beklemmt und beängstigt fühlte.

„Ja, ich werd' sprech'n, und du sollst mir ohne Red' und Wort zuhör'n, bis ich fertig bin. Schau, da drüb'n geg'n Mittag liegt ein großes Land und geg'n Mitternacht auch ein mächt'ges Reich; beid' tun schön und freundlich mit 'nander, und ist immer Krieg zwischen ihnen, net mit Säbel und Kanon', sondern mit den Zahl'n, die auf dem Zollgebot stehn. Unser König verbietet mir den Wein zu trink'n, der da drüb'n wächst, und wenn ich's dennoch möchte', so muß ich außer dem Preis noch ein Extrageld aus meiner Tasch' an ihn zahl'n. Und Denen ihr König verbietet ihnen, unser Salz zu ess'n, nur desweg'n, weil's bei uns bereitet ist,

und wer trotzdem welches will, muß auch in die Extratasch' [30] greif'n. Aus Berlin, das so viele Meil'n von hier liegt, darf ich mir ohne Straf' Stiefeln kauf'n, so viel ich will, und in Breitenbach, das keine Stund' entfernt ist, darf ich's net, wenn ich net so viel extra zahl', daß ich sie beinah' noch 'mal besohlen lass'n kann. Wenn ich meinem Knecht sag: Kauf deinen Tabak vom Krämer und net im Kaufmannslad'n, so lacht er mich aus und tut dennoch, was er will. Und er hat das Recht dazu. Hab' ich net dasselbe Recht auch gegen den König, der mir das aufzwingt, was ich net mag und das verwehrt, was ich mir grad' wünsch' und billig kaufen könnt'?"

„Vater, du siehst die Sach' ganz von der falschen Seit'. Ich denk – – –“

„Nix sollst' denk'n, gar nix, sondern nur zuhör'n! Der Zoll ist eine Ungerechtigkeit, die uns den Beutel lichtet, und darum muß sich jedermann dageg'n wehr'n, so viel er kann, mit List oder Gewalt, je nachdem er's vermag. Das hab' ich getan. Ich war ein armes Leut' und bin dadurch emporgekommen. Pascherei und Schmuggel nennt man dies Geschäft, aber es ist nix als Notwehr, zu der mich mein Vorteil und mein Gewiss'n treibt. Ja, ich bin der Grenzmeister; das weißt' seit gestern Abend; ich bin stolz darauf, und auch du sollst dir eine Ehr' d'raus ziehn, daß du mein Gehilf' und Nachfolger wirst. Darum – – –“

Der Sohn ließ ihn nicht weiter sprechen; er erhob beide Hände abwehrend.

„Bitt', Vater, sei still und hör', was ich dir zu sag'n hab'!“

„Nun?“

„Wenn Brot im Land gebraucht wird und du verkaufst [31] das Getreid' dennoch über die Grenz' hinüber, so hat der König das Recht, den Zoll zu setzen, und wenn hier bei uns die Leut' auf Arbeit harren und du läßt dennoch deine Sach' im Ausland mach'n, so kannst' auch mehr bezahl'n, damit doch wenigstens etwas im Land verbleibt. Und dann hat der König nicht den Zoll gemacht, sondern du selber, denn du hast den Mann mit gewählt, der im Landtag für uns spricht. Was er nun dort sagt, das mußst' auch respektier'n. Der Schmuggel ist net Notwehr, sondern ein Verbrechen, das große Straf' verdient. Und wie hast' ihn betrieb'n! Mit Mord und Schauerhaftigkeit; denk' an den Torbauer! Hast' mir net selber gesagt, daß ich gestern verlorn' gewesen wär', wenn ein anderer mich getroff'n hätt'? Du bist mein Vater und ich kann dich net anzeig'n und verklag'n; aber seit gestern ist mir das Herz verblutet, und ich will lieber sterb'n als mit dir das Gleiche tun. Vater, laß' ab von dieser Sach'! Und wenn dich kein Grenzer und kein Richter findet, der liebe Gott faßt dennoch zu, wenn seine Zeit gekommen ist, und dann ist in einem Tage alles zernichtet und zerstört, was dich viele Jahre gekostet hat. Der Grenzmeister hat große Macht, doch ist's die Macht der Furcht, und der geringste Zufall kann ihn verderb'n.“

„So, das ist die Antwort, die ich bekomm? Bursch', glaubst etwa, du willst mich hofmeistern? Was bringst den Torbauer? Ihm ist sein Recht geschehn, denn wenn er mir die Anna net weggenommen hätt', so wär' ich an seiner Stell'. Er hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Aber es ist gut, ich seh', was ich von dir zu erwart'n hab'. Ich wollt' in Güt' und [32] Freundlichkeit mit dir verkehr'n; du willst aber net, nun, so geschieht's in andrer Weis'. Merk' also auf, was ich dir jetzt sag': Drüb'n über der Grenz' wohnt der Kaufmann, mit dem ich das Geschäft mach'. Er hat eine Tochter und ich hab' einen Sohn. Wir tun beid' zusammen, damit auch der Gewinn beisammen bleibt. Heut kommt er mit ihr, und du nimmst sie mit auf den Tanz. Zum Herbst ist die Hochzeit,“ bestimmte der Vater, und sah dem Sohn scharf ins Gesicht.

„Vater!“ war dessen Ruf, der sein Entsetzen aussprach.

„Still! Was ich dir sag', das hat dir der Grenzmeister befohl'n, und was der will, das führt er durch. Ich wollt' dich in das Geheimnis einweih'n, nun aber kann's net gescheh'n. Komm!“

„Ja, komm; es ist mir fürchterlich an diesem Ort. Hier ist die Höhl', in der ihr euch versteckt; aber die Flieg' und der Käfer da am Hollunder kann euch verrat'n, wenn der liebe Gott es will!“

Der Ulmenbauer lachte höhnisch auf.

„Bist ja recht fromm geword'n! Es geschieht kein Zeich'n und kein Wunder mehr, und die Flieg' hat keinen Mund, um zu sprech'n. Also bereit' dich vor auf den Besuch, der grad' zu deiner Heimkehr eingerichtet ist. Am Abend gibt's Verlobung!“

„Es geht net, Vater! Wenn ich auch sonst nix dageg'n einzuwend'n hätt', so will ich mich doch von eurer Schuld frei halt'n.“

„Was soll das heiß'n? Willst' uns anzeig'n?“

„Nein. Was ihr bisher getan habt, das liegt net auf meiner Seel', da darf ich schweig'n. Doch bei [33] all'm, was der Grenzmeister von jetzt an tut, bin ich der Mitschuldige, und das darf ich net leid'n!“

Der Ulmenbauer richtete sich hoch empor; die Adern seiner Stirn schwellen blaurot an, und sein Auge blitzte grimmig auf den Sprecher.

„So, also das hab' ich an dir zu erwart'n! Denk', daß du net mein Kind, sondern ein Fremder bist und daß ich dich vernicht'n werd', wenn du mich nur den geringst'n Verrat ahnen läßt!“

„Vater, ich hab' dir schon gesagt, ein einz'ger Tag kann all dein Werk zerstör'n. Laß dich bitt'n! Tu' mir's und der Mutter zu lieb, und – – –“

„Still! Ich mag keine Bitt' vernehmen! Gestern hab' ich dich gerettet; heut geschieht's net wieder: Hier bleibst stehen auf der Stell' und schwörst, meinen Will'n zu tun und auch fernerhin net das Geringste zu sag'n.“

„Ich kann net, Vater. Mein Gewiss'n ist mir höher als die Furcht vor dir. Und weil ich dich net bitt'n darf, so laß uns weiter gehen!“

„Nein, net einen Schritt kommst' von hier fort, bis wir fertig sind, und fertig werden wir auf diese oder die andere Weis', dafür bin ich der Grenzmeister. Mein Werk steht fest, das zerstört mir kein Jahr, viel weniger ein Tag, darauf kannst du dich verlass'n. Du weißt zu viel und darfst net zurücktret'n. Also entscheid' dich für mich oder wider mich. Das erst' ist gut, beim zweit'n bist verlorn! Willst schwören oder net?“

Sie hatten „Im Sonnentau“ verlassen und standen jetzt näher an Rande des Steinbruches.

„Ich kann und darf net, Vater. Laß den Schmuggel, [34] und ich will dir stets ein guter und folgsamer Sohn sein, der – – –“

„Still! Schwörst oder net?“

„Nein!“

„Zum dritt'n Mal, schwörst oder net?“

„Nein!“

„So fahr' hin, mißrat'ner Bub!“

Mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft holte er aus, um den Sohn in den Bruch hinabzustoßen; Heiner aber hatte das Fürchterliche geahnt; er sprang auf die Seite und ergriff den Vater, der sonst unter seiner eigenen Wucht hinabgestürzt wäre. Ihre Arme schlangen sich ineinander, und es entstand ein Ringen, das um so entsetzlicher war, als es zwischen zwei Männern geschah, die sich durch die innigsten Bande hätten vereint fühlen sollen. Heiner hatte für sein Leben zu kämpfen und mußte doch dabei bedacht sein, den Vater zu schonen. Dieser war stark und glaubte, seines Gegners ebenso schnell Meister zu werden wie tags zuvor. Aber er vergaß, daß da zwei gegen einen gewesen waren. Er fühlte sich nach und nach ermatten, und endlich gelang es dem jungen Manne, sich loszureißen. Schnell sprang er empor und war in der nächsten Sekunde zwischen den Büschen verschwunden. Wie von der Hölle gehetzt, eilte er durch Busch und Dorn immer vorwärts und stand nicht eher still, als bis er das Dorf vor sich liegen sah. Da warf er sich zur Erde nieder und gab der inneren Erschütterung in einem lauten Schluchzen Raum.

So lag er lange, lange Zeit; die Klagelaute erstarben und er wurde ruhiger. Was sollte er tun? [35] Er wußte sich weder Rat noch Hilfe und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, als wolle er von Welt und Leben nichts mehr sehen. Da rauschte es leise neben ihm und eine freundliche Stimme grüßte:

„Guten Morg'n! Was ist denn das? Ich glaub' gar, das ist der Heiner, der hier im Gras liegt und – – lieber Herrgott! Hast ja geweint, Heiner!“

Er richtete sich empor und blickte die liebliche Erscheinung an, als wär's im Traume.

„Grüß Gott, Paulin! Ja, geweint hab' ich. Komm, reich' mir die Hand und laß dich bei mir nieder!“

„Das wird net auf lange sein. Ich wollt' vor der Kirch' mich erst ein wenig auf der Flur umschaun, und nun wird's gleich läut'n. Doch sag', warum weinst' an so einem schönen Sonntagsmorg'n? Ist dir 'was Traurig's begegnet, bei dem ich dir ein wenig helf'n kann?“

„Du kannst mir net helf'n, Paulin', und ich kann dir's auch net sag'n, jetzt net, heut' net; aber später wirst es vielleicht erfahr'n.“

„So sei jetzt auch fröhlich und guter Ding'. Wann bist' nach Haus' gekommen?“

„Gestern Abend.“

„Drum hab' ich dich noch gar net zu seh'n bekommen. Und wann bist' heut' fort?“

„Schon in der Früh.“

„So weißt' wohl auch noch gar net, was für vornehmer Besuch bei euch zugeg'n ist?“

„Ist er schon da?“

„Ja. Ein Wagen ist's, so prächtig, daß kein Graf sich damit zu schämen braucht. Und wer saß drin?
[36] Ein fremder Herr mit einem Mädchen, das gar stattlich aufgeputzt war. Aber gut hat's net ausgesehn; die Aug'n sind so spitz und schief gefahr'n, und der Herr hat dazu geblickt, als hätt' er die Kirch' mitsamt dem Turm verschluckt.“

„Es ist die Braut, die ich bekommen soll!“

„Die Braut?“ fragte das Mädchen, indem die Röte von ihren Wangen wich. „So bist wol gar versproch'n?“

„Nein. Ich mag sie doch gar net, jetzt net und niemals net!“

„Ist's auch wahr, Heiner?“

„Gewiß und wahrhaftig wahr!“

Die erbleichten Wangen röteten sich wieder, und ihre kleine Hand ergriff die seine.

„Wärst auch net glücklich geword'n mit ihr, Heiner! Sie sah aus wie die Sybill', die zwanzig net fürchtet.“

„Du schaust wohl anders aus, als sie, Paulin'?“

„Ich? wie kommst' auf mich?“

„Weil ich grad keine andere hier zugeg'n hab'.“

„Geh', du Böser!“

Alles Herzeleid war für den Augenblick vergessen. Er erfaßte auch ihre andere Hand und blickte ihr innig in das verlegene Angesicht.

„Weißt, warum ich die Braut net mag?“

„Warum?“

„Weil ich schon eine andere kenn', die mir's angetan hat, an die ich allzeit gedacht hab' in der Fremd', als ich net zu Haus' gewes'n bin.“

„Das muß eine gar Vortreffliche sein! Sag' doch, wer es ist?“

[37] „Du net!“

„Das weiß ich schon ganz von selber, denn die Paulin' hat dem stolz'n Heiner niemals 'was gegolt'.“

„So komm her, ins Ohr will ich dir's sag'n!“

Sie beugte sich zu ihm; er umfaßte sie, näherte den Mund ihrem Ohre und gar ihr statt der verheißenen Auskunft einen schnellen Kuß.

„Geh Heiner, das ist net wahr!“

„Glaubst's net?“

„Soll ich denn?“

„Ja, Paulin', du sollst! Schau, ich hab' nie und nirgends eine Freud' gehabt als bei der Mutter und bei dir, und darum ist meine ganze Lieb' auch nur für euch beid' bestimmt. Ich hab' gestern und heut einen Schlag erhalt'n, den ich nie verwind'n werd', wenn du ihn mir net trag'n hilfst. Der liebe Gott hat dich jetzt herausgesandt in mein Herzeleid, um mir den Weg zu zeig'n, wie ich etwas sühnen kann, das ich mir gar schwer auf mein Herz genommen hab'. Und was der liebe Gott schickt und fügt, das kann allzeit nur Glück und Seg'n bringen. Glaubst das, Paulin'?“

„Ja, Heiner.“

„Und willst' mich lieb hab'n, so ein ganz klein wenig?“

„Net ein wenig, Heiner, sondern viel, recht viel!“

„Das wird dir auch der liebe Gott vergelt'n! Da hast meine Hand, daß du dies Wort niemals bereuen sollst!“

„Aber dein Vater?“

„Mit dem hab' ich abgerechnet und wir sind quitt. Und der deine?“

[38] „O, der ist gut! Er mag von dem Ulmenbauer nix wiss'n, aber auf dich hält er gar große Stück' und beklagt dich nur immer, dich und die Mutter, daß ihr so viel Heimsuchung zu erdul'n habt.“

„So darf ich zu dir kommen?“

„Ja. Heut auf den Abend. Wirst kommen?“

„Ich komm', Paulin', aber net vor die Tür, sondern gleich in die Stub'.“

„So schickt sich's auch, Heiner. Aber jetzt läutet's in der Kirch'. Leb wohl!“

„Leb wohl und bet auch für mich; ich hab's gar sehr nötig!“ — — —

3. Die Pascherhöhle

Am Nachmittag saß der Torbauer an dem geöffneten Fenster, wo die wärmenden Strahlen der Sonne auf sein Gesicht fielen. Es war ewige Nacht um ihn, und wenn er das Gestirn des Tages nicht zu erblicken vermochte, so wollte er doch wenigstens ihre belebende Wirkung mit dem Gefühle empfinden. Der zeitweise wiederkehrende Schmerz seiner Augen hatte sich seit gestern von neuem eingestellt, und als er jetzt die Bäuerin eintreten hörte, fragte er:

„Hast noch Sonnentau?“

„Nein; er ist letzthin all' geword'n. Tun dir die Aug'n wieder weh, Vater?“

„Ja.“

„Armer Schelm! Wie bekommen wir nun den Tau herab?“

[39] „Der Knecht mag gehen.“

„Der hat heut' frei und ist schon fort.“

„Ist die Pauline daheim?“

„Ja. Sie soll gehen? Willst' ihr das wirklich zumut'n?“

„Von weg'n den Gespenstern? Geh, Mutter, das ist unverständiges Gered'! Wie ist das Wetter drauß'n?“

„Gut. Die Sonn' scheint mild und warm, und es blüht und duftet all's, so daß es einen gern hinauslockt in das Feld.“

„So geh' ich mit! Ich bin gar lang net nach dem Wald gekommen und sehn' mich zu ihm hin. Ruf sie und bring mir den Rock und die Mütz'!“

Die Tochter stellte sich ein, und bald schritten sie langsam auf demselben Wege hin, dem am Morgen der Ulmenbauer mit seinem Sohn gefolgt war. Den Stock in der einen Hand, hielt er mit der anderen die ihrige erfaßt, und es war gar beweglich anzuschauen, mit welcher Sorgfalt sie ihn leitete, damit sein unsicherer Fuß ja nicht strauchle. Dabei erklärte und beschrieb sie ihm alles, was seinem Auge verschlossen war, und wie der eine Sinn desto schärfer wird, je mehr die Tätigkeit des anderen ruht, so trank er den Duft des Waldes mit um so größerem Behagen, als er die Herrlichkeit der Natur nicht zu erblicken vermochte.

So gelangten sie zwischen die jungen Tannen, wo ihnen laute Stimmen entgegenschallten.

„Ich bin mit allem zufrieden, Oppermann; nur sagt, wo eigentlich der Heinrich bleibt!“

„Er wird zu Hause sein, wenn wir heimkommen.“

[40] „Galant und aufmerksam scheint er nicht zu sein,“ bemerkte ein weibliche Stimme.

„Wer kommt?“ fragte Schubert das Mädchen. „Der Ulmenbauer ist dabei?“

„Ja, mit dem Besuch, der heut gekommen ist.“

„So führ mich auf die Seit'.“

„Der Pfad ist schmal; es wird kaum zugehn.“

Sie stellte sich mit ihm an die Tannen, um die drei Personen vorüber zu lassen.

„Holla, der Torbauer!“ rief jetzt Oppermann. „Mach dich noch weiter hinüber, sonst schaff' ich Raum!“

Der Angeredete drängte sich hart an die Zweige; eine Antwort gab er nicht.

„Noch net genug. Mach weiter!“

Er gab ihm einen Stoß, daß er wankte und zwischen die stehenden Zweige zu Boden fiel. Pauline ergriff ihn und half ihm empor.

„Schämt Euch, Ulmenbauer,“ rief das Mädchen, die, obgleich sonst zaghaft, hier ihre Entrüstung nicht zu bemeistern vermochte; „Solch Held'nstück bringt keine Ehr'!“

„Lass' ihn gehen, Paulin; ich streit' mich net mit ihm, denn ich weiß, daß ich in ihm den ‚Meister‘ find'!“

Er gab dem letzten Worte einen eigentümlich bezeichnenden Nachdruck und ergriff ihre Hand. Sie setzten ihren Weg jetzt schweigsam fort, das Zusammentreffen mit den drei Personen hatte in beiden Gefühle erweckt, denen sie innerlich Rechnung tragen mußten.

[41] „Ist der Steinbruch bald da?“ fragte endlich Schubert. „So geht es links empor!“

Es verursachte ihm große Mühe, die steile Lehne zu überwinden; er glitt öfters aus und atmete hoch auf, als sie endlich oben angelangt waren.

„Jetzt rechts hinüber, Paulin', bis die Schlucht beginnt.“

Sie war noch nie an diesem Ort gewesen und mußte sich auf seine Weisung verlassen. Bald standen sie am Ziele.

„Hier ist die Schlucht mit dem Wassermoos am Bod'n, Vater, und hier steht auch -- --“

Sie hielt mitten in der Rede verwundert inne. Der Torbauer stand da als sei eine unerwartete Erscheinung vor seine lichtlosen Augen getreten. Er hielt die Arme halb ausgestreckt, und seine Nasenflügel zitterten unter der Hast, mit der er den Geruch der Kanthariden einsog.

„Paulin',“ rief er dann, beinahe laut jubelnd. „Weißt, wo wir sind?“

„Im Sonnentau!“

„Ja, aber noch wo anders. Hier ist die Höhl', in der ich geblend't word'n bin.“

„Ist's wahr, Vater?“ fragte das Mädchen erschrocken.

„Ja. Riechst net den Geruch, so fein wie Hollunder und so scharf dabei, daß es dem Kopf weh tut. Was mag das sein!“

„Das sind die Käfer, Vater, die hier am Hollunder sitz'n; Tausend und aber Tausend sind's, die hab'n den Geruch.“

„Käfer? Also darum hab' ich den Geruch net **[42]** wieder gefund'n, obgleich ich später hier gewes'n bin! Die müss'n sel't'n sein und kommen wol net alle Jahr' herbei. Aber das ist die gerechte Vorsehung, die ihnen und mir gebot'n hat, nach dem ‚Sonnentau‘ zu gehn.“

„Soll ich welchen pflück'n? Er steht in hellen Hauf'n hier.“

„Nein, nein! Ich fühl' net den geringst'n Schmerz mehr in den Aug'n; die Höhl' will ich hab'n, die Höhl' muß ich find'n, und du mußt such'n, bis sie entdeckt ist.“

„Aber wo, Vater?“

„Hier in der Schlucht. Sie ist net groß und bald abgesucht. Es muß ein Loch geb'n, eine Oeffnung, die grad' so groß ist, daß ich hindurchkriech'n kann. Such nur von Schritt zu Schritt, von Zoll zu Zoll, hüb'n und drüb'n, doch net weit hinauf; es muß am Bod'n sein!“

Das Mädchen hielt die Nachforschung mit der allergrößten Genauigkeit, während der fieberhaft erregte Vater das Resultat kaum erwarten konnte. Es war kein befriedigendes.

„Es ist nix zu sehn, nix als Stein und Moos und Strauch und Farrenkraut.“

„Dann ist der Eingang so versteckt, daß man ihn net bemerk'n kann; aber die Höhl' ist da, ganz sicher da. Sie führt in die Seit' hinein, und wenn man auf ihr steht, muß man den hohlen Ton bemerk'n. Jetzt führst mich empor zum Rand; ich selber werd' ringsum untersuch'n!“

Sie leitete ihn bis zur Kante der Schlucht empor; er schritt hart daran hin und stampfte von Schritt **[43]** zu Schritt mit dem Fuße. Seine Vermutung erfüllte sich schon nach kurzer Zeit; es erklang unter seinen Tritten, als stehe er über einem leeren Raum.

„Hörst, Paulin', hier ist sie!“

Er stampfte stärker.

Zur Herstellung der Höhle war eine kleine Seitenschlucht benutzt worden. Man hatte dieselbe mit jungen Stämmen überlegt und auf diesen von moosigem Rasen eine Decke hergestellt, welche stark genug gewesen war, jeden Darüberschreitenden zu tragen. Das war jedenfalls zu einer Zeit geschehen, an der „Im Sonnentau“ nur den Eingeweihten bekannt war. Während dieser langen Frist nun war das Holzwerk von der Fäulnis ergriffen und die Decke schadhaft geworden. Der Torbauer brach hindurch.

Der Fall konnte ihn nicht verletzt haben, denn im nächsten Augenblick fragte er herauf:

„Paulin', wo bist?“

„Hier auf dem Dach. Hast dich verletzt, Vater?“

„Nein; es ist net tief.“

Die Sorge um ihn hatte sie an den Rand des entstandenen Loches getrieben; da wich der Boden auch unter ihr; sie fiel zu ihm hinab. Beide waren im ersten Augenblick ganz erschrocken darüber, fühlten sich aber durch die Bemerkung beruhigt, daß auch sie nicht den geringsten Schaden gelitten habe.

„Nun, auf diese Weis' ist's gut, daß du mit herunter bist,“ meinte der Torbauer. „Schau, hier stoß' ich an den Klotz, auf dem ich damals gesess'n hab'. Nun such einmal, wie es hier aussieht!“

Die Decköffnung sandte genug Licht, um den ganzen Raum mit seinem Inhalt zu erkennen. Der **[44]** hintere Teil war bis oben mit den verschiedensten Arten von Schmuggelgut angefüllt; an den Wänden hingen mehrere Schießgewehre; auch eine Lampe wurde entdeckt, und an der Erde stand ein kleines Fäßchen, dessen Spund- und Zapfenloch zugesteckt waren.

„Ist 'was drin?“

„Ja, es ist schwer.“

Sie zog den Zapfen heraus; das Fäßchen fiel dabei um, und ein Teil seines Inhalts rieselte auf den Boden. Es war Pulver.

Nachdem sie alles bis auf das Kleinste durchforscht hatten, ohne den Eingang zu entdecken, war ihre nunmehrige Sorge darauf gerichtet, auf welche Weise es ihnen möglich sei, den Ort wieder zu verlassen. Nach einigem Nachdenken entschied der Blinde:

„Zum Loch können wir net hinaus, es ist net mit den Händ'n zu erlangen, und der Rand würd' auch nachgeb'n. Wir klettern da hint'n auf die Paket' und grab'n uns durch die Deck'. Erst schaffst das herabgefall'ne Land bei Seit', daß es net entdeckt wird, und hernach, wenn wir drauß'n sind, mach'n wir die Löcher wieder zu. Die Pascher dürf'n net bemerk'n, daß jemand hier gewes'n ist. Ich mach' sofort die Anzeig', und wenn es glückt, so werd'n sie all' hier abgefang'n.“

Dieser Plan wurde ausgeführt. Zwar kostete es dem hilflosen Blinden und dem schwachen Mädchen viel Zeit und Anstrengung, in das Freie zu gelangen und alle Spuren ihrer Anwesenheit zu verwischen; endlich aber kamen sie doch damit zu Stande und verließen nun den verhängnisvollen Ort, ohne an [45] ihre frühere Absicht, sich Sonnentau zu holen, mehr zu denken.

Der Rückweg wurde mit der möglichsten Schnelligkeit zurückgelegt, und, im Dorfe angekommen, gebot der Alte:

„Führst' mich net nach Haus', sondern zum Grenzer, aber so, daß der Ulmenbauer es net bemerkt.“

„Warum dieser net?“

„Weil ich meine Ursach' hab'! Wirst es schon auch noch erfahr'n!“ – – –

Unterdessen saß der Genannte bei seinem Besuche und mußte sich alle Mühe geben, seine zornige Aufregung zu bemeistern. Er hatte mit Sicherheit angenommen, daß die dem Sohne gegebene Lehre ihre Wirkung nicht verfehlen und dieser im Laufe des Tages nach Hause kommen werde. Aber er kam nicht. Stunde um Stunde verging; die Gäste wurden immer unruhiger, und endlich erhob sich der Geschäftsfreund und verließ das Zimmer.

„Herr Oppermann,“ sprach das Mädchen, „denkt Ihr Sohn etwa, es gibt bei uns keine jungen Herren? Mehr als genug, besonders wenn man nicht arm an Vermögen und Bildung ist. Höflicher und aufmerksamer aber sind sie jedenfalls!“

„Sobald er kommt, soll er den Lohn empfangen, der Trotzbul' der!“

„Aber er wird nicht kommen!“

„Er muß. Ich hab's ihm gebot'n, und wenn er sich net besinnt und nachgibt, so soll er sehn, was ich mit ihm tu'!“

„Ach so! Er ist mit unserm Plane also gar nicht [46] einverstanden? Das hätten Sie uns früher sagen sollen!“

Sie stand auf und rauschte mit einer Miene, die ihre ganze Entrüstung darlegen sollte, aus der Stube. Oppermann folgte ihr eilig und bemerkte zu seinem Schrecken, daß ihr Vater hatte anspannen lassen.

„Was! Du willst fort?“

„Ja. Ich dränge mein Mädchen niemandem auf. Ueber das Geschäft sprechen wir später, wenn du mal hinüber kommst!“

Alle Bitten und Vorstellungen des Ulmenbauers halfen nichts. Der Wagen rollte fort, und Oppermann ließ seine Wut an Frau und Gesinde aus.

Währenddem war es dunkel geworden, und der Grenzer kam, um nach dem Leutnant zu fragen.

„Er ist fort, schon seit einer ganz'n Weil'. Kann ich's vielleicht ausricht'n?“

„Es ist nichts von Bedeutung,“ meinte der Beamte vorsichtig. „Nur eine Privatsache.“ Dann entfernte er sich wieder.

Nach dem Abendbrot, welches Oppermann schweigend einnahm, verließ auch er den Hof. Nachdem er dieselben Vorbereitungen wie gestern getroffen hatte, schritt er auf Umwegen dem alten Schacht zu. In der Nähe desselben angekommen, stieß er seinen Signalpfeiff aus und sah nach wenigen Augenblicken eine Anzahl Schmuggler um sich versammelt.

„Ihr wißt, wem's heut gilt?“

„Dem Offizier.“

„Gut. Er ist mit seinen Leut'n beim Schacht. Ich will nur ihn; die andern können lauf'n. Er wird sie

[47] verteilt hab'n. Spürt jetzt 'mal vor, wo er sich befindet!“

Nach einiger Zeit kehrten die ausgesandten Lauscher zurück und brachten die Nachricht, daß der Leutnant ganz allein auf einem Steine sitze, während er seine Leute längs des Weges aufgestellt habe.

„So holt ihn; aber net einen Laut darf er ausstoß'n!“

Der Unteroffizier, welcher heute den Zettel erhalten hatte, lehnte unweit des Schachtes an einem Baume. Er konnte im Mondenschein den Ort erkennen, an welchem sein Vorgesetzter sich niedergelassen hatte. Da war es ihm, als finde dort eine ungewöhnliche Bewegung statt. Er duckte sich auf die Erde nieder und kroch hinzu. Der Leutnant war fort, aber sein Tschako lag neben dem Steine. Mit einigen raschen Sprüngen war der Unteroffizier zurück, eilte bis in die Mitte der Aufstellung und rief die Leute zusammen.

„Sie haben den Leutnant gefangen! Wir müssen –“

Da kam es den Weg heraufgekeucht, als steht etwas Hochwichtiges auf dem Spiele.

„Wer da!“ unterbrach sich der bestürzte Sprecher.

„Der Grenzer! Ist der Herr Leutnant hier? Ich habe soeben erst erfahren, daß er sich am Schacht befinde und ihm eine außerordentliche Mitteilung zu machen!“

„Sie sehen uns gerade seinetwegen in der größten Bestürzung. Er hatte sich abseits von uns aufgestellt und ist von den Paschern aufgehoben [48] worden. Wir müssen augenblicklich zur Verfolgung schreiten.“

„Aber wissen Sie, nach welcher Richtung? Nein? Ja, das kann ich mir wohl denken! Doch seien Sie außer Sorge; wir werden ihnen den Streich sofort vergelten, es soll ihr letzter sein!“

Er berichtete nun von der Anzeige des Torbauers, die auch hier eine außerordentliche Wirkung hervorbrachte. Es wurde schnell Beratung gehalten, und in Kurzem war der Platz verlassen. –

Die Gefangennahme des Leutnants war vollständig unbemerkt, wie die Pascher vermeinten, gelungen. Er wurde in lautloser Stille, gebunden und geknebelt, nach „Im Sonnenthau“ geführt, wo heute große Versammlung sein sollte.

Der Grenzmeister schritt voran. Trotz der Vorsicht, welche zu beobachten war, hatte er ein Zündholz hervorgezogen und sich eine seiner Zigarren angebrannt. Es war sein Stolz, nie mit einer Pfeife gesehen zu werden. Sie nahmen nicht den gewöhnlichen Weg, sondern schritten durch den lichten Wald in gerader Richtung auf ihr Ziel los. Sie hatten hier noch nie etwas Verdächtiges bemerkt und stiegen daher ohne vorherige Erkundung in die Schlucht hinab.

Oppermann bückte sich und faßte einen sorgfältig mit Moos bekleideten Stein, der auf einer unsichtbaren Rolle lief, aber sich fest in die Schluchtwand einlegte. Er zog ihn zurück und schickte sich an, durch das so entstandene Loch zu kriechen. Schon befand er sich halb im Innern der Höhle, als er einen fürchterlichen Schrei ausstieß und zurückfuhr. Er [49] hatte mit dem brennenden Zigarrenende den Boden gestreift und war damit in das Pulver geraten, welches Pauline gerade vor dem Steine verschüttet hatte. Es war explodiert und ihm in das Gesicht und die Augen geflogen. Alle Vorsicht vergessend, schnellte er sich empor und rief:

„Ich bin geblendet, die Aug'n sind mir verbrannt! Es hat Pulver vor dem Loch geleg'n und ist mir an die Zigarr' gekommen!“

In der nun entstehenden Aufregung bemerkten die Pascher nicht, daß sie umzingelt wurden. Da erscholl es über ihnen:

„Halt! Ergibt euch!“

Im Scheine des Mondes sahen sie die blanken Läufe zahlreicher Gewehre auf sich gerichtet; im Nu hatten sie auch die ihrigen erfaßt. Die Schüsse krachten von oben und unten, dann erfolgte ein Zusammenprall, der sich nach und nach in einen erbitterten Einzelkampf auflöste.

Oppermann war bei dem Rufe des Unteroffiziers zusammengeschockert. Er konnte nichts sehen und wußte sich rettungslos verloren. Aber wie, wenn er dennoch zu entkommen vermochte! Durch listiges Entschleichen war dies nicht möglich, da ihm das Augenlicht geraubt war. Er vergaß seine Schmerzen, zog das Messer und stürzte sich vorwärts. Der Zufall wollte, daß er auf eine Lücke stieß, durch die er gelangte, unbehindert zwar, aber doch nicht unbemerkt. Der Grenzer sah ihn und eilte ihm nach. Der Fliehende vernahm die Schritte. In weiten Sprüngen stolperte er nach rechts hinüber, um das junge Tannicht zu erreichen, aber er hatte [50] die Richtung verfehlt; noch ein Sprung, der Boden verschwand unter seinen Füßen und mit einem gräßlichen Schrei stürzte er in die Tiefe des Steinbruches. – – –

Nach dem Abendessen hatte Pauline ihren Eltern gesagt, wer heute kommen werde. Der Torbauer hatte aufgehört und dann gemeint:

„Der Bursch' ist mir willkommen; er soll net entgelt'n, was der Vater tut. Aber, Paulin', sag' ihm nix von heut!“

Heiner war dann auch gekommen und von den Eltern seines Mädchens freundlich empfangen worden. Er hatte erzählt, daß er sich mit dem Vater verfeindet habe und bis zum Austrag der Sache in Dienst gehen werde. Noch saßen sie beisammen, da klopfte es und der Grenzer trat ein.

„Torbauer, ich muß Euch berichten, daß wir sie haben.“

„So? Wirklich? Gott sei Dank! Den Meister auch?“

Heiner horchte auf.

„Ja. Und wißt Ihr, wer es ist? Der Ulmenbauer!“

Er kannte den Sohn des Genannten nicht und begann den Vorgang zu erzählen. Dann entfernte er sich mit der Versicherung, daß das Verdienst Schuberts die rechte Anerkennung finden solle.

„Also den Offizier hatt'n sie erwischt? Ja, das war die gute Taktik! Und der Grenzmeister ist also doch – – Heiner!“

Der Angeredete hatte starr und totenbleich [51] dagesessen, und kein Laut war über seine Lippen gekommen. Jetzt erhob er sich.

„Gut' Nacht!“

„Was willst', Heiner? Bleib!“ gebot Schubert.

„Der Sohn des Grenzmeisters darf nimmer bleib'n. Er muß fortgehn in die weite Welt, wo ihn niemand kennt!“

„Du bleibst! Geh her und setz dich wieder!“

Dem Zureden der braven Leute gelang es, ihn zu beruhigen. Er begann zu erzählen von all dem Leid, was er mit der Mutter zu ertragen gehabt hatte und verschwieg auch die letztvergangenen Ereignisse nicht. Als er geendet hatte, reichte ihm der Torbauer die Hand hinüber.

„Siehst, Heiner, es gibt einen Gott, der grad so straft, wie man sündigt! Er hat mich geblendet und ist durch mich wieder geblendet word'n, wie der Leutnant mit angesehen hat; er hat dich in den Bruch stürz'n woll'n und liegt nun selber tot darin. Sein Bau ist an einem einz'gen Tag zusammengebroch'n, wie du ihm geweissagt hast. Nun geh und tröst' die Mutter; Paulin' mag dich begleit'n. Dann schickst' die Knecht' hinaus zum Bruch und läß'st ihn holen. Du hast schwer zu trag'n; doch komm' zu uns, wir werd'n dir gern helf'n, es zu überstehen!“

Heiner ging, um die Mutter auf das Geschehene, von dem sie vielleicht noch nichts wußte, vorzubereiten. Pauline schloß sich ihm an.

„Weißt nun, Paulin', warum ich heut geweint hab?“ fragte er sie unterwegs.

„Nun weiß ich's, Heiner.“

[52] „Und willst mich dennoch lieb behalt'n?“

„So lieb wie erst. Nun brauchst auch net in den Dienst zu gehen. Die Flieg' am Hollunder hat ihre Schuldigkeit getan, und du bist Ulmenbauer geworden. Der Gram und die Sorg' hat ein End', und wenn das jetzt'ge Leid erst überstand'n ist, so wird das Glück einkehr'n bei uns und bei der Mutter!“

Aus Karl Mays literarischem Nachlaß

Von Dr. Max F i n k e

Als Karl May am 30. März 1912, acht Tage nachdem ihm noch im Wiener Sophiensaal über 3000 Hörer begeistert zugejubelt hatten, ein Paar gütiger und zur Güte verpflichtender Augen für immer schloß, da war es kein feierabendlich Sterben, keins mit dem Bewußtsein, den Werkplan ausgeführt, die Lebensarbeit vollbracht, den Schlußpunkt gesetzt zu haben. Es war ein für unsere nach Kriegskrämpfen erlahmende Zeit wahrhaft vorbildlicher Schaffenseifer, der den nimmermüd in Arbeit Büßenden und Sichreinigenden glaubhaft versichern ließ: „ – alle, alle Bücher, die ich, der Siebzigjährige, in meinem langen Leben geschrieben habe, alle meine Reiseerzählungen, alle meine Schöpfungen von Winnetou bis zu Marah Durimeh – sind nur skizzenhafte Vorstudien zu meinen eigentlichen Werken, die ich erst jetzt, im hohen Alter, schreiben werde! Erst jetzt beginne ich! Erst jetzt will ich – dichten!“

Der Tod ereilte ihn mitten in emsiger Vorwärtsbewegung. Noch ist die Arbeit der Nachlaßsichtung nicht vollendet. Neben einer Reihe von Bruchstücken unvollendeter Dramen – darunter „Schêtana“ und „Kyros“ – liegen Stoffsammlungen [54] und Vorarbeiten für frühere und noch geplante Werke vor. May wollte zum Drama übergehen. Die bisherige Form seines Schaffens, die vorzugsweise die „Reiseerzählung“ war, wurde ihm zu eng, zu unzulänglich. Ein Greis, gedachte er noch, mit großen Würfeln die weltbedeutenden Bretter zu erobern, um von höherer Warte, unmittelbarer, lebendiger, weiter und tiefer wirkend, an sein Volk, an die Menschheit die erziehende Frage zu richten: E d e l m e n s c h , w o b i s t d u ?

1.

Mit der 1906 bei F. E. Fehsenfeld in Freiburg i. Br. erschienenen – leider jetzt im Buchhandel vergriffenen² – zweiaktigen arabischen Phantasie „Babel und Bibel“ sollte eine ganze Reihe von Dramen beginnen, die zeigen sollten, in welcher Weise die Kunst zwischen Religion und Wissenschaft zu vermitteln hat. Der innere Vorwurf dieser geplanten Anschauungsdr a m e n sollte der nämliche sein wie der seiner bisher verfaßten Anschauungsb ü c h e r : Die Wandelung des Werte an sich reißenden Ich-Menschen in den Menschen der schenkenden Güte, des tätigen Wohlwollens; des Gewaltmenschen in den Edelmenschen. May fühlte sich berufen, ja heilig verpflichtet, wie er als Erzähler die Schundliteratur bekämpft hatte – und mit welchem nachhaltigen, ja immer noch wachsenden und reifenden Erfolge! –, [55] so auch für die immer mehr sittlicher Entartung und Verflachung anheimfallende Bühne Pionierarbeit zu leisten. „Babel und Bibel“ sollte nach seinem eigenen Worte der „Schneepflug“ werden, der die seiner Geistesart versperrte Bahn freimachen sollte. Das Heil deutscher Zukunft ist nicht von Bildungs- und Aufklärungsarbeit zu erwarten. Wir haben gefehlt, wir sind gestrauchelt, schuldhaft geworden, wie es einst der junge May ward. Wenn wir wieder emporkommen wollen, dürfen wir nicht vom Intellektualismus und seiner müden Skepsis Kraftgewinn erhoffen. Wie May sich entsühnte, indem er die ihm auferlegten Freiheitsstrafen rechtschaffen abbüßte, im „Zucht“-Haus den Keim zur Güte züchtete, den er dann während eines arbeitssauen langen Lebens immer mehr entfaltete, so muß auch unser Volk durch Aufruf aller lebensgläubigen Kräfte aus dem Tiefenpurpur des Echt-Religiösen seine völkische Orestie



² Nach den Verlagsplänen kaum vor 1922 wieder vorliegend. (Bemerkt sei, daß May ursprünglich den Titel „Abu Kital“ beabsichtigt hatte.)

erleben, seine seelisch-sittliche Genesung finden.

Diese „heilige Macht der wahren Religiosität, die Unwiderstehlichkeit des wahren Gottvertrauens, die Forderungen der edlen Menschlichkeit und die Möglichkeit eines vernunftgemäßen Völkerfriedens“ wollte May in „Babel und Bibel“ zur lebendigen Gestaltung bringen. May war, obschon für die Seelenkunde des Gewaltmenschentums mit reizbarer Einfühlung als Schriftsteller begabt, überzeugter Pazifist. Die vielfachen inneren Beziehungen Mays zu jenem ernstzunehmenden Pazifismus darzustellen, wäre in einer Zeit leidenschaftlichen [56] Streites über Wert und Möglichkeit einer universalen Völkerliga von Reiz und Nutzen, bleibe aber einer späteren Gelegenheit vorbehalten. Auch wäre es jetzt daran, die Aufführung des gedankenreichen Zweiakters endlich in die Wege zu leiten. Seine Bühnenwirksamkeit zu prüfen, scheint mir nicht Sache theoretischer Erörterung, sondern des praktischen Versuches.

„Babel und Bibel“ wird noch geraume Zeit im Buchhandel fehlen, bis der Neudruck herauskommen kann. Gerade deswegen werden es viele Leser begrüßen, wenn das Karl-May-Jahrbuch mit der Veröffentlichung der Vorarbeiten des Dichters zu jenem Werke beginnt, das neben Band 30 der gesammelten Werke „Und Friede auf Erden“ und neben den beiden Bänden 31 und 32 „Ardistan und Dschinnistan“ die Sehnsucht aller Kulturwelt nach dem Völkerfrieden künstlerisch gestaltet.³

Es fanden sich im Nachlaß eine Reihe auf „Babel und Bibel“ bezüglicher Handschriften mit dem Schlußdatum „Montag, den 1. 10. 1906“ und den Ueberschriften:

1. Babel und Bibel. Plan. Ein dramatisches Vorspiel aus zwei Welten, das ähnlich, wie Goethe im Vorspiel zu Faust Gott Vater handelnd einführt, Ard, den Herrn der [57] Erde, und Marah Durimeh, die Menschheitsseele, außer Kara Ben Halef und dem Scheik der Dschesireh-Araber auf die Bühne bringt. Man darf annehmen, daß May dieses Vorspiel nach seiner Vollendung einer 2. Auflage von „Babel und Bibel“ oder der eigentlichen Aufführung zugehört hat.

2. Babel und Bibel-Streit. Enthält wissenschaftliche und sonstige Notizen zu dem durch [Friedrich] Delitzsch ins Leben gerufenen „Babel und Bibel“-Streit, u.a. aus Werken von [Hermann Volrath] Hilprecht, H. [Hugo] Winkler, [Carl Ferdinand Friedrich] Lehmann, [Johannes] Lehmann-Hohenberg, [Heinrich] Pudor. Ein aufschlußreicher Beitrag zu der Arbeitsweise Mays. Er verband mit schöpferischem Zeugungsdrange eine außerordentliche Aufnahmefähigkeit für die scheinbar entlegensten Stoffkreise, sammelte mit Bienenfleiß alles Zweckdienliche, verarbeitete es, nahm es in seinen seelischen Chymus und Chylus auf, um seine Idealwelt ganz mit Wirklichkeitsgeist sättigen, sie mit realen Bausteinen aufbauen zu können. Gerade der Vergleich dieser Aufzeichnungen mit dem ausgeführten Zweiakter zeigt, wie wenig May den gegen ihn erhobenen Vorwurf des Plagiates, also des literarischen Diebstahls, verdient. Was er „entlehnte“, gestaltete er in organischem Wachstumsprozeß um, erlebte er, ja verlieh ihm durch seine eigenartige persönliche Gestaltung erhöhtes Leben, farbiger, tiefere Wirksamkeit. Auch dieses in einer Zeit berechtigten Kampfes um das Recht der geistigen Urheberchaft doppelt wichtige Thema: „War Karl [58] May ein Plagiator?“ gehört in den Aufgabenkreis der künftigen Bände des Jahrbuches⁴.

3. „Babel und Bibel“. Skizze.

a) Konkrete Tatsachen.

b) Abstraktes, Metaphysisches und Symbolisches.

c) (Ohne Ueberschrift): Ueber Ziel und das innere Wesen von „Babel und Bibel“.

d) Zur Bedeutung der Namen.

e) Innere Handlung: Sonstige Bemerkungen zu „Babel und Bibel“, betreffend Schauplatz, Deutung des Symbolhaften, Szenarisches, Mission des Ganzen.

Wir veröffentlichen im vorliegenden Jahrbuche Nr. 1 und 2 dieser Aufstellung, Nr. 3 behalten wir aus Platzgründen dem folgenden Bande vor.

³ Vgl. Bd. „Ich“, S. 477: „Ich habe ein einziges Mal etwas Künstlerisches und Formvollendetes geschrieben, mein ‚Babel und Bibel‘. Was war die Folge? Es ist als ‚elendes Machwerk‘ bezeichnet und mit Spott und Hohn überschüttet worden. Da weicht man zurück und wartet auf seine Zeit. Und diese kommt gewiß!“

⁴ Zur Frage des Plagiates vgl. Karl May: „Mein Leben und Streben.“ Selbstbiographie. Neuherausgegeben von Klara May, Freiburg i. Br. 1912, (2. Auflage; vergriffen,) S. 218 - 223.

1. Babel und Bibel. (Plan.)

Ein dramatisches Vorspiel aus zwei Welten.

Personen.

Kara Ben Halef, der Scheik der Haddedihi vom Stamm der Schammar.

Marah Durimeh, die Herrin von Kulub.

Der Scheik der Dschesireh-Araber.

Ard, Herr der Erde.

Marah Durimeh, die Menschheitsseele.

Scheik kann den höheren Zweck der Ausgrabungen nicht begreifen, glaubt, man grabe nach Schätzen.

Es gibt allerdings eine Sage, daß hier Schätze verborgen liegen. Er verhält sich feindlich zu ihnen. Da schickt Halef seinen Sohn, ihn aufzuklären.

[59] Scheik: Wie, wenn nun Gott die Poesie uns sendete, uns aufzuklären über ... Kein Mensch würde ihr glauben. So glaube ich dir auch nicht. Du bist Poet, und Poeten sind Phantasten.

Als die Poesie verschwunden war, trat die Verwirrung ein. Vorsitzender empfiehlt strengste Prosa, Wissenschaftlichkeit, Objektivität. Strengster Ausschluß der Phantasie.

Erste Szene Versammlung der Grabenden. Vorzeigen der Funde. Alle Nationen und Kulte anwesend.

Ihr schüttet nächtlich zu, was sie am Tag geöffnet.

Die Gräber suchen mit ihrer Wissenschaft vergeblich nach der Bibliothek des Alim. Kara findet sie durch Inspiration.

Wir würden wohl usw.! Jedoch die Angst vor den Konsuls und der fremden Macht!

Laßt sie nur immer graben, denn was sie finden, finden sie für uns. Der Fund bringt ihnen Tod.

Drei Ruhetage (haben sie von heute an) sind drei Seligkeiten.

(Das schwebt und schwebt.) Das will sich greifen lassen.

(Und kommt doch nicht herunter.) Und kann doch nicht ganz heran.

„Der Herr allein stand in dem eigenen Licht.

Da sprach das Licht . . .“

E r d e : So hört: Des Raumes Seele ist die Zeit,

Und stirbt der Raum, wird sie zur Ewigkeit.

Drum ist hier jedermann darauf bedacht,

Daß sich die Ewigkeit bei uns nicht mausig macht,

Denn, lassen wir sie nicht zu uns herein,

Wird's umgekehrt: wir werden ewig sein.

S c h l u ß w o r t :

Heut ist der Tag der tausend Seligkeiten,

Der große Tag, den unser Herr gemacht.

So laßt uns denn zur Erde niederschreiten.

Es werde Licht - - - (Glocken klingen)

Der Mensch ist aufgewacht!

Beim letzten Kampf um Kara erscheint Marah Durimeh, stellt sich zwischen und ruft Ard zu:

[60] Dein ist die Erde, aber nicht der Mensch.

Ich bin der Mensch, der nach der Wahrheit sucht

Und nach dem Ort, an dem ich ihr begegne.

Im Paradies hat mich der Herr verflucht,

Daß er mich hier nun in der Hölle segne!

(Kam in d. Schweizermühle 9./10. 8. 05.)

Der blendend weiße Wüstensand verwandelt sich in schwarzes Fruchteland (es Sawâd). Streck I. 4.

Wir spielen nicht, was wir uns selbst ersinnen;

Wir spielen das, was uns das Leben gibt.

Wir spielen auch das nach, was ihr uns vorgespielt.

Entdeckungen haben etwas Berausches.

Denk nicht, es werde leichthin hier gewürfelt, wie - - -

Winkler, Babylon. Kultur 41.
Gefangene Gelehrsamkeit.
Materialisten.
Freie Wissenschaft.
Idealisten.
Begeisterung.
Phantast.

A r d : „Was ist der Mensch?“

K a r a : „Der Mensch ist eine Monarchie, regiert vom Geist.“

A r d : „Verdammt, das weiß der Kerl! Wo aber bleibt die Seele?“

K a r a : „Sie ist die Sultana ...

Und alles, was sich tiefer unten regt - -

A r d : „Das ist der Plebs, der - - -

K a r a : „Das ist das Volk, auf dessen starken Schultern, der Thron des Herrschers ruht. (Das Verhältnis des Herrschers zu den Leidenschaften des Volkes; hat auch seine eigenen.)

Folgt uns hier aus dem Land gefangener Geister

Hinauf ins Reich der freien Poesie.

Schande, nur einen Augenblick in der Stadt zu wohnen!!!

Schammar = Ansar,

Da konnte man noch schlafen.

Humuskissen. Urwald = Lagerdecke. Man schlief Jahrhunderte [61] lang⁵. Man wachte nur für Augenblicke auf, wenn kämpfende Gebirge einander anbrüllten oder Ozeane in wilden Träumen schnarchten. Kam mir ein Mastodon quer über die Nase gelaufen oder eine Urweltechse in das Ohr gekrochen, ich fühlte es nicht, das winzige Ungeziefer.

Heut aber irritiert mich jeder Menschenfloh. Man schläft überhaupt nicht mehr; man ist nervös geworden. Jetzt ackert mir die Menschheit übers Lager und pflanzt mir Zuckerrüben, Kartoffeln oder Gerste in das Bett. Und gar die Decke, wie hat man die zerredet! Der schöne Filz ist hin. Und was noch übrig ist, das stinkt nach Latrinenjauche und Agrikultur. Lege ich mich trotzdem hin, so spieße ich mir einen Kirchturm in das Fleisch oder es rattert ein Schnellzug unter mir hin. Das halte der Teufel aus, nicht aber ich!

Steine, Pflanzen, Tiere, die können nichts verraten. Die lasse ich noch gelten. Aber die Menschen! Die denken nach, die stecken ihre Nase in alles. Sobald ein Mensch mir hier in diese Bude kommt, bin ich verloren. Das ist eine alte Prophezeiung.

Wohlan zum Kampf! Heut wurde präludiert, doch morgen schon ...

Man läutet auf der Erde. Karfreitag - Tag der Qual.

K a r a : „Schattenbilder? Die sollt ihr haben. Doch wer den Schatten sehen will, der hat das Licht mit in den Kauf zu nehmen. Wir zeigen euch also zuerst ...“

Der Duft, der über diesem Stücke ruhen soll: Der Scheik haßt das Abendland. Und Marah Durimeh: Der Geist ging von euch fort, nach Westen. Ich ging ihm nach, ihn euch zurückzuholen, den Menscheng Geist. Er stand im Abendrot. Er kehrte um und kam mir entgegen, hochgestaltet und leuchtenden Angesichts.

Ard ist dem Menscheng Geiste tributpflichtig.

Will sich aber freimachen.

B a b e l : Erst wollte ich nicht. Ich sträubte mich. Ich hielt es für verrückt. Nun aber ...

[62]

2. Babel und Bibel-Streit

I. H i l p r e c h t . Die Ausgrabungen im Bel-Tempel zu Nippur, S. 4.

Man hat Wissenschaft und Offenbarungsreligion mit einander verquickt und wird die Konsequenzen davon tragen müssen.

Gott offenbart nicht Lehren und Wahrheiten, sondern Gott offenbart sich selbst.

⁵ Das Folgende spricht offenbar der „Herr der Erde“.

Gegensatz

Verbalinspiration ----- – organische Auffassung.
heil. Schrift

Sterne 420. 10. Altebaran = [Alfred] Jeremias „Im Kampfe“ 29. 37. 40. 41. 42. Alte Testament: 329. 335.

EI = Gott, El-Schaddai, Gott der Allmächtige.

Die Vorfahren Moses und Abraham verehrten den „Gott aller Menschen“; sie bekamen dann „ihren“ Gott. Also ganz so, wie jetzt die Katholiken auch „ihren eigenen“ Gott und Erlöser haben.

Gebet der Assyrer. 420. 25. (Hommel.) Engel des Himmels.

Engel des Abgrunds. Winkler „Babyl. Kultur“ 28.

Das Gesamtbild unserer heutigen geistigen Bestrebungen ist zweifellos das der **Zerfahrenheit**.

**Wir wollen nicht Zerstreung, sondern Sammlung, nicht Entzweiung, sondern Vereinigung!
Laßt Glocken läuten, alle Erdenglocken!**

Wir dürfen nicht zerstreuen, wir müssen sammeln. Wo alle Himmel ihrem Herrn frohlocken, versuch' die Menschheit wenigstens zu stammeln!

Babylon: Weltanschauung

Hugo Winkler. „Die babyl. Kultur.“

Nubattum, der Unglückstag, der durch Gehorsam gegen Gottes Führung zum Segenstage wird. Jeremias, „Im Kampfe“ 36.

II. Hölle und Paradies. [Alfred] Jeremias. (Irkalla 15.)

Nergaltempel v. Kutha. 17. Wenn er einst ausgegraben sein wird, werden wir Neues über babyl. Höllenphantasien erfahren. 3.

Unterarme der Leiche nach oben gerichtet. 9.

[63] Aralu Totenwelt 14.

Sie wollen die Unterwelt zertrümmern! Kraftszene! 15.

Da liegen am Boden Kronen 16. (Bild.)

Totenbefrager 20.

Ea, der Obermagier unter den Göttern. 26

Adapa (Bibliothek) 27.

„**In Linnen von Eridu gehüllt**“, 30. (Ausdruck!)

Marduk, der große Aufseher der himml. Geister. 30.

Seele, Leiche 31.

III. Winkler. Abraham als Babylonier.

Josef als Aegypter.

Der Mensch soll nicht auf die herabblicken, durch die er wurde, was er ist!

Abraham der Chelilu 'Ilah. Der Freund Gottes. 7.

Die Summe des Lebenswerkes führender Geister vermag die Menschheit nicht im engen Zeitraume eines Menschenlebens zu ziehen. 24.

Für den Orient ist die Religion die geistige Begründung und Erklärung aller Weltordnung.

Der religiöse Mittelpunkt war von der 1. Dynastie an Babel.

Im älteren Reiche gab es zwei Mittelpunkte: Ur und Harran. Abraham war also Anhänger der älteren Religion.

Die Götterspitze ist der Gott der Völker- oder Menschheitsspitzen!

IV. Lehmann. Babyloniens Kulturmission.

Feuerpost 11.

V. Lehmann-Hohenberg. Naturwissenschaft und Bibel 423.

Wir stehen im Morgengrauen eines anderen Weltentages 1.

Fernstenliebe 30.

Edelmenschen 30.

VI. Pudor. Babel - Bibel.

Welch eine ungeheure Spanne Zeit muß der Menschheit vor dem fünften Jahrtausend zugestanden

werden, bis sie jene Werke der Kunst zu schaffen befähigt war!

[64] Außerordentliche Schamhaftigkeit der babyl.-assy. Kunst. Nackte männliche Figuren finden sich nie, weibliche sehr selten.

Winkler. Gesetz Hammurabis.

VII. Sintflutergol 42.

Marah Durimeh erzählt dem Babel: „**Die Zeit ist die große Flut.**“

Da plötzlich steigt es auf; es rollt und rollt heran. Herr hilf uns, wir verderben! Das ist die Zeit, die fürchterliche Zeit! Die alles, was zu messen ist, vernichtet und verschlingt! Und doch, und doch! Sie kam von Gott und rollt zu ihm zurück. Die Sintfluthügel fraßen nur die Körper, die sich weigerten, zu Geist zu werden...!

(Scharf nachdenken!)

„Ein ganz verrücktes Weib!“ ruft Babel aus. II. Akt.

Die Zeit, die Flut, die uns die Sünde brachte und sie auch wieder mit sich nimmt.

Wohl dir, wenn du die Zukunft schaust

Und fleißig an der Arche baust.

VIII. Jeremias, Monotheistische Strömungen.

Gudea: Kein Verständiger wird den Tempel eines Zauberers betreten. 5.

Heptagramm 7.

Schicksalstafeln 8.

Bücher der Urzeit, die vor der Sintflut vergraben wurden. 8.

Hiervon spricht Babel. Marah sagt: „Dieses Buch, das ist das Firmament.“

Babel: „Diese Frau, die ist verrückt!“

Sintflut ist eben die Zeit.

Der Raum war geschaffen und belebt worden; dann kam die Zeit. Sie trennt sich von der Ewigkeit; das ist „Sünde“, der Irrtum, der sich an dem Ewigen vergeht, um scheinbarer zeitlicher Vorteile willen!

IX. Hilprecht. Ausgrabungen I.

Al Adschor, Backstein.12.

Etagenturm Ziggurat. 117. 140.

Königl. Ueberschrift. 117.

[65]

2.

Charakteristisch für die hohe Auffassung Mays von der Zukunftsbedeutung der Kunst, die berufen ist, alle bisherigen „Schattenspiele“ abzulösen, ist der folgende 6. Kunstbrief vom 15. April 1907. Band 34 der „Gesammelten Werke“ „Ich“ enthält S. 241 - 266 die ihm vorangegangenen fünf anderen Kunstbriefe (1906/07). Dieser 6. wurde erst nach Herausgabe des „Ich“-Bandes aufgefunden. Er ist, wie die übrigen, an Leopold Gheri⁶, damaligen Schriftleiter des Innsbrucker „Kunstfreundes“ gerichtet und blieb unabgeschickt, da Gheri die Redaktion niederlegte. May hatte 12 Kunstbriefe geplant, die monatweise, anfangend mit dem 2. Oktober 1906, im „Kunstfreund“ veröffentlicht werden sollten. Außer in seiner Selbstbiographie und an vielen Stellen seiner Werke hat May sich zusammenhängend über seine Kunstauffassung in seinem letzten Wiener Vortrag⁷ geäußert.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Wir stehen im April, jenem wetterwendischen Monat, dessen meteorologischen Behauptungen nie zu trauen ist; aber schließlich macht er die Prophezeiung, daß der Frühling kommen werde, doch immer wahr. Das Aprilwetter ist berühmt oder vielmehr berüchtigt. Da heißt es:

[66] Bald so, bald so! Aber wirklich verlassen kann man sich auf nichts, nicht einmal auf die Stunde, in der man lebt!

⁶ Von Leopold Gheri brachte das erste Karl-May-Jahrbuch 1918 die Reiseerzählungen „Auf der Hammada Mokattam“ und „Châbet el Akhrâ“, außerdem die Wiedergabe eines Gemäldes Ali-el-iswud.

⁷ Bd. „Ich“, S. 513 ff.

Ich meine, solchen April haben wir jetzt überhaupt, nicht nur in physikalischer Beziehung. Auf allen Gebieten alle möglichen Witterungen. Man kennt sich fast nicht mehr aus. Jeden Augenblick einen andern Wind. Barometer und Thermometer gefallen sich in Schulknabenstreichen. Wenn es schneit, ist es Wasser; wenn es regnet, ist es Schnee. Und scheint einmal die Sonne, so zieht man Hand- und Filzschuhe an, um nicht zu frieren - in Handel und Wandel, in der Politik, in der Wissenschaft, in der Kunst, ja sogar in der Theologie, die man augenblicklich fast mit einem Wetterhäuschen vergleichen möchte, aus dem bald der Herrgott und bald der Teufel, bald der Glaube und bald der Unglaube vor die Türe tritt. Man könnte an allem Gewesenen, Seienden und Erwarteten irr werden, wenn man nicht ganz genau wüßte, daß grad diese vielgestaltete Unzuverlässigkeit das sicherste Zeichen des nahenden Frühlings ist, wie im innern seelischen und geistigen Leben, so auch im großen, äußern Leben der Völker.

Auch die neuere Kunst steht im April. Es wäre überflüssig, dies besonders nachzuweisen. Aber dieses scheinbar unbeständige Stürmen, Stöbern, Wallen und Wehen ist kein schlimmes, sondern ein gutes Zeichen. Es ist ein Beweis des Lebens, der gärenden Zukunftskräfte, die nach Erlösung, nach Gestaltung streben. Geben wir ihnen Raum, lassen wir sie frei, so sprießt und grünt und blüht es allerorten und alles das, was uns als überraschende, vielleicht sogar als unberechtigte Sonderheit erschien, wird in die duftende Harmonie gezogen und stimmt in den allgemeinen Jubel ein, daß die große Zeit der Renaissance noch nicht vorüber sei, sondern höchstwahrscheinlich erst nun beginne. Denn die Perioden der Kunst spannen weiter, als man glaubt. Wer da meint, sie mit kurzen Jahrzehnten abfinden zu können, der irrt. Wer so Riesiges zu erreichen hat wie sie, bewegt sich nicht im Schritt der Zwerge, und ein Künstler ist nur dann als groß zu bezeichnen, wenn er nicht für die nächste Nähe, sondern für Entfernungen schafft. [67] Und ein Lehrer der Kunst steht nur dann am rechten Platze und kann nur dann Bedeutendes erzielen, wenn er sich immer vor Augen hält, daß der Kunstbegriff nicht standesamtlich festzulegen ist, sondern sich mit den Jahrhunderten wandelt, weil er die Aufgabe hat, mit der Menschheit ununterbrochen in höhere Jahrtausende emporzusteigen. Darum kommt es vor, daß einer, der sich auf der Höhe glaubt, schon überwunden in der Tiefe liegt, und daß ein anderer, den er weit unter und hinter sich wähnt, ihn längst überholte und grad derjenige ist, dem er unterlag.

Was ist Kunst, und wer ist ein Künstler? Jedermann glaubt, die Antwort hierauf zu wissen, und doch ist es sehr leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß keiner von uns allein sie weiß. Was ist Kunst, ist ganz gewiß ebenso eine Titanen-Frage wie: Was ist Glaube? Sie ist himmelstürmend, Wer noch nicht bewiesen hat, daß er Titane ist, der sollte sich hüten, zu glauben, daß er diese Frage lösen könne. Und hätte er es bewiesen, so müßte man ihn daran erinnern, daß es sogar auch den Titanen nicht gelang, den Sitz der Götter zu erreichen. Auch deutet das Wort Titane mehr auf praktisches Können als auf theoretisches Wissen. An der Unzulänglichkeit und dem Unverständnis der Theorie sind schon viele zugrunde gegangen, an der künstlerischen Tat aber wohl noch keiner. Die Kunst ist überhaupt nur Tat. Sie entsteht im Innern. Je größer und wertvoller sie ist, desto langsamer und bedächtiger reift sie nach außen heraus. Sie braucht Zeit, wie alles andere, ja, oft mehr Zeit als alles andere. Und diese Zeit muß man ihr gewähren, ohne drein zu reden, ohne sie zu stören. Heutzutage aber ist es zur Gewohnheit geworden, über jedes Ei, kaum daß die Glucke es legte, in Eile herzufallen, um zu bestimmen, ob es ein Hühnchen, ein Hähnchen oder wohl gar ein Karnickel sei. Dann legt man es nicht der Henne, sondern dem künstlichen Apparate unter, und was da herauskommt, wird in irgend einem gedruckten Kunst-Restaurant als Back- oder Brathänderl mit Buttertunke und Beigemüse verspeist. Die meisten aber kommen noch nicht einmal in den Brutofen, [68] sondern sie werden schon als Ei genossen, mit oder ohne Konfitüre. Man hat verlernt, zu warten. Wer mit achtzehn Jahren beginnt, ist mit zwanzig schon berühmt oder abgetan. Man läßt nicht reifen. Man schüttelt die Bäume zu früh. Daher das viele unreife Obst, auf das aber hunderte von Unternehmern warten, um es zu Gelee oder Marmelade einzukochen und an den Mann zu bringen. Damit züchtet man - fast hätte ich gesagt, Dilettanten, und damit etwas ganz anderes getroffen, als ich treffen wollte. Dilettanten sind achtbar, sind nützlich, sind nötig. Ich meinte vielmehr: Man züchtet ein künstlerisch impotentes Lalentum heran, das sich einbildet, Kunst-Priesterschaft zu sein und in das Heiligtum zu gehören. Die Menge dieser an sich ganz braven Leute wächst von Tag zu Tag. Sie schwillt an. Sie füllt die Spalten der Zeitungen, der Blätter, der Revuen, der Journale und wie das alles heißt. Wer es nicht besser weiß, der glaubt wirklich an das „Volk von Den kern und von Dichtern“, als das man sich in diesen Kreisen betrachtet. Aber den wirklichen Denker lehnt man ab, und der wahre Dichter und Künstler

wird entweder, wenn er nicht starke Ellbogen hat, von der Menge erdrückt oder er muß jahrzehntelang mit allen möglichen Widerwärtigkeiten und Hindernissen kämpfen, ehe es ihm einmal gelingt, sich bemerklich zu machen.

Dabei kommt der Kunstbegriff, anstatt im Kurs zu steigen, ins Fallen. Er verliert immer mehr an Inhalt und an Wert. Er strebt nicht mehr in die Höhe, sondern er fließt in die seichte Breite auseinander. Wer in dieser Seichtheit auf Händen und Füßen paddelt, es aber versteht, als wirklicher Schwimmer zu erscheinen, der ist der Held des Tages und wird um so lauter bewundert, je mehr er den Schlamm vom Boden rührt und das klare Wasser trübt. Jede besondere Kapriole erhält besonderen Lohn. Hierdurch verändern und verschieben sich die künstlerischen Maße. Sie werden kleiner. Die Ansprüche sinken. Das Auge gewöhnt sich derart an das Niedrige und Geringe, daß alles, was darüber hinausreicht, in die Gefahr kommt, als bedenklich und abnorm zu erscheinen. Man hört auf, dem Höheren, [69] dem Großangelegten zu trauen. Ich glaube ja, daß der gute Wille und wohl auch das gute Gewissen vorhanden sind, aber indem man bei jedem einzelnen Schneeglöckchen stehen bleibt, um es als Frühlingswunder anzustauen, hat man kein Auge für das gewaltige Knospen und Treiben hoch über diesen nebensächlichen Unbedeutendheiten, kein Ohr für den prophetisch sausenden und brausenden Chor der Lüfte und kein Verständnis für das wachsende Schwellen und Quellen im eigenen Herzensinnern.

Und wir haben doch schon April! Und es soll doch Frühling werden. Und wer nicht an eine Wiedergeburt, an eine Renaissance glaubt, der sage: Neugeburt; auch das ist richtig! Wir spüren ihren Hauch. Sie ist schon wahr, sie steht schon vor der Tür. Denn die Sünder mehren sich. Das ist das untrüglichs-te Zeichen, daß sie kommt. Die Wasser quellen. Auf den Waldwiesen platzt der Rasen. Das Neue bricht hervor. Die alten Rinnen und Furchen können es nicht fassen. Die Gräben werden zu eng. Alle Röhren und Mulden laufen über. Die Dämme reißen. Die Quellen werden zu Bächen. Sie achten nicht der bisherigen Ufer, sondern sie suchen sich neue Wege. Was ihnen hinderlich ist, wird zur Seite geschwemmt, wo es nichts mehr gilt, oder mit fortgenommen. Das sind die Sünder, auch in der Kunst. Sie stammen nie aus niedriger Gegend, sondern stets aus dem Hochlande. Bei ihnen gibt es keine Bedenken. Sie lassen sich nur von ihrer eigenen Schwerkraft leiten. Andere Gesetze kennen sie nicht. Das Alte ist ihnen nur dann heilig, wenn es sie nicht hindert, sonst zerstören sie es oder graben sich andere Wege. Um sie an der Arbeit zu sehen, genügt es, in der heutigen Gegenwart Umschau zu halten. Früher durften sich nur Grandseigneurs, wie z. B. Goethe, gestatten, einen eigenen künstlerischen Willen zu haben. Heut ist das schon gewöhnlicheren Sterblichen erlaubt, denn man sieht, daß ihrer zu viele sind; man kann nichts dagegen machen. Die alten Regeln platzen. Die Gesetze werden morsch und fallen stückweise ab. Welcher Dramatiker glaubt noch an Gustav Freytags Technik? Man munkelt sogar von einem immer größer werdenden und sich [70] immer weiter verbreitenden Zweifel an der Legitimität der jetzigen Regierungen im Reiche der Kunst. Der Respekt will schwinden. Man erlaubt sich, zu ketzern. Man wagt es, zu behaupten, daß der Natur des Göttlich-Menschlichen eine größere Autorität zukomme als den Konservatoren veralteter Anschauungen, die, selbst wenn sie aus Griechenland stammen, für unsere Zeit nicht mehr passen. Man behauptet, daß die von dieser Seite krampfhaft festgehaltene Kunst nicht mehr als natürlich, sondern als erkünstelt erscheine. Die wahre und die einzige Quelle der Kunst sei das Leben, aber grad dieses Leben handle nach keinem einzigen der gegenwärtigen Kunstgesetze. Seit die Erde steht, habe sich niemals irgend ein Ereignis in der Weise abgespielt, wie die Theorie es z. B. für die Kunst des Romanciers oder des Dramatikers gebietet.

Es ist richtig, daß derartige Darlegungen nicht unberechtigt sind. Man braucht sich von der Kunst und ihren Bedingungen keineswegs loszusagen, um neue Quellen springen und neue Wasser stürzen zu sehen. Die Axt schallt durch den Wald. Es wird abgeholzt, und frische Schonungen entstehen. Das düstere Nadeldickicht soll zum hellen Park, zum frohen Laubforst werden. Da sind wohl andere Maße und andere Formen und andere Farben nötig, nicht theoretisch ausgeklügelt und auch nicht konventionell gebieterisch oder gar diktatorisch prahlend, sondern der Natur im innigen und liebevollen Verkehr abgelauscht und der längst ersehnten, segensreichen Zeit entsprechend, der wir entgegengehen.

Ich sehe es schon blühen! Nicht nur in Garten, Feld und Hag, auch in der Kunst. Und das gibt dieses Mal ganz andere Knospen als die gewöhnlichen, alljährlichen! Sie sind von ganz besonderer Art und lassen auf Früchte schließen, die vorher nie geerntet worden sind. Und herzerhebend ist dabei, daß es grad an den Stellen am meisten, am schönsten und am hoffnungsvollsten blüht, die man bisher für unfruchtbar, für

zurückgeblieben, für inferior gehalten hat. Da gilt es, unseren Blick nach vorn zu richten, vom Winter und über den eingetretenen Lenz hinweg in die kommenden Sommermonate hinein. Zwar ist nichts pietätvoller [71] als die Kunst, und wir sind sehr gern bereit, der Vergangenheit ihren vollsten Wert zu zollen; aber wir haben der großen Männer mehr als genug, die dieses für uns alle tun, und fühlen uns berechtigt und verpflichtet, nun auch auf das, was nahen will, zu achten. Die jungen Künstler der Gegenwart streben alle der Zukunft entgegen. Keiner von ihnen ist so vergangenheitstrunken, daß er vor der „alten Zeit“ und ihren steinernen Gesetzestafeln im Staube liegt und den Ruf nicht hört: „Mache dich auf und werde Licht!“ Es scheint die Zeit gekommen zu sein, in der, wer groß werden will, auch in der Kunst, sich nicht mehr rückwärts, sondern vorwärts zu wenden hat. Und wenn wir unumwunden zugeben, daß wir in religiöser Beziehung alle unsere Hoffnung in die Zukunft richten, so ist es doch wohl selbstverständlich, daß auch die Kunst nicht nach dem vergangenen, sondern nach dem zukünftigen Leben strebt, das mit uns auch ihr verheißen worden ist.

Die griechische Kunst erreichte nur den mythologischen Himmel. Die heutige Kunst hat es nicht mit Göttern, sondern mit Menschen zu tun, die vom Staube zu erlösen und hoch über den „Olymp“ emporzutragen sind. Das tut der Glaube, der zum Schauen führt. Der Kunst aber fällt die herrliche Aufgabe zu, uns die Seligkeit dieses Schauens vorahnen zu lassen, indem sie uns die irdische Form vergeistigt und beseelt. Man mag diese ihre Aufgabe begreifen oder nicht, sie wird sie lösen, wenn nicht durch uns, so dann durch andere, die nach uns kommen und einsichtsvoller sind als wir.

Radebeul-Dresden, den 15. April 1907.

Karl May.

3.

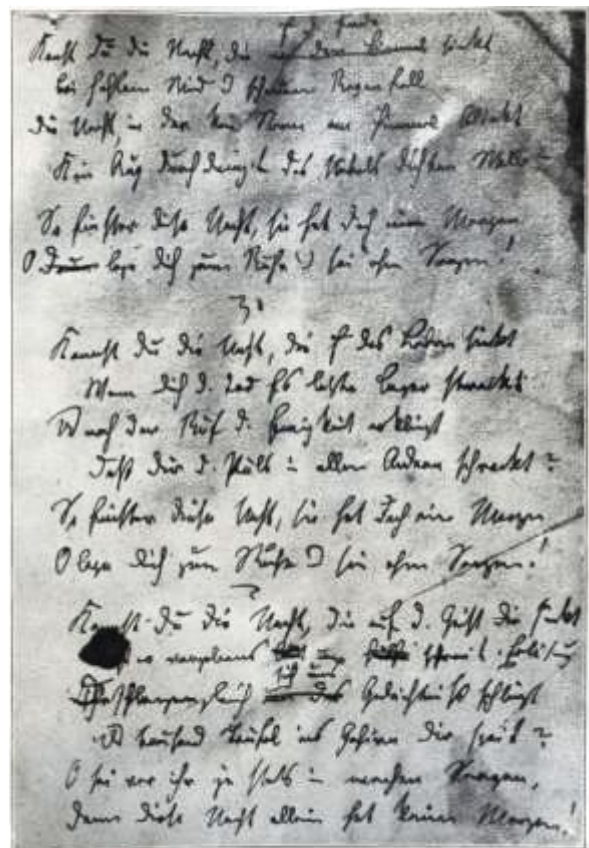
Kennst du die Nacht, die auf die Erde sinkt
Bei hohlem Wind und scheuem Regenfall,
Die Nacht, in der kein Stern am Himmel blinkt
Kein Aug' durchdringt des Nebels dichten Wall?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen.
O lege dich zur Ruhe und sei ohne Sorgen.

[72] Kennst du die Nacht, die auf das Leben sinkt
Wenn dich der Tod aufs letzte Lager streckt
Und nah der Ruf der Ewigkeit erklingt,
Daß dir der Puls in allen Adern schreckt?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen.
O lege dich zur Ruhe und sei ohne Sorgen.

Kennst du die Nacht, die auf den Geist dir sinkt,
Daß er vergebens um Erlösung schreit,
Die schlangengleich sich ins Gedächtnis schlingt
Und tausend Teufel ins Gehirn dir speit?
O sei vor ihr ja stets in wachen Sorgen,
Denn diese Nacht allein hat keinen Morgen.

In vorstehendem Gedicht aus Karl Mays Nachlaß werden die Sattelfesten seiner Gemeinde einen alten Bekannten wiedererkennen. Es findet sich im 2. Bande des „Winnetou“, S. 32. Der Winnetou-Kenner wird sich vielleicht des Zusammenhangs erinnern.

In New Orleans verliert May die Spur der beiden Flüchtlinge, W. Ohlerts und seines Verführers. Er findet sie wieder mit Hilfe eben des hier faksimilierten Gedichtes, das er gegenüber der im Nachlaß gefundenen Fassung stellen- bzw. wortweise geändert in der bereits damals in New Orleans erscheinenden „Deutschen Zeitung“ las; d. h. nach der Darstellung des Dichtwerkes, also nicht in Wirklichkeit. Es war unterzeichnet mit „W. O.“, den Anfangsbuchstaben des Gesuchten und überschrieben: „Die fürchterlichste Nacht.“ May sagt selbst: „Die Ueberschrift glich der Kapitelüberschrift eines Schauerromanes.“ (Winnetou II, S. 31.) Das



Handschrift zu Karl May's Gedicht „Nacht“

Gedicht ⁸ lautet in der Winnetou-Fassung:

[73] Die fürchterlichste Nacht!

Kennst du die Nacht, die auf die Erde sinkt
Bei hohlem Wind und schwerem Regenfall,
Die Nacht, in der kein Stern vom Himmel blinkt,
Kein Aug' durchdringt des Wetters dichten Wall?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen;
O lege dich zur Ruh, und schlafe ohne Sorgen!

Kennst du die Nacht, die auf das Leben sinkt,
Wenn dich der Tod aufs letzte Lager streckt
Und nah der Ruf der Ewigkeit erklingt,
Daß dir der Puls in allen Adern schreckt?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen;
O lege dich zur Ruh, und schlafe ohne Sorgen.

Kennst du die Nacht, die auf den Geist dir sinkt,
Daß er vergebens nach Erlösung schreit,
Die schlangengleich sich um die Seele schlingt
Und tausend Teufel ins Gehirn dir speit?
O halte fern dich ihr in wachen Sorgen,
Denn diese Nacht allein hat keinen Morgen! W.O.

Man möge die von der Verfolgung Gibsons und Ohlerts und der endlichen Unschädlichmachung des Hochstaplers und Rückgabe des Sohnes an den Vater handelnden vier ersten Kapitel des 2. Bandes Winnetou (Als Detektive. - Die Kukluxer. - Ueber die Grenze. - Durch die Mapimi.) selbst wieder einmal durchblättern. Die Fülle der in dieser Detektivgeschichte offenbarten Gestaltungskraft, der Handlungsreichtum der Erzählung reizen dazu. Ich erinnere nur daran, daß Gibson, der sich im Besitze der Legitimationen des geistesgestörten und von ihm hypnotisierten William befindet, dessen Namen angenommen hat, um als Sohn eines bekannten Bankiers überall den Kredit der Banken in Anspruch **[74]** nehmen zu können. Dies gelang ihm umso leichter, als ja dem echten William, um psychiatrisch zu reden, das Ichbewußtsein „abreagiert“ war.

May benutzt nun die drei Gedichtstropfen⁹ dazu, um in dem Irren dieses Ichbewußtsein wieder wachzurufen. Er las die erste Strophe vor. Es gelang nicht. Ebenso wenig bei der zweiten. Erst als er mit lauter Stimme die bilderreichen letzten vier Zeilen der dritten Strophe vorgelesen, flackerte mit der Erinnerung das Ichbewußtsein des Irren hell auf, freilich, um alsbald wieder zu erlöschen. Die Heilung gelingt erst später mittels eines - Kolbenhiebes, der die poetische Wahnsinnsmonomanie erschlagen zu haben schien, und durch die Kunst des Ordensbruders Benito in Chihuahua. Es sei nur noch hinzugefügt, daß bei der Unternehmung der lang vermißte Bruder Williams in der Gestalt des Gambusinos Harton gefunden und daß der alte Scout Old Death, der an der Verfolgung und Auffindung des Schurken Gibson hervorragenden Anteil genommen, infolge eines Mißverständnisses von der Kugel eines Freundes getötet wird. [Harton ist der Bruder von Old Death, nicht von William Ohlert!]

Soviel zu dem Zusammenhang, in den Mays Erzählergabe unser Gedicht hineinverflochten hat.

Das hier faksimilierte Gedicht wurde von dem Leiter des Karl-May-Verlages, Dr. E. A. Schmid, kurz nach Mays Tod im Nachlaß vorgefunden. Das **[75]** Original ist sehr vergilbt und anscheinend uralte. Dieser Umstand und vor allem die Beurteilung der Handschrift und des Inhaltes legen den Schluß sehr nahe, daß es während der schlimmsten Zeit entstanden ist, die May erlebte¹⁰, nach Abbüßung seiner zweiten

⁸ Das Gedicht findet sich auch in Mays „Münchmeyer-Romanen“: „Waldröschen“ und „Der verlorene Sohn“.

⁹ Man vergleiche mit dieser geschickten romantischen Verwendung eines Gedichtes die noch kunstvollere eines anderen, friedensfreundlichen Gedichtes in Bd. 30 „Und Friede auf Erden!“, dessen einzelne Strophen die großen Themen der ganzen Bandkomposition bilden.

¹⁰ „Ich“, S. 447: „Da begann es plötzlich in mir laut zu wüten und zu toben, zu schreien und zu brüllen wie in einem Dorfwirtshause, in dem die Bauernknechte mit Stuhlbeinen aufeinander schlugen.“

Freiheitsstrafe in den 60er Jahren. Solche Nächte, wie die in der ersten Strophe des Gedichts beschriebene „bei hohlem Wind und schwerem Regenfall,“ mag May von den höhrenden, versuchenden Stimmen seines entfugten Innern, ein unsteter Ahasverus, des öfteren, und zwar in der Einsamkeit der Natur und nicht nur vom Schreibtisch aus, erlebt haben.¹¹

Dieses Gedicht scheint mir eine unmittelbare Bestätigung für die Auffassung zu geben, daß May, wie viele andere Dichter, in seiner dichterischen Tätigkeit die Entspannung seines reizsamen Trieblebens, den Ersatz der Tat-Wirklichkeit, die ihn straucheln ließ, durch die Gedanken-Wirklichkeit, die ihn emporhob und entsühnte, nicht nur suchte, sondern auch fand. Des weiteren wird diese Auffassung im vorliegenden Jahrbuch von Amtsrichter Dr. A. Hellwig in seiner Studie über das Kriminalpsychologische bei Karl May mit Hinweisen auf Goethe („Faust“), Lord Byron („Manfred“) und [76] das Gedicht G. Kellers „Der Schulgenosse“ überzeugend ausgeführt, so daß ich mich begnüge, darauf zu verweisen.¹²

May sucht sich durch seine umfängliche und alle Seiten des Trieblebens mit Ausnahme der geschlechtlichen umspannende schriftstellerische Tätigkeit von seiner kriminellen Vergangenheit zu befreien, die zu Tat und vielleicht neuem Konflikt mit dem Strafgesetz führenden versteckten Triebe seiner Willensnatur durch dichterische Gestaltung zu bezwingen, sich „abzureagieren“.

Ja, diese Selbstprojizierung seines vielgestaltigen Ich in die beiden Gruppen der Gewalt- und der Edelmenschen seiner Werkeserie geht, wie unser Gedicht beweist, soweit, daß er die Empfindungen des Schmerzes, der Verzweiflung, der Angst vor der Wiederkehr des Unbegriffen-Dämonischen, die Angst vor der Wahnsinnsnacht, die ihn in seiner schlimmsten Zeit so oft durchzittert haben muß¹³, aus seinem eigenen Seelenbezirk abschiebt und bedenkenlos damit das Innere seiner Geschöpfe befrachtet. Fürwahr, die erstaunlich zweckmäßige Instinkthandlung einer biologisch urkräftigen, zu langer Lebensdauer und starkem Schaffen vorherbestimmten Seele! Ein Akt der Selbstbefreiung, der Entselbstung, der seelischen Entgiftung, der jene glückliche organische Heilkraft voraussetzt, die ein Seelenarzt manchem mit geringerem Genesungsdrang behafteten Patienten von Herzen wünschen möchte. Glückliche Dichter, [77] ihr vervielfältigt euer Inneres, ihr sichert euch Genesung von büßender Reue, von dem bohrenden Schmerz der Erinnerung, von der Gewissenslast der Verfehlungen!

Ich zweifle nicht daran, daß wir in dem Gedicht einen Stimmungsniederschlag aus der seelischen Entwicklung Mays selbst und keineswegs nur *ad hoc* verfaßte Verse vor uns haben. Auf diesen subjektiven, unbewußt selbstbiographischen Charakter des Gedichtes weist schon das Zittrige, Beengende und Beängstigende der Urschrift hin. Man vergleiche nur damit die sonst fast kalligraphische Handschrift Mays, selbst aus den letzten Lebensjahren des Greises. Handschriftenproben bringen der Band „Ich“ (Bd. 34) in der Wiedergabe des Testaments, ferner das Faksimile eines Romansenien-Entwurfes „Mensch und Teufel“ im 2. Jahrbuch (1919, hinter S. 64), endlich Professor Gurlitts Werk „Gerechtigkeit für Karl May!“. Die erste und dritte Probe sind jünger, die zweite ist älter als die hier faksimilierte Urschrift. Im Gegensatz zu diesem Gedicht „Nacht“ war Mays Handschrift sonst auch von Aenderungen frei¹⁴. Doch soll auf die Handschriftendeutung nicht näher an dieser Stelle eingegangen werden. Prof. Dr. Gurlitt beschäftigt sich damit in seinem soeben erwähnten Werk (Karl-May-Verlag 1919). Die Ausnahmestellung, die unser Gedicht unter den sonstigen Urschriften einnimmt, dürfte aus dem bisher Gesagten schon hervorgehen.

Die Prüfung vom Standpunkt der Textkritik [78] ebenso wie von dem der Seelenkunde zeigt, daß die Seelenstimmung, aus der heraus das Gedicht geboren wurde, von May selbst erlebt worden sein muß, nicht nur dichterisch, sondern sozusagen biographisch oder biologisch im Ablauf seiner eigenen Jugendentwicklung.

Die Urschrift enthält in der 3. Strophe das Wort „Gedächtnis“. Im „Winnetou“ ist es in „Seele“ geändert. In „Mein Leben und Streben“ nennt sich May seelisch krank und macht einen scharfen Unterschied zwischen seelischer und geistiger Erkrankung. Mit der „Gedächtnis“-Nacht ist jene Verdunklung gemeint, die - zufolge seiner Selbstbiographie - in Auswirkung schmerzlicher innerer Verletzungen die Einheit seines Ich aufhob und jenen Dämmerzustand mit stark verminderter Zurechnungsfähigkeit in ihm erzeugte, in dem er Taten,

¹¹ „Ich“, S. 386: „Ich bin, um diesen Stimmen zu entgehen, aus dem Bett gesprungen und hinaus in den Regen und das Schneegestöber gelaufen.“

¹² Vgl. S. 236 f. dieses Jahrbuchs.

¹³ „Ich“, S. 375, 387 u. a.

¹⁴ Bd. „Ich“, S. 476: „Ich verändere nie, und ich feile nie.“

sogar rückfällig, beging, die ihn vor den Staatsanwalt brachten.

Im „Winnetou“, S. 32, sagt May von dem Gedicht: „Mochte man es für literarisch wertlos erklären, es enthielt doch den Entsetzensschrei eines begabten Menschen, welcher vergebens gegen die finsternen Gewalten des Wahnsinns ankämpft und fühlt, daß er ihnen rettungslos verfallen müsse.“ Dieses Urteil beweist übrigens, daß May die Bedeutung seiner in der Tat begrenzten Begabung für die Poesie im engeren Sinne keineswegs überschätzt hat. Er brauchte dies auch gar nicht, da das Plus an dramatisch-dialogischer Begabung und Erzählerkunst gewaltig genug erscheint.

Das Gedicht mit seiner scharfen logischen Dreiteilung bestätigt auch das von May in Band „Ich“, [79] S. 379, gesagte: „Ich war seelenkrank, aber nicht geisteskrank. Ich besaß die Fähigkeit zu jedem logischen Schlusse, zur Lösung jeder mathematischen Aufgabe.“

Wenn Dr. Droop in: „Karl May. Eine Analyse seiner Reiseerzählungen“, S. 43/4, die Eigenart Mays, vor Abfassung eines Gedichtes erst eine feste, logisch klare Disposition zu suchen (Bd. 30, S. 50), zu einem Anathema über May als Lyriker benutzt („Nein, so dichtet man nicht“), so kann diese auch im Hinblick auf andere Gedankenlyriker nicht stichhaltige Behauptung gerade mit dem Hinweis auf die angezogene Stelle aus Mays Selbstbiographie entkräftet werden. Alles Dichten ist Selbstheilung gereizter, geritzter, wenn nicht verwundeter Seelen, Selbstbehandlung eines im gewissen Sinne seelenkranken Zustandes, dem sich durchaus geistig-logisches Denkvermögen verbinden kann. Ueber Mays Lyrik ist zu bemerken, daß sie an den sprach- und reimrevolutionären Formen der Jüngeren gemessen - man denke nur an A. Holz, Stephan George, H. v. Hoffmannsthal, oder gar an Werfel, R. M. Rilke und die neuesten Expressionisten und Explosionisten - steiflein, altfränkisch erscheint, bisweilen an die Lyrik des „geheimen Leierkastens“ grenzt, die Arno Holz in seiner „Revolution der Lyrik“ geißelt. Doch pulst in ihr ein Rhythmus der inneren Ausgeglichenheit, schöner, gut abgewogener Gedanken- und Gefühlsverhältnisse, der seinen Gedichten auch formell, nicht nur inhaltlich den Stempel des Seelisch-Gesunden, Tüchtigen verleiht.

Daß er das Gedicht dem geisteskranken William [80] Ohlert zuschreibt, darin haben wir den Akt einer Selbst-Erlösung zu erblicken. Wie denn überhaupt Mays ganzes schriftstellerisches Wirken einen so durchaus elementaren, triebhaften Charakter trägt, daß der Schluß naheliegt:

In der Gestaltung der zahlreichen Gewaltmenschen hat sich der Dichter von jener eigenen Gewalttätigkeit, die ihn in dunkler Jugend straucheln machte, erlöst, befreit, wie er andererseits die Kraft zur Darstellung des Edelmenschen ebenso aus dem eigenen Busen nehmen konnte, in dem zeitlebens ein Streben wogte, sich dem Reinen, Edlen, Hohen hinzugeben.

4.

Welche Pläne trug der Greis noch im schöpferischen Hirn, als er, prozeßmeuten-umklafft, ohne Bewußtsein seiner Sterbestunde überwechselte in das Reich, das frei von Erpressern, Ehrabschneidern, literarischen Neid- und Giftbolden dem Gehetzten endlich Ruhe gab?

Karl May wollte, wie Frau Klara May mitteilte, zunächst seine „Reiseerzählungen“ noch um einige Bände vermehren¹⁵, um dann erst - also nach einer kleinen Vorübung von schätzungsweise 60.000 Druckseiten Lehrlingsarbeit, die vielen schon hochwertig genug erscheint! - das Meisterstück, die Dramatisierung der „Menschheitsfrage“, in Angriff zu nehmen.

Unter den Kristallisationspunkten dieser dramatischen Gedankenwelt findet sich auch das Motiv des [81] „Ahasverus“, des „Ewigen Juden“, in dem May das eigene Ich nicht weniger als die ganze innerlich unstet schweifende, leidende, irrende Menschheit erblickte. Der Schlüssel zum Verständnis des Schriftstellers und des Menschen Karl May liegt in seinem triebartigen Drang nach Selbsterlösung. Ein besonders kriminelles Bewußtsein etwa vorhandener Minderwertigkeit oder Gemeingefährlichkeit als einen Bezirk seiner Seele vorauszusetzen, aus dem heraus May sich immer wieder zu betäubendem Schaffen gereizt fühlte - wie dies Wulffen und Hellwig¹⁶ tun -, sehe ich keinen Grund. May war ethisch gerichteter Künstler, nicht Krimineller, womit nicht behauptet werden soll, daß beide sich ausschließen. Aber wir werdem dem Manne nur gerecht, wenn wir uns in sein wertvollstes Streben einfühlen. Der Künstler ist voll verborgener Energien. Ihrem Drängen und Stoßen entgeht er nur, indem er die Fülle der Gesichte mit

¹⁵ Vgl. Bd. „Ich“, S. 578 - 81, Nachlaßschriften.

¹⁶ Vgl. S. 238 f. dieses Jahrbuchs.

Form, d. h. Gestaltung, bündigt. Es kann nicht nachgewiesen werden, daß in Mays schriftstellerischer Arbeit irgendwie kriminelle Seiten des Trieblebens - gleichsam tatflüchtig - sich literarisch auswirkten. Wie Hellwig ja auch betont, ist die Gestaltung von Gewalt-, Kraft- oder gar Greuelszenen - letztere werden, wenn nicht berechtigtes ethnographisches Interesse vorliegt, nirgends mit lustbetontem Eingehen ausgemalt, sondern nur skizziert, gestreift! - nie bei May Selbstzweck. Sondern jene Szenen bilden nur die dunkle Folie, auf der dann die **[82]** Willens- und Herzensvorzüge des visionären Idealmenschen umso leuchtender sich abheben.

In Band 34 „Ich“, S. 578, teilt der Herausgeber mit, daß von den vielbegehrten Büchern „Mein Leben und Streben“, II. Teil, in dem May u. a. seine Auslandsreise nach der Entlassung aus der zweiten längeren Haft schildern wollte („Ich“, S. 440), ferner von „Am Jenseits“, II. Teil („Im Jenseits“), „Marah Durimeh“ und „Winnetous Testament“ nicht das geringste vorhanden sei. Eine Abhandlung zu letzterem aus der Feder Frau Klara Mays bringt das vorliegende Jahrbuch. Betreffs der Werke „Im Jenseits“, II. Teil, und „Marah Durimeh“ ist nur nachzutragen, daß sich eine Mappe fand, die auf der Vorderseite die Aufschrift

Ich suche!
von
Marah Durimeh

und auf der Rückseite die Worte

Im Jenseits

trägt. Inliegend fand sich nur der mottoartige Zweizeiler:

*Ich sah den Busch im heil'gen Feuer brennen
Und Moses zog die Schuhe aus,*

sonst nicht das geringste. Es ist unwahrscheinlich, daß May die beiden Werke schon tatsächlich in Angriff genommen haben soll. „Ich suche“ war vielleicht als eine lyrische oder didaktische Dichtung geplant, die dem Roman „Marah Durimeh“ an passender Stelle eingegliedert werden sollte. Dieses Marah Durimeh-Motiv spannt sich vom 2. Bande („Durchs wilde Kurdistan“) bis zum letzten Federstrich **[83]** über Mays Schaffen als Gedankenträger wie das „Faust“-Motiv über das Goethes. Am Ende des 3. Bandes von „Im Lande des Mahdi“ (Bd. 18), also mehr als ein Jahrzehnt vor seinem Tode, hatte May schon den Roman „Marah Durimeh“ angekündigt. Im ersten Kapitel des 1. Bandes von „Ardistan und Dschinnistan“ (Bd. 31), S. 2 u. 3, finden wir die Ankündigung, daß wir in Mays „späteren Erzählungen“ dem Segelschiff „Wilahde“, das die Verbindung zwischen Ikkal, der Residenz Marah Durimehs mit der Außenwelt herstellt, noch „oft begegnen“ werden. Ebenso würden die „künftigen Berichte“ das Land Sitara und die Stadt Ikkal eingehender zu schildern haben.

Aus alledem muß man schließen, daß May die geplante große mehrbändige oder mehrstückige Dichtung von der Menschheits-Seele¹⁷ keimartig, vielleicht schon bestimmter gestaltet, in sich getragen hat. Das letzte Lebensjahrzehnt häufte auf den Schamgefesselten ja Angriffe und Widerwärtigkeiten, die er - nach echter Schöpferart - durch Vermehrung seines inneren Gedanken-Arsenals beantwortete. Der Kreis seiner Edelgestalten schuf in ihm die Atmosphäre von Güte, die ihn vor seelischer Erstickung rettete.

Auch zeigt das frühe Auftreten des Marah Durimeh-Motivs, daß in May die Neigung zum Symbolismus keineswegs sich erst „beim wachsenden Andringen der Gegner in der Gefahr der Verteidigung einstellte, um dem gesamten Werk ein **[84]** ethisches Rückgrat zu geben¹⁸.“ Sie ist von den ersten Phantasien an, die der Fünfjährige im Kirchtorbogen der um ihn gescharten Hohenstein-Ernstthaler Jugend zum besten gab, bis zum letzten Bande ein unveräußerlicher, völlig wesensgleicher, eingeborener, triebartiger Bestandteil der May-Seele gewesen. May ist Hakawati, ethischer Märchenerzähler, Symboliker großen Stils und voll blühenden Lebens, nicht bloß trockner Allegoriker¹⁹. Er war Symboliker von Anfang an, mögen auch die

¹⁷ Nie zu verwechseln mit der Menschen-Seele, der niederen Anima, die Hadschi Halef darstellt.

¹⁸ 2. Jahrbuch 1919: Dr. Karl Hans Strobl in „Das Tragische im „Karl-May-Problem““, S. 236.

¹⁹ Ausgezeichnete und für das ganze Verständnis Mays grundlegende Unterscheidung von „allegorisch“ und „symbolisch“ bei Bielschowsky, „Goethe“ II, 625. Vgl. Dr. Droop: „Karl May. Eine Analyse seiner Reiseerzählungen.“ Cöln-Weiden 1909, S. 80. Vgl. auch Fr. Gundolf, „Goethe“ (Berlin 1918, 3. unv. Aufl.) über Goethes Symbolik = Urerlebnisse, dargestellt im Stoffe einer Bildungswelt und Goethe Allegorik = abgeleitete Erlebnisse im Stoffe einer Bildungswelt.

symbolischen Hüllen seiner dämonisch-vielgestaltigen Seele je länger je mehr Schutz vor dem Andrang der Gegner geboten haben. Es liegt kein Grund vor, den Wahrheitsgehalt der Mayschen Selbstdarstellung von sich als Hakawati, Bd. „Ich“, S. 469 ff., anzuzweifeln.

Der Roman „Marah Durimeh“ wäre wahrscheinlich innerlich an „Ardistan und Dschinnistan“ angeschlossen worden, zeitlich in der Abfassung vorausgegangen wäre wohl „Winnetous Testament“.

An Dramen-Fragmenten sind gegenüber dem Stand von 1916 (Bd. „Ich“) noch einige hinzugekommen. So fand sich noch eine Mappe „Wüste“, eine „Weib“ [85] und eine „Erlöst“. Ob wir hier die Keimbetten neuer selbständiger Dichtungen vor uns haben, oder ob eine stoffliche oder innere Beziehung zu den in Band „Ich“, S. 579 f., vom Herausgeber angedeuteten Kristallisationspunkten „Kyros“, „Schêtana“, „Ahasver“ vorhanden ist, kann angesichts des sich immer stärker verzweigenden (und verwurzelnden!) Motivreichtums der Reifezeit Mays nicht mit Sicherheit entschieden werden.

Das „Ahasver“-Fragment ist (s. „Ich“, Nachlaß S. 579) hinsichtlich des Umfanges das dürftigste. Von „Kyros“ und „Wüste“ liegt etwas mehr vor und von „Schêtana“ sogar ziemlich viel, wenngleich nichts Greifbar-Dramatisches. In den um „Schêtana“ gruppierten Fragmenten, zu denen vielleicht die Mappe „Weib“ gehört, scheint stets auch Marah Durimeh aufzutreten.

„Schêtana“²⁰ - gemeint ist Frau Emma Pollmer, Karl Mays erste Frau († 1917), oder besser: diese gab während der langen unglücklichen Ehe Mays mit ihr die Erlebnisquelle ab für jene Summe lebenshemmender Eigenschaften, die sich in May zu einer neuen weltsymbolischen weiblichen Gestalt „Schêtana“ verdichteten. Die Veröffentlichung und Besprechung der „Kyros“- und „Schêtana“-Fragmente ist den folgenden Jahrgängen dieses Jahrbuches vorbehalten. Hier mögen die wenigen Zeilen aus der „Erlöst“ betitelten Mappe folgen.

[86] Erlöst!

Ahasver fragt stets am Schluß: „Wer bist du?“

Christus: „Dein Erlöser!“

*

Als Sultan, Bettler, Korsar, Bergmann,²¹

Doch niemals war ich - - - Weib!

*

Christus hebt das Kreuz auf und schleppt es fort.

„Ich ruhte seitdem oft bei dir, so oft, so oft!“

*

Denn { ich will er soll } Euch in alle Wahrheit leiten.

*

Ahnenkultus.

*

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

*

Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg!

*

Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Wirft den Säbel weg. (Christus und Jude einander gegenüber als Heerführer.)

Offenbar gehören diese Bruchstücke zu jenem Werk, das nach Mitteilung Frau Mays „Ahasver“ heißen sollte. Vielleicht ist „Erlöst“ eine Titel-Variante oder ein Untertitel.

Die schweifende Unrast des Ruhelosen schlüpft immer wieder in andere Hüllen, hinter andere Masken, immer auf der Flucht vor sich selbst. Selbst unter die Erde treibt es ihn. Nur eine Wandlung versuchte oder erzielte er nicht: die in das Weib. Soll [87] dieses zu Deutungen reizende Geständnis besagen, daß es May nie gelang, sich in die Wesenheit des Weiblichen einzufühlen? Ihm, der im zartesten Aquarell eine Nscho-tshi, Hanneh, Schefaka, Schakara und in monumentalem *al fresco* die greise Kurdin Marah Durimeh vor

²⁰ Vgl. auch: „Eine Lanze für Karl May.“ Von E. A. Schmid, Radebeul b. Dresden, Karl-May-Verlag 1918, S. 37.

²¹ Schwer leserlich.

unser seelisches Auge stellte? Der das Innenleben der Orientalin wecken und unfreie Frauenwelt entfesseln wollte? Ja, sein geistiges Antlitz selbst trägt frauliche Züge neben den stark betonten männlichen. Man denke nur an die unverbesserliche, bis zur Selbstaufopferung und immer wieder neuer Gefährdung der Freunde führende *Milde Old Shatterhands* und *Kara Ben Nemsis* dem besiegten Feinde gegenüber, über die schon mancher lesende Knabe empört die Faust geballt haben mag. Christus steht dem Ewigwandelbaren als ruhender Pol gegenüber. Als sein „Erlöser“ nimmt er ihm die Kreuzeslast ab. Die im Manuskript unmittelbar anschließende Zeile: „Ich ruhte seitdem oft bei dir, so oft, so oft!“ bleibt dunkel nach jeder Richtung. Wer spricht sie? Ein Stichwort läßt vermuten, daß dem Ahnenkultus, den Karl May schon in Band 30 „Und Friede auf Erden!“ verherrlicht und der *unserem* Volke so bitter not tut, wenn es genesen will, eine gewisse Rolle zugedacht war. Aus den Schlußworten etwas Antisemitisches herauszulesen, wäre angesichts des noch in Band 30 von May vertretenen Rassenversöhnungsgedankens ganz abwegig. Daß Christus und Jude (= Ahasver) sich als Heerführer gegenüberstehen, soll wohl nichts anderes als den Wesensgegensatz des Alten und des Neuen Testaments symbolisieren. Unter „Heer“ ist **[88]** die aktive Gefolgschaft zu verstehen. In dem Gegenspiel Christus-Ahasver kommt wieder der alle Werke Mays beherrschende Kampf der beiden Weltanschauungen („Gebt Liebe nur allein!“ - „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“) zum Austrag. So sehen wir auch in diesem winzigen Torso „Erlöst“ die Einheit der Mayschen Gedankenwelt gewahrt.

Winnetous Testament

Von Klara May

Sowohl bei mir als beim Karl-May-Verlag laufen häufig Anfragen danach ein, wie sich mein Mann die Fortsetzung und den Abschluß zu seinem letzten Werk „Winnetous Erben“ gedacht hatte. Die Art, wie er dieses Buch selbst aufgefaßt wissen wollte, finden die Leser ja bereits in Band 34 der gesammelten Werke „Ich“, S. 575–577 niedergelegt, und ich will heute aus meiner Erinnerung etwas über die von ihm geplante, aber nicht mehr zur Ausführung gekommene Fortsetzung „Winnetous Testament“ erzählen.

Der Gedanke schließt sich sehr eng an das Werk „Und Friede auf Erden“, sowie an die beiden Bände „Ardistan und Dschinnistan“ an, und mit ihm hängt jene letzte Amerika-Reise zusammen, von der Karl May in „Winnetous Erben“ berichtet und auf der ich ihn begleitete²². „Winnetous Testament“ sollte zwei Teile umfassen, in denen Winnetou selber in der Ich-Form zu seinen Testamentsvollstreckern sprach. Der

[90]

1. Teil

war als geschichtsphilosophischer Rückblick gedacht; ein weites Zurückgreifen auf die in grauer Sage vernebelnde Zeit der Entstehung der Indianerberichte, die sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht und meldeten, daß die ersten Besiedler Amerikas auf einer Inselkette von China herüberkamen. Die Inseln selbst sind im Laufe der Zeiten vom Meer verschlungen worden und man vermag ihre Lage nur noch ungenau zu bestimmen. In zeitgemäßer Folge sollten die Geschicke der hervorragendsten Nationen an der Seele des Lesers vorüberziehen. Der Kultur der hochentwickelten Tolteken, die nur e i n e n Gott anbeteten, war ein breiter Raum zugedacht, ebenso den grausamen Azteken, die sich trotz ihres Hochstandes doch so weit erniedrigten, daß sie bei ihren schwelgerischen Gelagen das Fleisch ihrer Feinde verzehrten.

Der Eroberung Amerikas durch die weiße Rasse sollte ein besonderer Platz eingeräumt werden, denn es ist eine tiefe Schuld des alten Europas, daß es gerade die Religion der Liebe und Güte mit den blutigsten Grausamkeiten über den Ozean trug. Nein, Karl May wollte auch hier zeigen, wie nur das Christentum der Duldsamkeit und des Verstehens den Grundstein bilden darf beim Aufbau zum Edelmenschen, das unter allen Umständen erstrebt werden muß. Alles Emporstreben ist ein Trug, solange der Mensch den Menschen nicht als ein der Gottheit entstammendes Wesen achtet. „Du sollst nicht töten“ darf nicht nur ein Gesetz für den [91] Einzelnen sein, sondern muß auch das erste Völkergesetz sein. Nicht die Erfindung von Vernichtungswerkzeugen, sondern geistige und seelische Eigenschaften adeln und heben ein Volk. Achtung und Liebe lassen sich nicht mit Pulver und Blei erzwingen.

In vielen Beispielen sollte nachgewiesen werden, daß der kriegerische Weg zur Macht in Wirklichkeit nur der Weg zur Vernichtung der Nationen war. Vergehen wird alles, wenn nicht endlich der erlösende Gedanke siegt, daß der Krieg für immer verbannt werden muß. Zwistigkeiten unter den Völkern müssen durch ein Schiedsgericht geschlichtet werden. Im Anfang sollen dazu von jeder Nation besonders geeignete Vertreter entsandt, später dafür eigens von jeder Nation Menschen von höchster Begabung herangebildet werden, die befähigt sind, ein Urteil zu fällen, von dem das Wohl der Völker abhängt. Verstehende Liebe sollen regieren, nicht Schwert und Flinte in den Fäusten der rohen Gewalt. Dem einzelnen Individuum wird von Jugend auf mit der Religion die Achtung vor dem Nebenmenschen als einem Geschöpf Gottes eingepflegt. Liebe und Duldsamkeit werden von klein auf gepflegt und geübt. Alles Rohe, Bestialische wird unterbunden, damit es wie ein unbenütztes Glied nach und nach absterbe und bei späteren Geschlechtern gar nicht mehr mitgeboren werde.

An der Hand von Vergangenen sollte nachgewiesen werden, daß die bisherigen Wege falsch waren, weil auf ihnen keine Besserung der Lage, kein Friede, kein Glück zu erreichen waren. Diese Erkenntnis leitet hinüber zum

[92]

2. Teil

des Testaments, in dem verschiedene Wege gezeigt werden, wie in Zukunft eine neue Welt aufgebaut werden kann, deren Grundpfeiler aus Liebe bestehen und deren Kuppel wirklich dauernder Friede ist. Diesen kostbaren Zustand zu erreichen, sollten keine Mühen zu groß sein und kein Opfer zu hoch. Ehrliches

²² Bd. „Ich“, S. 547 – 549.

Wollen erreicht vieles.

Ideengänge ähnlich denen Bellamys in seinem „Rückblick aus dem Jahre 2000“ waren durchgeführt. Ein Hauptgedanke war, daß jede Nation neben ihrer Muttersprache eine durch Wahl zu bestimmende Verständigungssprache haben müßte. In dieser hätte das Völkergericht zu richten, in ihr hätte das Organ dieser Gerichtsbarkeit zu erscheinen und jedem künftigen Menschen müßte es möglich sein, in ihr die Berichte zu verfolgen und die eigenen Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Mit der Ausführung dieser Gedanken hätte Karl May bei der Vielseitigkeit des Stoffes noch Bände füllen können.

Am Ende aller seiner Wege stand der Edelmensch. Oft sagte Karl May: „Ich habe alles Elend auf der Welt von der Tiefe aus kennen lernen müssen, um den Menschen sagen zu können, wie es nicht sein soll. Wenn ich mir meine Gemeinde erschrieben haben werde, dann will ich ihnen die Wege zeigen, die zu einem besseren Dasein führen.“

Das Völkerfriedensproblem lag dem ganzen Testament zu Grunde; es sollte der Schlußstein zu Karl Mays Werken werden.

[93] Die unerforschlichen Mächte hatten es anders beschlossen. Der Friedenskämpfer wurde abgerufen, und kurz darauf entbrannte der Weltkrieg.

Möchten Piloten erstehen, die das Schiff der Völker richtig steuern, jenen Zeiten zu, die Jahrtausende ersehnten, die Millionen erstrebten und nie erreichten!



Karl May an den Niagara-Falls (1908)

[(94)]

Die Moahöhle

Reiseerlebnis in Neuseeland

Von Sibylle Brandis

©

23
24
25
26
27
28

Etwas vom nordamerikanischen Pelzhandel

Von Otto Gottstein

Mit welchem Gebiet des Wissens gibt uns Karl May in seinen Werken keinen Berührungspunkt? Man wird schwerlich eines nennen können. Jegliches Interesse kommt bei ihm auf seine Rechnung, und er regt seinen Leser nicht nur an, Länder- und Völker-, Tier- und Pflanzenkunde zu treiben, sondern weckt in ihm ebenso das Begehren nach theologischen, psychologischen und ähnlichen Studien. Ein Fach, für das er nicht zuletzt Teilnahme wachzurufen versteht, ist die Geschichte. Ihr hat von jeher mein Herz gehört, und diese Tatsache im Verein mit der, daß ich von Beruf Pelzhändler bin, veranlassen mich, den Lesern Karl Mays einiges aus der Geschichte des Pelzhandels in Nordamerika zu erzählen. Spielen doch in Mays Werken gerade die Trapper und Fallensteller eine große Rolle, und ist doch er einer der wenigen Schriftsteller, die ein unverfälschtes Bild jener Zeiten entwerfen, in denen diese wilden, kühnen Männer unter Lebensgefahr der Jagd auf Pelztiere nachgingen. Gehören diese Zeiten zwar zumeist der Vergangenheit an, so verknüpfen uns dessenungeachtet auch heute noch mit ihnen so starke Fäden, daß ein kurzer historischer Rückblick sich wohl verlohnt, um so mehr, als gerade **[125]** in Deutschland, nämlich in Leipzig, die Weltzentrale des heutigen Pelzhandels liegt.

Seit grauester Vorzeit ist der Handel mit Pelzen einer der wichtigsten Zweige der kaufmännischen Tätigkeit. Pelze waren fast die einzigen Bekleidungsstücke der ältesten Menschen. Unentbehrlich blieben sie den Bewohnern der kalten Zonen, aber auch in den heißen Gegenden, z. B. des Mittelmeers, waren sie trotz aller gewebten Tuche – wir finden das häufig in der Literatur der alten Phönizier, Aegypter und Griechen erwähnt – eine gesuchte Handelsware. Sie sind es durch das Mittelalter hindurch geblieben und wohl auch in Zukunft wird das „köstliche Rauchwerk“ seine Bedeutung als Kleidung und Schmuck nicht verlieren.

Heutzutage werden die meisten Pelze in Sibirien und Nordamerika, besonders Kanada, gewonnen. Ich kenne beide Gebiete aus eigener Anschauung, möchte mich aber in diesen meinen geschichtlichen Ausführungen auf Amerika beschränken.

Französische Händler faßten im 16. Jahrhundert zuerst in Kanada Fuß. Ihre Pelzlieferanten waren hauptsächlich die Algonkin-Indianer, die an der Ostküste wohnten. Seit undenklichen Zeiten lagen sie mit den weiter im Innern lebenden Irokesen im Streit, einem kriegerischen Volk, das sie hart bedrängte. Was war natürlicher, als daß sich die Algonkins an die französischen Pelzjägertrupps um Hilfe wandten? Diese wurde ihnen auch geleistet, und mit ihren überlegenen Waffen hausten die Franzosen schrecklich unter den Irokesen. Ein Rachekrieg von Jahrhunderte langer Dauer entwickelte **[126]** sich. Die fünf Nationen der Irokesen, die Mohawks, Oneidas, Cajugas, Onondagas und Seneguaws lagen in steter furchtbarer Fehde gegen die mit den Huronen verbündeten Franzosen und erschwerten das Vordringen der Pelzjäger und der ihnen folgenden Ansiedler aufs äußerste. Der Beginn der Geschichte des amerikanischen Pelzhandels ist mit Blut geschrieben.

Trotzdem entwickelte sich das 1642 gegründete Montreal bald zu einem Mittelpunkt dieses Handels. Tausende von Indianern kamen auf den Flüssen des Landes in ihren Kanoes dorthin und tauschten die von ihnen erlegten Felle gegen Erzeugnisse der Zivilisation ein.

Während bisher der Eintausch der Felle ausschließlich in den Händen der die Regierungsgewalt innehabenden Kompagnien lag, wurde 1668 dem Pelzhandel freie Bahn gegeben. Dies hatte zur Folge, daß viele Abenteurer nach Kanada strömten, um sich mit der Jagd auf Pelztiere Geld zu verdienen. Sie schlossen Freundschaft mit den Indianern und drangen tief in das Innere ihrer Gebiete ein. Mit reicher Beute kehrten sie dann nach den großen Städten zurück, verkauften ihre Felle und verjubelten den Erlös zumeist sofort, um ihr gefährvolles Leben von neuem aufzunehmen. Diese Leute bildeten die Pioniere der Kolonisation, und ihr Wagemut und ihre Vorarbeit ebneten den Weg zur Eroberung Kanadas und des amerikanischen Westens überhaupt.

Im Jahre 1738 erreichte der Chevalier Verandrye mit einer Gesellschaft Pelzjäger zum ersten Male **[127]** den Missouri und das Gebiet der Mandanen, die damals einer der bedeutendsten Indianerstämme waren, und im Jahre 1743 gelangte er mit seiner Gesellschaft als erster Europäer an das Felsengebirge.

In den darauf folgenden Jahren waren es besonders die Hudsonbay-Kompagnie und die North-West-Kompagnie, die hunderte von Trappern und Jägern in ihren Diensten hatten und die mit den Indianern

Verträge abschlossen, zu ihnen in Handelsbeziehungen traten und den Wilden Westen immer mehr erschlossen. Auch die 1808 gegründete Missouri-Fur-Kompagnie spielte eine große Rolle; sie beschäftigte 250 Jäger und errichtete ihre Jagd- und Handelsposten im Gebiet der Sioux, Ricarees und Mandanen.

Im Jahre 1830 wurde im Gebiet des Felsengebirges die Rocky-Mountain-Kompagnie gegründet. Das ganze Gebiet des Felsengebirges wurde von ihren Trupps durchstreift; eine ganz neue Menschenklasse entstand, harte verwegene Gesellen, erprobt in den Kämpfen mit den Stämmen der umliegenden Gebiete, Sioux, Shoshonen, Upsarokas und anderen. Sie wurden „Mountaineers“ genannt, d. h. Felsenmänner, und aus ihnen entstanden die Präriejäger und Westmänner, nach deren Vorbild Karl May und andere ihre Gestalten geschaffen haben.

Seit Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts schob sich das Feuerroß auf eisernen Pfaden in die westliche Wildnis vor und breitete die Zivilisation in immer schnellerem Tempo aus. Der **[128]** einträgliche Pelzhandel war nicht die geringste Triebfeder für den Bau der Pacific-Bahnen und somit auch für die Ausbreitung der Kolonisation. Mehr und mehr wurden die einstigen Herren des Landes verdrängt, und dadurch ging die Jagd auf Pelztiere, die bis dahin noch zum größeren Teil von den Rothäuten ausgeübt wurde, mehr und mehr auf die weißen Jäger über. Heute liegt der größte Teil des Pelzfanges in den Händen der Weißen, wenn sich auch noch viele Indianer durch die Jagd ernähren.

Vom 15. November ab darf alljährlich der Pelzfang in den Vereinigten Staaten beginnen. Dann kommen die weißen und roten Jäger und bringen den Ertrag ihrer Jagd in die nächste Stadt. Aber auch hier hat sich im Laufe der Zeiten manch ein Wandel vollzogen. Die großen Pelzfirmen haben lange schon aufgehört zu bestehen, mit Ausnahme der Hudsonbay-Kompagnie, die noch heute ihr eigenes Jagdgebiet an der Hudsonbay hat. Dagegen gibt es jetzt in den Vereinigten Staaten zahlreiche Pelzgroßhändler, die ihre Sitze meistens in St. Louis, Chicago, Detroit, Baltimore und New York haben. Ein jeder dieser Händler besitzt die Adressen von tausenden von Jägern und Indianern. Sobald der Fang am 15. November begonnen hat, senden diese Händler gedruckte Preislisten an die ihnen bekannten Jäger ab, die den Ertrag ihres Fanges jeweilig an den Händler senden, der auf seiner Preisliste für die Felle den höchsten Preis bietet oder an den er seit Jahren zu liefern gewöhnt ist. Der Großhändler nun sammelt **[129]** die ihm einzeln zugehenden Felle zu Partien und sendet sie dann auf die großen Pelzauktionen nach London oder nach Leipzig zum Verkauf.

Das Gewerbe des Pelzhändlers ist friedlich und weniger gefahrvoll geworden; denn der rote Mann verteidigt sein Land längst nicht mehr mit der Waffe gegen die weißen Eindringlinge. Der letzte größere Indianerkrieg war 1890; damals fiel der Sioukhäuptling Sitting Bull. Die Geschichte der Eroberung der „Neuen Welt“ durch die weiße Rasse ist in ihren Hauptzügen geschrieben, sie ist gleichzeitig eine Geschichte des nordamerikanischen Pelzhandels. Die blaßgesichtigen Trapper und Fallensteller waren überall die ersten Vorposten der Kolonisation. Es ist eine Geschichte voll von Romantik, und es ist angesichts ihrer welthistorischen Bedeutung noch viel zu wenig beachtet worden, daß sie ihren Ausdruck allein in der sogenannten Indianerliteratur gefunden hat. Packend schildert diese das bewegte Leben, die zahllosen Kämpfe, die jene Männer mit Indianern und weißem Gesindel zu bestehen hatten, ihre Freundschaften, die sie mit einzelnen Roten und ganzen Stämmen schlossen, kurzum ihr gesamtes abenteuerliches Dasein. Man sollte gerade diese Seite dieser noch immer so stiefmütterlich behandelten Literaturgattung richtig einschätzen; manch interessanter geschichtlicher Aufschluß wird durch sie gegeben.

Ueber Karl Mays²⁹ bereits eingangs erwähnte **[130]** hervorragende Stellung in der Indianerliteratur brauche ich hier nicht mehr zu sprechen. Ich will nur noch zum Schluß erzählen, wie May gerade für mich und meinen Beruf von besonderer Bedeutung geworden ist.

Meine Familie war seit Generationen im Pelzhandel tätig, und erst ich wollte aus der Art schlagen und, einer Neigung folgend, Geschichte studieren. Da geschah es, daß ich Karl Mays Werke in die Hand bekam. Seine prachtvollen Schilderungen vom Leben und Treiben der Trapper und Fallensteller übten eine ungeahnte Wirkung auf mich aus. Der in mir schlummernde Hang zu dem hergebrachten Beruf meiner Vorfahren wurde mächtig geweckt. Nach monatelangen inneren Kämpfen entschloß ich mich, das Gymnasium zu verlassen, und widmete mich dem Pelzhandel. Bereits nach kurzer Lehrzeit in Leipzig ging ich nach Amerika, um den Pelzhandel an seiner interessantesten Quelle kennen zu lernen.

Lange bin ich dort in allen Gebieten des Nordwestens und Kanadas umhergestreift und habe die Stätten

²⁹ Vgl. dazu Karl-May-Jahrbuch 1918: Dr. Rudolf Beissel, „Der Indianerroman und seine wichtigsten Vertreter“.

der alten Kämpfe und Erzählungen besucht. Groß war der Eindruck, den die ersten Indianer auf mich machten, die ich in Winnipeg zu sehen bekam. Ich bin dann später auch oft in Rußland gewesen, aber die Eindrücke, die ich dort empfang, können sich mit denen meiner amerikanischen Reisen nicht vergleichen.

So hat Karl May meinen Lebensweg entscheidend beeinflußt, und ich werde nie bedauern, ihm gefolgt zu sein.

Die Friedenspfeife

Zwei Gesänge
Von Max Caro

Der Kinnikinnink³⁰

Den großen Häuptling muß' ich sanft umschmeicheln,
Er hatte leider mich in seiner Macht,
Da galt es, klug den „List'gen Fuchs“ zu steicheln.

Und ich begann: „Der gute Geist hält Wacht,
Daß seine roten Kinder Not nicht leiden;
Zu Herrschern hat er euern Stamm gemacht.

Es stampft dein schnelles Roß die grünen Weiden,
Ins Schwarze trifft die Büchse jedes Manns;
Ich bin dein Freund. Wer wird mich nicht beneiden?“

Der alte Pferdedieb wurd' eitel Glanz,
In seine Taschen schickt er sich zu tauchen
Und kramt hervor den schnöden Firlefanz.

Ich sah es schon, er wollte mit mir schmauchen.
Die Mischung stopft er für den heil'gen Akt:
„Mein weißer Bruder, laß uns Freundschaft rauchen!“

Und schauernd sah ich, was hinein er packt:
Hanfblätter, Eicheln, Sauerampfer, Rüben,
Auch Filz und Watte haben sich gesackt.

[132] Ein Schuß Benzin – bei allem, was wir lieben!
Und Kolophonium – es war zum Rasen!
Er hackt es klein, um später es zu sieben.

Der „Kinnikinnink“ liebt's, sich zu vergasen ...
Die Pfeife nahm ich, saugt' mich tapfer fest,
Ein Abscheu war sie mir, ein Greu'l der Nasen.

Ich wünsch' dem edlen Spender Tod und Pest,
Doch sprach ich stolz: „Im Westen Berge ragen,
Das Felsgebirge blaut, des Adlers Nest.

Im Osten füllt die Eb'ne dir den Magen;
Im Norden glänzen Seen, im Süd das Meer,
Du bist der Herr. Und keiner sonst darf jagen!

An Büffeln wünsch' ich dir das reichste Heer;
Den grauen Bären fällen deine Brüder,
Dein Mais und Kürbis reife fett und schwer!“

Ich schwieg und blies den Rauch zum Himmel wieder.
„Uff, uff!“ der rote Mann tat Freude kund;
Die gelben Zähne klappten auf und nieder,
Da schob ich ihm das Stinkrohr in den Mund.

³⁰ Mischtabak der Indianer. May, Winnetou I, III.

Späte Rache

Und just geschah's nach dreiundfünfzig Jahren.
Noch schaukelt munter meines Lebens Kahn;
Ein Jüngling, der ich bin mit weißen Haaren

Ins Grüne fuhr ich auf der Straßenbahn.
Da wurde jäh beleidigt meine Nase;
Ein wohlbekannter Duft hat mich umfahn,

[133] Schon sah ich ziehn verderbenschwangre Gase ...
Die Blümlein welkten in des Gartens Pracht,
Zum alten Weiblein schrumpft die junge Base.

Der dieses Schreckenswunder hat vollbracht,
Stand auf der Plattform mit der Stummelpfeife –
Ein lichter Tag. Es wurde finstre Nacht.

Das Korn am Weg sank dahin, das reife,
Ein blanker See erstarrt zur Wüstenei –
Und alles fleht, daß man den Frevler greife.

Doch lang', bevor erschien die Polizei,
Hatt' ich erkannt den frechen Stummelkunden:
„Steh, List'ger Fuchs!“ so hallt mein Kriegsgeschrei.

„Sohn eines Hundes, hab' ich dich gefunden!
Am Enkel räch' ich seines Ahnherrn Tat,
Der mich in den Savannen hat geschunden.

Du wirst nicht streuen mehr die gift'ge Saat,
Drin meuchlings sich die besten Nasen fingen,
Daß Mensch und Tier verröcheln durch Verrat!“

Der Tomahawk hob blitzend seine Schwingen,
(Old Shatterhand macht keine Sache halb)
Das Füchlein wollte ducken sich und springen –

Ich nahm die Medizin ihm und den Skalp!

John Stuart Smallwoods Ende

Tagebuch-Erinnerungen aus dem Sudan und der Cyrenaika

Von Otto C. Artbauer

Am Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nil steht Kartum, das vielumkämpfte. Eine alte Stadt mit wechselvoller Geschichte, heute wohl die größte des innern Afrika, jedenfalls die schönste, mit breiten Straßen, Verwaltungsgebäuden, baumumrandeten, lichtdurchfluteten Promenaden und allen Segnungen, die zielbewußte englische Kolonialtätigkeit zu bringen vermag. Eine moderne Wüstenstadt – im grellen Gegensatz zu dem gegenüberliegenden Omdurman und dessen niederen Lehmbauten, die sich aus schmalen sandstaubigen Gäßchen erheben – die aber ein Völkergemisch aufweist, wie wohl wenige.

Anders war's zu Beginn des Jahrhunderts. Noch lag Kartum in Trümmern, überall Schutt, Mauerruinen, anklagende Zeugen aus der Zeit unheilvoller Mahdiwirtschaft. Einige wenige Griechen, keine Europäer, zählte damals der Ort, als zwei Wanderer des Weges kamen, zwei markante Gestalten im rauhen Khaki des Wüstenjägers. Der eine groß, knochig, sonngebräunt, mit hervorstehenden **[135]** Backenknochen, bartlos, war der englische Kolonialoffizier Sir John Stuart Smallwood, der andere, langbärtige, das war ich.

Heiß war's gewesen. Was Sommertage in der Hauptstadt des Sudan bedeuten, versteht nur, wer die Wüste kennt. Der Sonnenball näherte sich endlich dem Wüstenrand und übergießte die Häuserinsel am hochgelegenen Ufer des Blauen Nil mit flüssigem Gold. Linderung suchend nach des Tages Glut, wanderten wir westwärts zu dem kleinen Palmenhain, in dessen Schatten eine Sakkie mit ihren knarrenden Wasserschöpfprädern ihr melodisches Unwesen trieb. Da saß unter schützenden Zweigblättern junger Palmen ein blinder Neger. Ein weißer Bart umrahmte das eingefallene Antlitz, aus dem zwei leere Höhlen teilnahmslos in die Weite gähnten. Vor dem Alten lag ein rotes Tuch, dessen Ränder fürsorglich mit Steinen beschwert waren. Darauf ausgebreitet feiner weißer Sand aus der Wüste jenseits des Weißen Nil.

Wir blieben stehen.

„Friede deinem Alter! Was willst du hier mit dem Sand, hier in der Stadt am Bahr el Asrak? Ist sie denn nicht nahe genug, die große Wüste, daß du ein Stück herüberträgst, in die Straßen von Kartum?“

„O, ihr Franken, lange schon warte ich auf euch! Zeigt eure Hände und höret, was die Weisheit des Einzigen euch bestimmt hat!“

Mein Gefährte sah mich lächelnd an, kauerte neben dem Blinden und reichte ihm die Rechte. **[136]** Während der Schwarze mit leichten Fingern über die Furchen der Handfläche fühlte, spöttelte ich:

„Wie vermagst du zu künden, was im Buche des Lebens steht? Allah allein weiß es. Er, der Allwissende, er blättert darin nach vorwärts; wir armen Unwissenden, wir vermögen nur rückwärts zu schauen. Oder bist du der Mahdi, der Verheißene, der Zeugnis geben soll von Gottes Weisheit und Güte?“

„Wer ich bin? Frage Hyänen und Schakale, die nachts meine Gefährten sind, oder die Sterne, welche die Nacht meines Lebens bewachen, aber nicht zu erhellen vermögen. Und frage jene, welche Zukünftiges wissen wollten und gehört haben aus meinem Mund. Allah allein ist's, der das Morgen schaut. Wir, seine Diener und Geschöpfe, wir sind's, die alles nur raten. Amin!“

Langsam läßt er seine Fingerspitzen über die kleine Sandfläche vor sich streichen. Immer wieder ändert er dessen Oberfläche, befühlt wieder und wieder die entstehenden Unebenheiten, bis er einhält und zu reden beginnt:

„Allahs Weisheit ist unendlich, ohne Ende seine Güte. Er kündet seinen Geschöpfen, was ihnen zu wissen nottut. Und so höre den Rat meines Alters: Trinke Nilwasser, trinke Wasser unseres Flusses! Nie anderes. Fern sei der Tag, der dich zwingt, deine Girba – ledernen Wasserschlauch – mit fremden Wasser zu füllen. Wenn du aufhörst, diese meine Worte zu befolgen, so ist's um dich geschehen. Noch eines, o Chawaga! Deine Hand ist offen und dein Herz ist gut. Deshalb bleibe bei uns, denn deine Brüder sind böse. So dir jemals Leid **[137]** geschehen wird, kann es nur von Händen derer kommen, die deines Glaubens sind. Darum nochmal: bleibe am Fluß – er ist groß, viele Gebiete berührt sein Lauf – weile gen Süden oder hinauf bis ans Meer, aber bleibe im Lande. Höre meine Worte und hüte sie in deinem Herzen. Wisse, nie noch sprach der Sand unwahr. Amin!“

Smallwood erhob sich.

„Nun komme ich an die Reihe. Muß ich auch immer Nilwasser trinken?“ Ich hockte mich neben den Wahrsager, der meine Hand ergriff und leise abtastete.

Wieder durchwühlte er lange den blendend weißen Sand, ehe seine Worte hörbar wurden.

„Du mußt nicht, aber auch du wirst es immer wieder tun. Denn ich fühle, du bist wie die Schwalbe, die alljährlich in die Ferne wandert. Deshalb bleibst du ein Baum, an dem sich nie schutzsuchende Pflanzen emporranken werden. Leer ist dein Harem, nie werden Söhne dein Alter stützen. Deshalb wirst auch du immer wieder zu uns kommen und Nilwasser trinken. Preise Gott dafür, denn es ist das beste, das seine Fürsorge uns Sündern spendet ... Und nun öffnet eure Hände, denket, daß meine Armut groß ist, und seid mildtätig, auf das der Allbarmherzige – gepriesen sei sein Name – dereinst milde sei zu euch. Amin!“

Wir öffneten unsere Hände und waren mildtätig. Das heißt Smallwood und ich, wir reichten ihm jeder einen kleinen Piaster und gingen unseres Weges. – – –

Neun volle Jahre waren seitdem vergangen. **[138]** Vieler Herren Länder hatten mich seitdem beherbergt, als ich im Mai 1912 im Feldlager zu Derna eintraf. Ueber Aegypten kommend, auf vielwöchiger Karawanenstraße, wo uns lange Nilwasser gelabt hatte, auf gleichem Weg wie Enver Bey und alle von der kleinen Heldenschar, die er um sich gesammelt, um den Italienern jeden Schritt landein streitig zu machen.

Den ersten Abend, als des Lagers einzige verbogene durchschossene Trompete heiser zum Abendessen rief, sah ich aus dem benachbarten Rundzelt einen hageren knochigen Mann schreiten. Mit Backenknochen wie ein Mongole, gekleidet in den braunen Khaki des ägyptischen Offiziers, mit europäischen Ledergamaschen und arabischen Lederpantoffeln, um die Mitte den breiten Riemen des türkischen Offiziers, am Kopf dessen charakteristische spitze Kopfbedeckung, so schritt er langsam zum Speisezelt, wo wir gleichzeitig ankamen. Jetzt, eine kleine Wendung, sekundenlanges unschlüssiges Stutzen – und zwei alte Notgenossen lagen sich in den Armen. Es war Freund Smallwood.

Das gab zu erzählen! Ich von meinen Wanderfahrten, er von der gleichmäßigen Tätigkeit des einsamen englischen Kolonialoffiziers. Immer war er in Aegypten oder im Sudan gewesen, immer hatte er Nilwasser getrunken all die langen Jahre. Auch dann, wenn ihn sein Hedschin – Reitkamel – 100 Reitstunden weitab getragen in die Steinwüsten Kordofans, denn die Bewohner des Niltals bezeichnen alle Brunnen der weitesten Umgebung als Moje en Nil, als Sickerwasser des Nil. Längst **[139]** waren ihm morgenländische Bräuche zur zweiten Natur, er selber allüberall bekannt geworden als der kühne Osman Effendi. Sympathien mit den Angegriffenen hatten ihn herübergeführt, und nun war er seit zwei Monden beschäftigt, nachts italienische Feldbefestigungen auszuspähen und zu zeichnen, bei Tag aber neuformierte Milizkompagnien zu drillen. Wir gedachten vergangener Zeiten, toller Ritte im Sudan, gemeinsam begangener Streiche. Und nun hatte uns das Kismet wieder zusammengeführt in der gleichen Sache.

Wenige Tage darauf sendet Smallwood durch seinen Burschen den Zettel: „Heute Nacht bin ich wieder draußen bei den italienischen Sperrforts. Leihe mir deine Mauserpistole. Gewehr kann ich nicht mitnehmen, und mein Browning trägt nicht weit genug. Man kann nie wissen.“

Ich gab das Mordwerkzeug; was denn anders, wenn der Freund bittet? Doch drehte ich das Papier um und kritzelte einige Worte darauf: „Vorsicht, gestern erst wurdest du angeschossen! Lasse lieber eine Nacht verstreichen! Man kann nicht wissen!“

Das war vor Sonnenuntergang.

Nach Mitternacht weckte uns plötzlich rasendes Gewehrgeknatter, aus dem man das unheimliche, nervenaufpeitschende gleichmäßige Taktaktaktaktak der Maschinengewehre hervorhörte. Es war in der Richtung vom vielumstrittenen zerschossenen Heiligengrab Sihdi Abdullah. Alle, die wir aus unseren Zelten getreten waren, wir wußten: das gilt Smallwood!

[140] Armer wagemutiger Kamerad!

Des anderen Tages brachten arabische Spione Nachricht. Der tollkühne hartnäckige Engländer war wieder einmal hinter die Sperrwerke des Gegners geschlichen, er und der unermüdliche Schech Jassin, sein unzertrennlicher Begleiter. Während sie zwischen den glitzernden Stacheldrahtverhauen standen und Leitungsdrähte abschnitten, die von den daran befestigten Flatterminen in die italienischen Bastionen führten, war der Mond aufgegangen. Wachposten, die auf der Brüstung patrouillierten und durch gegenseitige Zurufe ihre Aufmerksamkeit wachhielten, erspähten die beiden Gestalten knapp 100 Meter vor ihren Mauern. Da ging der Höllenspektakel los, und die beiden Tapferen brachen zusammen.

Als die Sonne hochging, kamen die Italiener aus ihren Werken, um nachzusehen. Schech Jassin hatte

sich einige Meter zurückgeschleppt in der vergeblichen Hoffnung, in das schützende Steital zu gelangen, das sich weiter rückwärts entlang zog, wo die Reittiere standen und unsere Patrouillen ihn hätten finden können. Auf halbem Weg verschied er. Smallwood hatte elf Wunden am Körper. Als man ihn hineinschleppte ins Fort Lombardia, gewann er nochmal das Bewußtsein und – gedachte seiner Pflicht. Umherstehende Araber bemerkend, flüsterte er mit dem Aufgebot der letzten Kräfte mehrmals einen einzigen inhaltsreichen Satz in arabischer Sprache: „Ihre Forts sind zu stark ... zu stark für unsere Mittel!“ Das war die Nachricht, die der Mann mit der eisernen Willenskraft uns gesandt. [141] Friede seinen armen Knochen, Ehre seinem Gedenken! Warum blieb er nicht am Nil?

Mit ihm waren den Italienern in die Hände gefallen meine schöne Mauserpistole und der beste photographische Apparat, den wir im Lager vor Derna hatten. Mehrere Wochen später erst brachte der junge Baron Gumpfenberg einen neuen. Smallwoods Werk vollendeten mit größerer Vorsicht andere, zwei Oesterreicher; Smallwood aber lebt fort in den Liedern und Sängen der Stämme, die das Bergland der Cyrenaika besiedeln, als der tapfere Osman Effendi, dem Allah gnädig sein wird am Tage des Gerichts.

Anmerkung:

<http://abughilan.blogspot.com/2007/03/osman-effendi-english-free-fighter-in.html> (03.07.2021)

OSMAN EFFENDI, AN ENGLISH FREE FIGHTER IN DERNA

Safia ... wrote a comment ... inquiring if I knew "...anything about the British soldier Stuart Smallwood, who became a Muslim and joined the Ottoman Turks in their fight against the Italian invaders in Libya in 1912"

[...]

Georges Remond, French Journalist, arrived in Derna on 14th April, 1912 and stayed for about three weeks, wrote his observations about Ain Mansour Camp which included the story of JOHN SMALLWOOD.....

"On the 8th of May, the English lieutenant John Smallwood disappeared. (This gentleman) who already became a Moslem and had a new name for himself as 'Osman Effendi', was definitely assassinated by the Italians. He was on a mission of reconnaissance, and some Libyans were sent to trace him and came back saying that they found traces of blood fifty meters near the Italian fortifications

This Moslem Englishman was quite a unique character. He was blond, very thin, his nose was fractured during a boxing match and his body was covered with tattoos. He was extremely brave and looked at life as a sport game. He insisted everyday to show his daring and bravery. He would go at times during perfect daylight to prepare his tea in front of the Italian lines, or sneak under darkness to the town of Derna and the Italian fortifications.

The last time he left the camp in the company of a Bedouin, he was intending to take some photographs near the Italian fortification in Derna under moon light, and he promised to give me these photos to publish in my journal, but he never came back. I can imagine that he dared to come very close to the Italian lines, he was gunned down with his Libyan companion, that they tried to crawl back to the camp and probably fell down in a ravine. The Italians would have found their bodies the following day and they were transported back to Derna. At least these are the interpretations made by the tracer people who were sent to find out their fate.

In the evening, people of the Ain Mansour Camp gathered around a poet from the tribe of Brassia who recited a poem of praise in the memory of this Moslem Englishman and his Libyan companion who died for the cause."

[[142]]

Der orientalische Reise- und Abenteuerroman

Von Dr. Rudolf Beissel

©

31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55

Kara Ben Nemsis Vermächtnis

Von Erich Beuter

Ich war zwölf Jahre alt, als ich Karl May kennen lernte und seine Welt. Wer Karl May las, der mußte ihn lieben; wer seine Welt sah, dem mußte dagegen die Welt des Alltags verblassen, wie eine Welt ohne Farben.

So ging es mir. Was war Karl May nicht alles dem Knaben! Er war ihm Freund und Führer, ein Freund, der ihn durch aller Herren Länder führte und ihm zeigte, was allen Völkern gemeinsam war. Ein Führer, der ihn bis zu den Pforten des Unsichtbaren brachte, ihm die Grenzen der Erde zeigte. Dem unentwickelten Menschen stellte Karl May den hochentwickelten gegenüber. Aber auch dessen Unvollkommenheit deckte er auf. Von dem Menschlichen verwies er auf das Göttliche.

Karl May öffnete dem Knaben die Augen für die Welt, er weitete seinen Gesichtskreis und spornte ihn zum Gebrauch seiner Kräfte an. Aber er lehrte ihn auch, daß die Welt des Raumes nichts ist gegenüber der Welt unseres Innenlebens. Die Achtung vor dem Unsichtbaren gab den letzten Hintergrund für seine Romantik ab.

Als die Forderungen des praktischen Lebens an den Jüngling herantraten, verblaßte das Andenken **[179]** an Karl May. Es verging aber nicht die Saat, die er in des Knaben Seele gepflanzt hatte. Unausgerottet blieb ihm der Wunsch und Wille, seine Kräfte bis zu den Grenzen seiner Fähigkeiten zu entwickeln und in seinem Innern sich den Himmel zu erobern.

Als ich nach Jahren gereifter wieder mit Karl May in Berührung kam, zog er mich mit gleicher Gewalt, wie in meinen Knabenjahren, in seinen Bann. Ich mußte erkennen, daß mich mein Streben nicht über Karl May hinausgeführt hatte, und willig überließ ich mich wieder seiner Führung in seine Welt.

Karl May starb. Und doch schien er mir wie für alle seine Feinde, so auch für den Tod unüberwindlich zu sein. Ich trauerte tief um ihn und seine Welt, gleich wie um ein verlorenes Paradies.

Zwar war es kein Paradies, in das uns Karl May hatte schauen lassen. Es war eine Welt voller Kämpfe, aber voller Kämpfe um das Gute. Es war eine Welt, in der das Gute siegte und die finsternen Gewalten in Schranken gehalten wurden. Es war nicht eine Welt der Vollkommenheit, sondern eine Welt der Vervollkommnung.

Der Pfadfinder, der uns dieses Land entdeckte, war tot. Sollte mit ihm auch seine Welt versinken? Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr befestigte sich in mir der Wunsch, Karl Mays Spuren zu folgen.

Umsichtig rüstete ich mich zu dieser Reise. Vor allem übte ich mich fleißig im Gebrauch von Karl Mays Waffen. Als ich mich hinlänglich gewappnet **[180]** glaubte, trat ich die Reise an, die Reise in das Land meiner Sehnsucht, von dem ich seit meiner Jugend träumte und das ich nun mit meinen eigenen Augen sehen sollte. Neben der Erwartung aber saß in meiner Brust das ängstliche Bangen. Ich fühlte mich wie ein Kind, das ohne Hilfe seinen ersten Gang unternimmt. –

In Mossul vertraute ich mich auf einem Floß von aufgeblasenen Ziegenfellen dem Tigris an. Ein Pferd hatte ich mir nicht gekauft, denn ich hatte in Mossul nur minderwertige Pferde für mich käuflich gefunden. Außerdem überlegte ich, daß ich als Reiter feindlichen Beduinen eher ins Auge fallen mußte, während ich als Fußgänger Hoffnung hatte, Reiter in der Ferne zu entdecken, ehe ich noch bemerkt war. Zudem wäre mir das Pferd auf dem Floße nur hinderlich gewesen, und ich hoffte, es bei meinem Ausfluge zu den Haddedihs auch leicht entbehren zu können, weil diese nach meinen Erkundigungen ihre Weideplätze jetzt dicht am Fluß hatten.

Gegen Mittag verließ ich den Tigris, um meinen Fußmarsch anzutreten. Zu sehen war weit und breit nichts als ein Grasmeeer, das sich bis in die Unendlichkeit auszudehnen schien. Das Gras stand hoch und erschwerte das Gehen außerordentlich, und die Sonne brannte. Als ich zwei Stunden gegangen war und immer noch kein Zeichen für die Nähe einer menschlichen Niederlassung entdeckte, begann ich zu bedauern, daß ich mich auf die Kraft meiner eigenen Beine verlassen mußte.

„Wie leicht und frei schwebt die Phantasie dahin,“ **[181]** dachte ich, „aber wie schwerfällig ist doch die Wirklichkeit.“ Und ermüdet von dieser Wirklichkeit vergegenwärtigte ich mir die schöne Welt, die Karl May für uns eroberte, und die ich so oft unter seiner Führung leicht wie ein flüchtiger Vogel durchzogen hatte. Unversehens aber geriet ich immer mehr ab von der Wirklichkeit ins Reich der Phantasie, so daß ich die

Welt der unendlichen Steppe um mich vergaß.

„Maschallah!“

Mitten in meinen Träumen erschien mir der Hadschi. Er saß auf einem schönen Rappen mit einer kleinen schmalen Blesse unter der Stirn. Das war Barkh, der Blitz. Und schell wie der Blitz war der Hadschi vor mir aufgetaucht.

„Salam aaleikum, Friede sei mir [mit] dir, o Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah! Willkommen o Scheik der Haddedihn!“ begrüßte ich ihn.

„Maschallah – Gott tut Wunder!“ entfuhr es dem Scheik. „Du kennst mich, meinen Namen, meinen Stamm?“

„Ob ich dich kenne!“ erwiderte ich. „Bin ich nicht mit dir über den Salzsee geritten? War ich nicht mit dir in Kairo, in Mekka, bei den Teufelsanbetern, bin ich nicht mit dir vom wilden Kurdistan bis ins Land der Skipetaren gestreift?“

„Du! Du willst mit mir diese Heldentaten bestanden haben? Mach mich nicht lachen! Ich bin alt geworden, aber mein Gedächtnis ist noch nicht so schlecht, daß ich die Erinnerung an diese besten Zeiten meiner Jugend verlor.“

[182] „Du bist nicht alt,“ entgegnetet ich. „Ewig jung bist du. Ewig jung wirst du bleiben im Gedächtnis aller Menschen, die von deinen Taten erfuhren, ewig jung wirst du bleiben in den Werken Kara Ben Nemsis, deines Freundes.“

„Wie?“ rief er, „du kennst auch Kara Ben Nemi, meinen Sihdi und Freund? Wo weilt er? Hast du etwas von ihm gehört? Lange schon sah ich ihn nicht, lange schon habe ich von ihm keine Nachricht erhalten, allzulange schon blieb er fern von den Zelten der Haddedihn!“

„Ich überbringe seine letzten Grüße,“ sagte ich.

„Seine letzten Grüße?“ Er sah mich starr an.

„Kara Ben Nemi lebt nicht mehr. Er ist tot!“

„Du lügst!“

„Nein, ich sage die Wahrheit.“

„Mein Sihdi soll tot sein? Das kann nicht sein! Fiel er, der Unüberwindliche im Kampfe? Wurde er, der nicht zu Ueberlistende hinterrücks ermordet? Oder überwältigte ihn das alte Weib mit dem zahnlosen Mund auf dem Krankenbett? Und wer bist du, der du es wagst, mir solch eine Schreckensbotschaft zu bringen. Bist du sein Freund? Oder sein Feind, der geholfen hat an seinem Untergang? Rede! Sprich! Du wagst es nicht? Warte! Meine Nilpferdpeitsche soll dir die Zähne öffnen und die Rede der Wahrheit aus dem Munde locken. Vor mir besteht keine Lüge und kein Lügner, denn ich bin Hadschi Halef Omar, der Scheik der Haddedihn.“

„Mißtraue mir nicht,“ bat ich. „Ich bin dein Freund, wie ich der Freund Kara Ben Nemsis war. Das Alter hat Kara Ben Nemi bezwungen, nachdem **[183]** Trauer und Enttäuschung ihm die Widerstandskraft brachen. Trauer und Enttäuschung haben ihm seine Feinde bereitet. Ich werde alles erzählen, wenn wir im Zeltorf sind.“

„So komm!“

Er schwang sich vom Pferde und nötigte mich, meinen Einwendungen ungeachtet, hinauf. Und dann schritt er zu Fuß neben mir her, während ich ritt. Erst jetzt merkte ich, wie alt der Hadschi geworden war. Oder hatte ihn meine böse Nachricht so niedergedrückt? Er ging neben dem Pferde mit gebeugtem Rücken und müdem Schritt, wortlos und teilnahmslos. Er, das Sinnbild des sprudelnden Lebens, schien völlig in das Steinbild des Grams verwandelt zu sein. Barkh, der Blitz, hielt mit seinem Herrn gleichen Schritt, und Stunde auf Stunde verrann, ehe wir im Schneckengang das Zeltorf erreichten.

Die Aufregung, die Niedergeschlagenheit und die Trauer über die Todesbotschaft war groß im Lager der Haddedihn. Starke, im Kampfe gestählte Männer weinten, und Hanneh, die Seele, ergoß sich in Tränen. Nur Kara Ben Halef bekämpfte wacker seinen Schmerz, um nicht die Sorge für seinen Stamm außer acht zu lassen.

„Siehe,“ sprach er zu mir, „wir ahnten schon lange den Tod unseres Freundes; auch unsere Feinde erfuhren davon. Wir aber wehrten uns gegen diese Gerüchte und wollten der Hoffnung nicht entsagen. Der stete Wechsel von Hoffen und Bangen sog meinem Vater das Mark aus den Knochen.“

Inzwischen hatten sich die Haddedihn, Männer, **[184]** Frauen und Kinder zu einer Versammlung vereinigt, in der ich ihnen von dem Tode Kara Ben Nemsis erzählen sollte. Ich tat es. Mit lautloser Aufmerksamkeit

folgten die Haddediñn meinen Worten.

„Wir sind Gottes und zu Gott kehren wir zurück,“ schloß ich meine Rede. „Kara Ben Nemsis ist zum ewigen Frieden eingegangen. Wollen wir ihm diesen Frieden neiden? An ihn gilt es zu denken, nicht an uns. Gewiß, unser Verlust ist unersetzlich groß; aber ebenso groß ist die Aufgabe, die uns Kara Ben Nemsis als Vermächtnis hinterlassen hat. Unsere Pflicht ist es, die sieggewohnten Waffen, die den Händen des Müden entglitten sind, aufzunehmen und sie zu seinen Ehren gegen Haß, Neid, Mißgunst und Unverstand zu gebrauchen. Unsere Pflicht ist es, Kara Ben Nemsis Werke zu schützen und sein Andenken hoch zu halten. Unsere Pflicht ist es, Kara Ben Nemsis Kampf zu Ende zu kämpfen und nicht eher zu ruhen, als bis die Welt es aufgibt, ihm den Ehrenplatz streitig zu machen, der ihm gebührt.“

Als ich so sprach, leuchteten die Augen des kleinen Hadschi auf. Er sprang auf in jugendlichem Feuer, und wie ein sprudelnder Quell klang seine Rede, als er rief: „Hört es, ihr Söhne und Töchter der Haddediñn, unser Sihdi ruft uns zum Kampfe. Auf ihr Tapferen! Seid Löwen in eurem Mut! Reiht euch um das Lager und seid wachsam gegenüber allen feindlichen Plänen mißgünstiger Neider! Unvergleichlich war unser Sihdi, unvergeßlich wird er uns bleiben. Tausende haben sich an seinem Wirken **[185]** erfreut, Tausenden hat er über schlimme Stunden hinweggeholfen, Tausenden war er Lehrer und Freund. Wie staunten nicht die Männer, wenn sie von seinen Heldentaten hörten, wie entzückt waren Junge und Alte über die Berichte seiner Abenteuer, wie begierig griff jeder die Worte auf, die von ihm sprachen! Und nun wollen die Heuschreckenschwärme der Lüge und Verleumdung ihm die Saat zerfressen, die er säte? Das darf nicht sein! Das werden wir verhindern, denn wir sind Krieger, die nicht zu besiegen sind. Und ich werde euch führen. Ich, der ich mit unserem Effendi gemeinsam als sein Freund und Beschützer alle Gefahren bestand. Ich werde siegen, wie ich immer siegte. Die Fäuste der Feinde werden mir nichts anhaben, und vergeblich werden sie mit ihren Kugeln meinen Ruf zu durchlöchern suchen. Die Schatten der Lüge und Verleumdung werden sich erfolglos bemühen, den Glanz meines Ruhmes zu verdunkeln. Und mit mir wird sich Kara Ben Nemsis, mein Sihdi, wie ein Strahl der Sonne auf den Wellen spiegeln, die ihn in den Abgrund der Vergessenheit ziehen wollen.“

Die Haddediñn jubelten seinen Worten zu. Und fester Wille und Mut zeigte sich auf den Gesichtern aller, die eben noch niedergedrückt waren in Trauer und Verzweiflung. Es war so, als wäre Kara Ben Nemsis bei ihnen eingekehrt; als hätte er, wie früher so oft, durch sein Erscheinen sie zum Bestehen von Heldenkämpfen und Abenteuern begeistert. Trotzdem es Abend geworden war, fanden die Aufgeregten keine Ruhe, und der ganze Stamm wachte an den Lagerfeuern zu Ehren Kara Ben Nemsis.

[186] Ich legte mich abseits nieder, eine Strecke außerhalb des Lagers und des Scheines der Wachtfeuer. Hier, wo kein menschlicher Laut zu mir drang, war der geeignete Platz für einen Lauscherposten. Und ich lauschte. Schatten stiegen auf und jagten sich. Die Finsternis erhellte sich vor meinen Augen, eine Welt von Geschehnissen zog an mir vorüber. Und das Rascheln, Zirpen und Summen, das geheimnisvolle Knistern und Wehen zauberte eine Sinfonie von Lust und Leid, ein ganzes Leben in mir hervor.

„Wehe euch Armseligen, die ihr keinen Sinn habt für das Geheimnisvolle und Wunderbare!“ dachte ich. „Taub und blind seid ihr; denn nur wer das Dunkel mit seinen Augen durchdringt, ist sehend. Und nur wer die Sprache des Schweigens hört und versteht, hat ein Ohr. Ihr verlacht das, was ihr nicht begreift, und ihr verlästert die Schönheit, für die ihr kein Auge habt. Geht! Wir bedauern und wir bemitleiden euch, aber wir wollen nicht unsern Tag zur Nacht werden lassen, um eurer Stumpfheit willen.“

[(187)]

Die kriminalpsychologische Seite des Karl-May-Problems

Von Dr. Albert Hellwig

Wir wissen, Karl May war auf die Kriminalpsychologie oder wohl richtiger auf die Kriminalpsychologen nicht gut zu sprechen, und vielleicht nicht einmal ganz ohne Grund. In seiner Lebensbeichte kommt er mehrfach darauf zu reden. So erzählt er uns, wie er im Gefängnis die „anspruchsvollen hochgelehrten“ Werke über Kriminalpsychologie vor sich liegen gehabt habe:

„Sie enthielten die Theorie, ein Konglomerat von Rätseln und Problemen. Die Praxis aber lag rund um mich her, in ebenso klarer wie erschütternder Aufrichtigkeit. Welch ein Unterschied zwischen beiden? Wo war die Wahrheit zu suchen? In den aufgeschlagenen Büchern oder in der aufgeschlagenen Wirklichkeit? In beiden! Die Wissenschaft ist wahr, und das Leben ist wahr. Die Wissenschaft irrt, und das Leben irrt. Ihre beiderseitigen Wege führen über den Irrtum zur Wahrheit; dort müssen sie sich treffen. Wo diese Wahrheit liegt und wie sie lautet, das können wir nur ahnen⁵⁶“.

Deutlicher und stark gefühlsbetont wird seine [188] Ablehnung der Kriminalpsychologie, wenn er auf Kriminalpsychologen zu sprechen kommt, von denen er annimmt – ob berechtigterweise oder nicht, muß dahingestellt bleiben –, sie hätten ihm unrecht getan. Ohne den Namen zu nennen, spricht er mehrfach von dem damaligen Dresdener Staatsanwalt, jetzigen Landgerichtsdirektor Wulffen, der sich insbesondere durch seine kriminalpsychologischen Werke einen Namen gemacht hat. Er erkennt seine Bemühungen um eine Humanisierung der Gesetzgebung und des Strafvollzuges in vollem Maße an und meint, er

„würde ein Segen auf diesem Gebiete sein, wenn er nicht als Kriminalpsychologe das wieder zerstörte, was er als Vorkämpfer der Humanität aufzubauen strebt... Als Menschenfreund im höchsten Grade beachtenswert, kann er als Seelenforscher in fast noch höherem Grade unbedachtsam und grausam sein. Indem er seine öffentlichen Behauptungen mit Beweisen zu belegen versucht, läßt er sich so weit hinreißen, Personen, die vor dreißig und noch mehr Jahren bestraft worden sind, nun aber sich in mühsam errungener, öffentlicher Stellung befinden, mit in seine psychiatrischen Betrachtungen zu ziehen und sie in seinen Schriften derart kenntlich zu machen, daß jedermann weiß, wen er meint⁵⁷“.

Sollte Wulffen, was ich aber nicht glaube, Mays Vorleben in wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht haben, bevor seine Vorstrafen durch die Hetze seiner Gegner und die sich daran anschließenden Prozesse allgemein bekannt geworden waren, so würde ich die Verbitterung Mays allerdings verstehen können.

[Wulffen: Psychologie des Verbrechers / 1908]

Nichtsdestoweniger würde May ein kriminalpsychologisches Problem von höchstem Reiz bleiben. Denn schon das ist kriminalpsychologisch außerordentlich interessant, daß May trotz seiner schweren Jugend und trotz seiner Jugendverfehlungen sich schließlich durchgerungen und es zu einem so gelesenen, wenn auch umstrittenen Schriftsteller von Ruf gebracht hat⁵⁸. Gerade die von May gering geachtete Kriminalpsychologie ist letzten Endes vielleicht berufen, seine Irrungen und Wirrungen aufzuklären und somit dazu beizutragen, daß May wenigstens nach seinem Tode die unbefangene und gerechte Würdigung *sine ira et studio* zuteil wird, nach der er im Leben leider vergeblich sich gesehnt hat.

Einen ersten Versuch einer solchen kriminalpsychologischen Betrachtung seines Lebens und seines Werkes will ich hier wagen. Ich nehme hier den Begriff der Kriminalpsychologie in einem den Ansichten Mays angepaßten Sinn, der weiter ist als der sonst im allgemeinen übliche: somit verstehe ich hier unter Kriminalpsychologie die Anwendung der Lehren der Psychologie auf die kausale Betrachtung des Verbrechens und seiner Bekämpfung.

Fassen wir die Kriminalpsychologie in diesem weiteren Sinn auf, dann ergibt sich eine ganze Reihe von kriminalpsychologischen Beziehungen und Problemen, wenn wir das Leben und Wirken Karl Mays betrachten.

⁵⁶ May: „Ich“, S. 404 f. Es wäre interessant zu erfahren, welche kriminalpsychologischen Werke May meint. Als er seine Gefängnisstrafe verbüßte, gab es noch kein Buch über Kriminalpsychologie im modernen Sinn.

⁵⁷ May: „Ich“, S. 390 f. vgl. auch S. 499.

⁵⁸ Ebenso Buchenau bei Schmid: „Eine Lanze für Karl May“ (Radebeul 1918), S. 38.

[190] Zunächst: May selber war ja ein „Verbrecher“: Wie sind seine Straftaten psychologisch zu erklären? Sind sie in der Hauptsache aus seiner Anlage zu erklären oder sind sie mehr auf eine ungünstige und unglückliche Beeinflussung durch die Umwelt zurückzuführen? Handelt es sich vielleicht um Taten, die im Zustande der geistigen Erkrankung verübt worden sind, die ihm also nicht zugerechnet werden durften? Oder muß May doch wenigstens als eine psychopathische Persönlichkeit gelten, deren Straftaten in milderem Lichte erscheinen?

Dann weiter: May hat im Gefängnis und im Zuchthaus gesessen. Wie hat da der Strafvollzug auf ihn gewirkt? Stimmt May in die nur allzu leicht verständlichen Anklagen früherer Gefangener über angebliche oder wirkliche Mängel des Strafvollzuges ein? Läßt sich eine günstige oder aber eine ungünstige Einwirkung des Strafvollzuges auf seinen Charakter feststellen?

Wie haben sich die bekannten, oft so grausamen gesellschaftlichen Nachwirkungen der Bestrafung und des Strafvollzuges bei ihm geäußert? Hat die gesellschaftliche Aechtung des Verbrechers mitgewirkt, ihn wieder aus der Bahn zu werfen, ihn dem Verbrechen wieder in die Arme zu treiben? Oder sind ihm nur schwere seelische Wunden geschlagen worden oder war er unempfindlich gegen das Vorurteil der Menge? Oder ist ihm die gesellschaftliche Aechtung gar erspart geblieben?

Besonders wichtig, aber auch schwierig ist die Frage: Wie ist es zu erklären, daß es May gelang, sich aus dem Sumpf, in den er geraten war, herauszuarbeiten? **[191]** Welche Rolle hat dabei insbesondere seine schriftstellerische Begabung gehabt? War er einer von denen, welche zunächst in verbrecherischen Taten schwelgten, dann aber in ihren Schriften voll verbrecherischer Phantasie einen Ausgleich fanden? Sie also Verbrechen nicht mehr begingen, weil ihre verbrecherische Anlage auch in dem Erfinden und in phantastischer Schilderung eingebildeter Verbrechen Befriedigung erhielt? Oder die doch, wenn sie aus irgend einem Grunde zur Ausübung ihres verbrecherischen Berufs nicht mehr imstande oder nicht willens waren, in ihren schriftstellerischen Leistungen sich einen gewissen Ersatz dafür zu schaffen trachteten? Oder war umgekehrt gerade die schriftstellerische Tätigkeit Mays ein Mittel, um sich allmählich seelisch von den Dämonen des Verbrechens loszulösen und seinen verbrecherisch gewordenen Charakter zu läutern und allmählich gänzlich umzugestalten? Schuf er also bewußt oder unbewußt sich durch seine Schriften neue Hemmungsvorstellungen, die ihm als Schutzwehr dienen sollten, wenn der Versucher wieder nahte?

Eine weitere Frage ist die, wie seine Schriften kriminalpsychologisch auf seine Leser wirken. Sind sie etwa als phantastische oder gar kriminelle Schundliteratur zu bewerten, die unmittelbar oder doch mittelbar Verbrechensanreize schafft? Oder aber ist der Jugend und den Erwachsenen ihre Lektüre zu empfehlen, da ihre Grundtendenz gerade geeignet ist, die Verbrechenshemmungen zu stärken? Können seine Schriften selbst dann, wenn man sie nicht als Schundliteratur betrachtet, nicht **[192]** verderblich wirken? Wenigstens auf phantasiebegabte Jugendliche oder doch auf psychopathische Persönlichkeiten? Gibt es irgend einen beglaubigten Fall, in welchem Mays Schriften derartig eingewirkt haben? Wenn ja, kann man May daraus einen Vorwurf machen?

Ferner ist es auch von kriminalpsychologischem Interesse, wie sich May bei den Angriffen gegen ihn verhielt: Wie ist insbesondere sein Verhalten in den zahlreichen Prozessen zu beurteilen? Können wir da eine Nachwirkung ursprünglicher verbrecherischer Instinkte wahrnehmen? Oder erklären sich etwaige unberechtigte Heftigkeiten und unverständliche Uebertreibungen und Unwahrheiten vielleicht aus seiner Angst, daß seine Vorstrafen bekannt würden und daß seine ganze mühsam errungene bürgerliche Achtung wieder verloren ging? Wehrte er sich so verzweifelt vielleicht deshalb, weil er fürchtete, den unter schweren seelischen Kämpfen in Jahrzehnten gewonnenen sicheren Halt zu verlieren und in den Greisenjahren vielleicht wieder ein Opfer jener Dämonen des Verbrechens zu werden, die seine Jugend vergiftet hatten? Sind seine Uebertreibungen vielleicht als der krampfhafteste Versuch zu werten, seine Persönlichkeit trotz aller Versuche, sie in den Schmutz zu ziehen, durchzusetzen, sich selber den Glauben an seine den Durchschnitt weit überragende Persönlichkeit zu erhalten und mit ihm die unerläßliche Vorbedingung der mit großer Energie durchgeführten seelischen Läuterung?

Schließlich ist es auch noch von Wichtigkeit, das Verhalten seiner zahlreichen Gegner vom kriminalpsychologischen **[193]** Standpunkt aus zu betrachten: Finden wir hier überall billigenwerte lautere Motive? Oder sind nicht vielmehr auch Neid, Habsucht und andere schmutzige Regungen mit am Werk gewesen? Ist nicht auch dort, wo derartige unsaubere Beweggründe fehlten, bei dem Kampf gegen Karl May doch oft genug eine kaum anders als verbrecherisch zu bezeichnende Leichtgläubigkeit und

Unbesonnenheit festzustellen? Wie haben diejenigen von seinen Gegnern, die bei seiner Bekämpfung mehr oder minder gefehlt haben, sich seelisch mit dem Unrecht, das sie begangen haben, abgefunden? Kann man irgendwie den Versuch erkennen, sich von dieser seelischen Last zu befreien, das Unheil, das man angerichtet, zu bekennen und, soweit es geht, es wieder gut zu machen?

Alles das sind Fragen, an denen eine kriminalpsychologische Würdigung Karl Mays nicht vorübergehen könnte, Fragen, deren Beantwortung ebenso reizvoll wie schwierig ist. Sie führen uns mitten in die eigenartige Persönlichkeit Mays hinein: Fast ohne Uebertreibung kann man sagen, daß die kriminalpsychologische Betrachtungsweise Karl Mays und seines Werkes gleichbedeutend ist mit seiner psychologischen Würdigung.

Natürlich können wir hier schon aus Raumgründen eine umfassende eindringliche Behandlung aller dieser verschiedenen aber doch eng miteinander zusammenhängenden Probleme nicht geben: Der Stoff ist zu umfangreich, die Gesichtspunkte sind zu **[194]** mannigfaltig, die zu überwindenden Schwierigkeiten zu groß, als daß der uns hier zur Verfügung stehende Raum mehr als zu einer nur andeutenden Lösung der aufgeworfenen Fragen ausreichen könnte. Aber auch, wenn mir keine äußeren Schranken gesetzt wären, müßte ich doch für heute noch darauf verzichten, eine gründliche befriedigende Lösung des kriminalpsychologischen May-Problems zu geben. May war zweifellos ein komplizierter Charakter, der in seinen Grundbedingungen und in seinen Aeußerungen durch mühsame Einzelforschung erst noch näher erforscht werden muß, ehe man hoffen kann, die erforderlichen sicheren Grundlagen zu haben, die eine zutreffende Beurteilung ermöglichen. Zwar wissen wir auch heute schon gar manches aus seinem Leben, doch nicht immer durchaus Zuverlässiges. Dies gilt insbesondere auch für seine Lebensbeichte, worauf mit Recht schon mehrfach hingewiesen ist⁵⁹. Das soll natürlich kein Vorwurf gegen May sein. Wir wissen ja zur Genüge, daß Lebenserinnerungen nie imstande sind, ein wirklich naturgetreues Abbild des Lebens zu geben. Und vollends wird dies unmöglich bei einer so phantasiebegabten Persönlichkeit vom Schlage Karl Mays. Vor allem darf man nicht übersehen, daß es sich hier nicht um am Ende eines vorwurffreien Lebens auf sonniger Höhe niedergeschriebene Denkwürdigkeiten handelt, sondern um eine Lebensbeichte, **[195]** die eine Verteidigungsschrift sein und durch die das Urteil der Mitwelt und der Nachwelt zu seinen Gunsten beeinflusst werden sollte. May war daher bei der Niederschrift seines Lebens und Strebens in einem ganz besonderen Maße Partei. Man wird deshalb bei der Verwertung der in seinen Erinnerungen wiedergegebenen Materialien ganz besonders vorsichtig verfahren und überall danach trachten müssen, sie durch Vergleichung mit anderen weniger subjektiv gefärbten Materialien nachzuprüfen. Ist hiermit auch schon ein erfreulicher Anfang gemacht – gerade das Jahrbuch ist ja berufen, derartige Beiträge zu bringen – so fehlen doch noch gar viele Bausteine zu der vom Leiter des May-Verlags geplanten umfassenden Lebensbeschreibung und Würdigung Karl Mays. Insbesondere ist es bedauerlich, daß wir über seine Straftaten wenig Zuverlässiges wissen⁶⁰. Mag auch vieles unwiederbringlich verloren sein, so wird sich gar manches doch noch einwandfrei feststellen lassen. Der Versuch muß jedenfalls gemacht werden.

Auch das, was uns heute schon bekannt ist, reicht aber wenigstens zu einer andeutenden vorläufigen Behandlung des Problems aus. Wollte die Forschung mit einer Gesamtbeurteilung immer warten, bis alle Einzelheiten endgültig klargestellt sind, so würden wir wohl lange warten müssen. Vor allem darf man nicht vergessen, daß Einzeluntersuchung und Gesamtbetrachtung auch in ständigen Wechselbeziehungen **[196]** zueinander stehen, derart, daß auch die vorläufige Gesamtbetrachtung der Einzelforschung brauchbare Winke zu geben und ihr Zielpunkte für ihre weitere Forschung zu zeigen vermag. Wir würden also die endgültige Lösung des Problems nur unnötigerweise hinausziehen, wenn wir in zu weitgehender Selbstbeschränkung die Zeit für eine kriminalpsychologische Würdigung Karl Mays und seines Wirkens noch nicht für gekommen halten würden. Wir wollen deshalb auch getrost den Versuch wagen, wollen dabei allerdings den nur vorläufigen Charakter unserer Untersuchungen und ihrer Ergebnisse keinen Augenblick aus den Augen verlieren⁶¹!

Ueber seine Straftaten ist mir folgendes aus den erwähnten Akten der Polizeidirektion Dresden bekannt

⁵⁹ Vgl. insbesondere Strobl: „Das Tragische im Karl-May-Problem“ (Karl-May-Jahrbuch 1919, namentlich S. 234, aber auch S. 235, 237 ff.), sowie Mahholz: „Karl May“ („Das literarische Echo“, Jahrg. 21, Sp. 133).

⁶⁰ Durch besondere Liebenswürdigkeit und Unterstützung ist es mir möglich gewesen, Einblick in Mays Personalakten zu nehmen.

⁶¹ Ich werde die kriminalpsychologische Seite des May-Problems im Auge behalten und hoffe in einigen Jahren in einem besonderen Buch die weiteren Forschungen zusammenfassen zu können.

geworden.

Von dem Gerichtsamte Chemnitz wurde er im Jahre 1862 – also im Alter von zwanzig Jahren – wegen Diebstahls zu einer sechswöchigen Gefängnisstrafe verurteilt. Er verbüßte diese Strafe bis zum 20. Oktober 1862⁶².

[197] Wie lange er sich dann einwandfrei gehalten hat und welcher Art die dann wieder von ihm begangenen Straftaten waren, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Wir erfahren nur, daß er von dem Bezirksgericht Leipzig wegen Betruges zu einer Arbeitsstrafe von vier Jahren und einem Monat verurteilt worden ist. Er verbüßte diese Strafe in der Strafanstalt zu Zwickau und wurde aus ihr – anscheinend, nachdem ihm ein Teil der Strafe erlassen worden war – am 2. November 1868 unter Ausstellung eines Vertrauenszeugnisses wieder entlassen.

Trotz der Ausstellung des Vertrauenszeugnisses dauerte es diesmal aber nicht lange, bis sich May wieder strafbar machte, und zwar in recht erheblicher Weise. In den Akten befinden sich Abschriften aus dem „Gendarmerieblatt“⁶³. Aus ihnen geht jedenfalls soviel hervor, daß May spätestens schon im Sommer 1869 sich verschiedene weitere Straftaten hatte zu Schulden kommen lassen. So soll er an verschiedenen Orten, zuletzt auch in Mülsen St. Jacob sich für einen höheren Beamten der Geheimpolizei ausgegeben haben, der beauftragt sei, nach falschem Gelde zu fahnden. In Mülsen veranlaßte er die [198] Ehefrau des Bäckers Wappler zur Herbeischaffung ihres Geldes. Sie brachte 40 Taler herbei. May entfloh mit ihnen, nachdem er die Wappler in ihre Kammer eingeschlossen hatte, in der Richtung nach Chemnitz. Den Ehemann Wappler und seine drei Söhne hatte May vorher durch die Vorspiegelung, er sei beauftragt, sie zur Empfangnahme von Geld aus dem Nachlaß eines Verwandten nach Glauchau zu laden, aus der Wohnung zu entfernen geußt.

May entzog sich längere Zeit der Festnahme. Erst am 5. Januar 1870 wurde er in Oesterreich ergriffen und festgenommen, allerdings nicht auf Grund der Steckbriefe, sondern als unbekannter Landstreicher. Er hatte unter verdächtigen Umständen in einer Scheuer übernachtet und wurde deshalb zunächst dem Bezirksgericht in Bensen eingeliefert. Nach Einstellung des eingeleiteten Strafverfahrens wurde er als ausweisloser Fremder zur Feststellung seiner Persönlichkeit der Bezirkshauptmannschaft zu Tetschen eingeliefert.

Aus einem Schreiben dieser Bezirkshauptmannschaft vom 28. Januar 1870 an die Dresdener Polizeidirektion ergibt sich folgendes: May nannte sich Albin Wadenbach und behauptete aus Orby auf der Insel Martinique zu sein. Er besitze dort eine von dem Vater ererbte Landwirtschaft. Er sei 22 Jahre alt und evangelisch-lutherischer Konfession. Sein Vater, mit Vornamen Heinrich, habe auf Orby Tabak-, Vanille- und Hanfpflanzungen gehabt, seine Mutter habe er nicht gekannt⁶⁴. Nach dem [199] rasch aufeinander gefolgten Tode seiner Eltern habe er seine Besitzung einem Freunde zur Besorgung übergeben und sich mit seinem jüngeren Bruder Franz Friedrich Wadenbach, der von Beruf Kaufmann sei, im Spätsommer 1869 in der Absicht nach Europa begeben, um seine Verwandten väterlicher- und mütterlicherseits aufzusuchen und dann entweder in Europa zu bleiben oder aber wieder nach Orby zurückzukehren. Als seine Verwandten bezeichnete er einen angeblich als Lehrer an der Bürgerschule zu Chemnitz angestellten Wadenbach, eine Tante ihm unbekanntens Namens, die als Kantorswitwe in Wendisch-Ossa bei Görlitz lebe, ferner eine andere Tante, die an den Rittergutsbesitzer Ulrich bei Görlitz vermählt sei und endlich noch eine dritte Tante namens Alwine Wadenbach, die bei dem Rittergutsbesitzer Oberamtmann Poppel bei Halle als Wirtschafterin lebe. Die Nachforschungen nach den drei erstgenannten angeblichen Verwandten ergaben kein positives Ergebnis. Die Vernehmung der Alwine Wadenbach aus Plößnitz, früher bei dem

⁶² Näheres über diese Straftat ist aus den Akten nicht ersichtlich, ebensowenig die Strafanstalt, in der die Strafe verbüßt wurde. Nach den eigenen Angaben Mays („Ich“, S. 372 ff.) wurde er wegen Diebstahls einer Uhr verurteilt. May gibt den äußeren Tatbestand zu, leugnet aber die Absicht rechtswidriger Zueignung gehabt zu haben. Er verbüßte die Strafe seiner Angabe nach (S. 378) mit zwei Untersuchungsgefangenen, einem Bankbeamten und einem Hotelier, in einer gemeinsamen Zelle. Wo, gibt er nicht an. Es liegt nahe anzunehmen, daß die Strafe in dem Gerichtsgefängnis zu Chemnitz verbüßt wurde.

⁶³ „Gendarmerieblatt“, Bd. 19, Stück 39; S. 198, Nr. 20; Stück 49; S. 169, Nr. 27; S. 180, Nr. 37; S. 187, Nr. 56; S. 198, Nr. 20; S. 245, Nr. 55; S. 286, Nr. 45. Abschriftlich mitgeteilt sind nur Stück 39 und 49; die übrigen sind dort nur erwähnt.

⁶⁴ Nach W u l f f e n, „Psychologie des Verbrechers“, Bd. II (Groß Lichterfelde-Ost o. J.), S. 315, schrieb M a y damals in der Haft an einen angeblichen Onkel in Martinique einen Brief unter Benutzung der Kenntnisse von ausländischen Sitten und Gegenden, die er schon damals besaß. Aus diesem Brief hätte man schließen können, daß der Häftling auf Martinique wie zu Hause sei: „Also hier im Verbrechen die ersten Symptome des Charakters der späteren Schriftstellerei.“

Oberamtmann Poppel in Siegeldorf bedienstet, durch das Landratsamt zu Halle ergab folgendes: Ende November 1869 war der angebliche Wadenbach zu ihr gekommen, hatte sich für einen Verwandten und den Schriftsteller Heichel aus [200] Dresden, dann für einen natürlichen Sohn des Prinzen von Waldenburg ausgegeben. Ob May, der die Richtigkeit der Angaben der Alwine Wadenbach natürlich in Abrede stellte, mit seinen Vorspiegelungen einen betrügerischen Zweck verfolgt hat und eventuell welchen, ergibt sich nicht aus jenem Schreiben. Die Polizeidirektion Dresden wurde gebeten, Nachforschungen nach jenem angeblichen Wadenbach anzustellen. Diese Nachforschungen führten dann zu dem Ergebnis, daß es sich in Wirklichkeit um den mehrfach steckbrieflich verfolgten Karl May handle⁶⁵.

May wurde darauf ausgeliefert und von dem Bezirksamt Mittweida wegen ausgezeichneten und einfachen Diebstahls, Betrugs und Widersetzung gegen erlaubte Selbsthilfe zu einer vierjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Er verbüßte die Strafe vom 3. Mai 1870 bis zum 2. Mai 1874 in der Strafanstalt Schloß Waldheim.

Auf Grund einer Verordnung der Kreisdirektion [201] Leipzig wurde er nach seiner Entlassung auf zwei Jahre unter Polizeiaufsicht gestellt. Er wurde nach Ernstthal verwiesen, wo er spätestens am 4. Mai 1874 einzutreffen hatte. Er blieb dort bis Anfang März 1875, denn am 12. März machte der Gendarmeriebrigadier Frenzel in Hohenstein-Ernstthal der Dresdener Kriminalpolizei die Anzeige, daß der „bereits wegen schweren Diebstahls, Betrugs, Widersetzung und Fälschung bestrafte Gauner und frühere Schullehrer Carl Friedrich May“ sich seit vier Tagen von Hohenstein-Ernstthal fortbegeben habe, angeblich, um in Dresden eine Stellung als Redakteur des Blattes „Der Beobachter an der Elbe“ anzutreten: „Da nun zu vermuten steht, daß derselbe neben dieser Funktion auch seine frühere verbrecherische Laufbahn teilweise wieder betreten dürfte und gegenwärtig derselbe bis zum 2. Mai a. c.⁶⁶ unter Aufsicht steht, so wollte der Unterzeichnete nicht unterlassen, einem geehrten Kommissariate hiervon ganz gehorsamst Notiz zugehen zu lassen.“

Durch Verfügung vom 15. März wurde May aus Dresden ausgewiesen, da es mit Rücksicht auf seine Vorstrafe bedenklich sei, ihm den Aufenthalt in Dresden zu gestatten.

In einem bei den Akten befindlichen Gesuch vom 16. März bat May, von seiner Ausweisung Abstand nehmen zu wollen. In diesem Gesuch sagt May, er habe sich nach seiner Entlassung aus Waldheim in seiner Heimat Ernstthal aufgehalten und sei dort [202] als Schriftsteller tätig gewesen. Infolge dieser Tätigkeit habe er jetzt einen Ruf als Redakteur an die Verlagsbuchhandlung von Münchmeyer erhalten:

„Nach langem Irren ist mir endlich eine Stellung geboten, welche mich von Sorgen befreit und mir Gelegenheit bietet, das Vergangene wieder gut zu machen und den Beweis zu führen, daß der Weg meines Lebens nie wieder sich einem ‚dunklen Hause‘ nähern werde. Wer da weiß, wie schwer es dem entlassenen Strafgefangenen wird, sich aus dem Schmutze emporzuarbeiten, der wird begreiflich finden, daß ich mit innigster Freude und Genugtuung dem Rufe gefolgt und in die gebotene Stellung eingetreten bin. In den wenigen Tagen meines Hierseins habe ich das vollständige Vertrauen meines Chefs erlangt, und ich hegte die freudige Hoffnung, daß ich die Vergangenheit hinter mich werfen und mit unbeirrtem Eifer vorwärts streben könne. Aber aus diesem Glück wurde ich durch die Nachricht gerissen, daß ich polizeilich aus Dresden gewiesen sei. Wohl weiß ich, daß ich schwer gefehlt und gesündigt habe, und die Tätigkeit meines ganzen Lebens muß darauf gerichtet sein, Verzeihung des Geschehenen zu erlangen. Dazu aber bedarf ich der Gelegenheit, und diese ist mir in meiner gegenwärtigen Stellung reichlich geboten. Der Ausweis aber raubt mir diese Gelegenheit, wirft mich in den Schmutz zurück, bereitet mir den größten pekuniären Schaden und bringt die bitterste Kränkung über meine armen alten Eltern, denen ich eine Stütze sein könnte, nun aber nicht sein kann.

Deshalb wolle mir die ergebenste Bitte gestattet sein:

Die hohe Königliche Polizei-Direktion wolle in Rücksicht darauf, daß meine Stellung eine fixierte und sichere ist und mir nach Verlauf von fünf Wochen der Aufenthalt in Dresden doch gestattet sein würde, einmal gütige Nachsicht hegen und mich durch die Domicil-Verweigerung nicht in Not und neue Schande stürzen!

Sollte diese Bitte erfüllt werden, so würde ich in steter Dankbarkeit der Humanität gedenken, welche meinen Eltern

⁶⁵ Es ist eine alte Erfahrung, die sich auch hier wieder bestätigt, daß unserer Phantasie gewisse, oft recht enge Grenzen gesetzt sind. Wer einen Schleier über sein Vorleben breiten will, wird es selten vermeiden können, in seinen Angaben gewisse Beziehungspunkte zu seiner wirklichen Persönlichkeit anzuführen. Geht man den falschen Angaben gründlich nach, so wird man daher vielfach gewisse Anhaltspunkte zur Entlarvung der maskierten Persönlichkeit finden. So hatte auch May sich trotz der Verlegung seiner Heimat nach einem exotischen Land durch Berufung auf seine angeblichen sächsischen Verwandten und insbesondere durch Beilegung des Namens Wadenbach selbst ans Messer geliefert.

⁶⁶ Frenzel irrt sich: Die Polizeiaufsicht war bis zum 2. Mai 1876 verhängt. [a. c. = anni currentis, „laufenden Jahres“.]

die bitterste Kränkung erspart und mir das Fundament [203] läßt, auf welchem ich mir eine bessere Zukunft errichten möchte.“

Wer den Werdegang Mays kennt, kann sich einer tiefen Rührung nicht erwehren, wenn man diese flehentliche Bitte liest. May hatte offenbar von Anfang an die feste Absicht, sich aus dem Sumpf wieder herauszuarbeiten und seine Stellung bei Münchmeyer, so unerfreulich sie sich im übrigen auch für seinen Entwicklungsgang erwies und so unangenehme Folgen sie auch später zeitigen sollte, war sicherlich geeignet, ihm den Halt zu geben, nach dem er strebte, um wieder festen Boden zu gewinnen und die Last der Vergangenheit hinter sich zu werfen.

Man wird es bei dem Charakter seiner Straftaten allerdings auch verstehen können, daß die Polizeidirektion gewisse Bedenken hatte, seinem Gesuch zu entsprechen. Es wurden Ermittlungen angestellt, insbesondere auch bei Münchmeyer persönlich. Sie ergaben, daß seine Angaben wahrheitsgemäß waren. Münchmeyer bestätigte, daß er May fest angestellt habe gegen ein jährliches Gehalt von 600 Talern, das aber je nach seiner Bewährung bis auf 1200 Taler erhöht werden würde. Münchmeyer erklärte auch, er sei mit Mays Leistungen sehr zufrieden. Trotzdem hielt es die Polizeidirektion für bedenklich, Mays Bitte zu entsprechen. Sie wies ihn am 24. März an, binnen drei Tagen Dresden zu verlassen.

Sachlich war diese Entscheidung zweifellos nicht gerechtfertigt und man möchte auch annehmen, daß dies bei gehöriger Würdigung der Sachlage nicht hätte verkannt werden können. Trotzdem ist es aber [204] zweifelhaft, ob man berechtigt ist, der Dresdener Polizeidirektion daraus einen Vorwurf zu machen: man war damals eben noch nicht gewohnt, über die Zweckmäßigkeit derartiger Maßnahmen weiter nachzudenken, man bedachte nicht, daß man gerade durch eine solche Ausweisung statt der durch sie bezweckten Verhinderung neuer Betrügereien bewirken konnte, daß May, der seine Existenz verlor, in eine Notlage gebracht wurde, die ihn zur Begehung von Verbrechen geradezu nötigte. Man faßte den Fall schablonenmäßig auf, sah lediglich die Gefahr, daß May unter dem Schutze der Großstadt leichter Schwindeleien verüben könne, als wenn er sich in den kleinstädtischen Verhältnissen seines Heimatsorts befände, und wies ihn deshalb aus. Seitdem haben wir manches zugelernt. Wir wissen die großen Gefahren der Polizeiaufsicht heutzutage besser einzuschätzen. Wir wissen, daß unendlich oft im besten Glauben gesündigt worden ist; wir brauchen ja nur an den bekannten Fall des Schusters Voigt, des „Hauptmanns von Köpenick“, zu erinnern, der durch die ungeschickte Handhabung der Polizeiaufsicht später geradezu gezwungen worden ist, Verbrechen zu begehen, trotzdem er anscheinend die feste Absicht hatte, sich ehrlich durch das Leben zu schlagen.

Bei May nahm die Entwicklung glücklicherweise nicht diesen tragischen Verlauf. Er verließ zwar Dresden, blieb aber im Dienst der Firma Münchmeyer. Er bereiste viele bedeutende Städte Deutschlands, warb dort für die neue von Münchmeyer herausgegebene Zeitschrift „Schacht und Hütte“ Mitarbeiter und stellte Agenten an. Anfang August [205] kehrte er nach Dresden zurück und bat abermals um Aufenthaltsbewilligung. Diese wurde ihm gewährt, doch wurde ihm eröffnet, daß er bis zum 2. Mai 1876 unter Polizeiaufsicht stehe. Zu irgend welchem Einschreiten gab May während dieser Zeit keinen Anlaß. Er wurde dann auch nach Ablauf der Frist aus der Polizeiaufsicht entlassen.

Seit dem Jahr 1870 ist May nicht mehr verurteilt worden. Damit ist allerdings noch nicht erwiesen, daß er irgend welche strafbaren Handlungen auch nicht mehr begangen hat. Eine „strafbare Handlung“, nämlich eine Uebertretung gegen § 360, Ziffer 8, Reichsstrafgesetzbuchs, hat er sogar bestimmt begangen, indem er sich unbefugt des Dokortitels bedient hat. Wir erfahren darüber aus den Akten, daß er sich, als er am 1. Oktober 1888 von Dresden nach Kötzschenbroda zog, bei seiner Anmeldung auf dem dortigen Gemeindeamt ohne Vorlegung irgendwelcher Ausweispapiere als Doktor der Philosophie und Schriftsteller bezeichnet hat. Seitdem bediente er sich des Dokortitels. Am 10. November 1898 wurde ihm durch die Amtshauptmannschaft Dresden-Neustadt die Führung des ihm angeblich von der Universität Rouen verliehenen Dokortitels als unzulässig untersagt. So interessant diese unbefugte Führung des Dokortitels aber auch zur Kennzeichnung des Charakters Mays ist, auch vom kriminalpsychologischen Standpunkt aus, so werden wir diese unerhebliche Uebertretung doch als ernste Straftat, die auf einen kriminellen Charakter Mays hindeute, nicht im Ernst auffassen können: dann gäbe es überhaupt [206] nur „Verbrecher“, denn ohne mehrfache Verstöße gegen irgendwelche Strafbestimmungen geht, selbst wenn man von den heutigen Ausnahmeverhältnissen gänzlich absieht, auch nicht e i n e r durch das Leben!

Die Gegner Mays haben ihm allerdings wiederholt auch später noch recht erhebliche Straftaten vorgeworfen, so einen Pferdediebstahl und einen Meineid. Wegen des angeblichen Pferdediebstahls ist meines Wissens niemals ein Verfahren eingeleitet worden und das Verfahren wegen Meineides⁶⁷ ist durch Beschluß des Landgerichts Dresden vom 26. Januar 1909 eingestellt worden. Für eine kriminalpsychologische Betrachtung Karl Mays haben diese angeblichen Straftaten also auszuscheiden. Einer Meineidsbeschuldigung ist jeder ausgesetzt, der in einen Prozeß verwickelt ist, in welchem von beiden Seiten mit Heftigkeit und Leidenschaft gekämpft wird, und wenn der Beschuldigte eine nicht einwandfreie Vergangenheit hinter sich hat, dann kann es auch dem Unschuldigen passieren, wenn wegen dieser Beschuldigung eine langwierige Voruntersuchung gegen ihn geführt wird. Für die unbefangene geschichtliche Forschung muß daher diese Beschuldigung mit dem Richterspruch erledigt sein, falls sich nicht sehr gewichtige Gründe ergeben, die hier einen Justizirrtum als vorliegend vermuten lassen.

Wie suggestiv das Bekanntwerden der Vorstrafen Mays und die Hetze seiner Gegner, insbesondere **[207]** wohl auch die Erzählungen über das angebliche Räuberleben, das May im Jahre 1869 mit Krügel im Erzgebirge geführt haben soll, auch auf amtliche Stellen gewirkt haben, kann man aus einem bei den Akten befindlichen Ersuchen des Polizeiamts Leipzig vom 18. Januar 1910⁶⁸ ersehen. In der Sache, den Raubmord an dem Ehepaar Friedrich betreffend, ersuchte das Polizeiamt Leipzig um Auskunft über May. Die übersandten Personalakten wurden aber mit dem Bemerkten wieder zurückgereicht, daß May als Täter nicht in Frage komme. Es ist tragisch, daß May, der sich nie einer Gewalttätigkeit schuldig gemacht hatte, und dessen Straftaten mehr als vier Jahrzehnte zurücklagen, nur auf Grund haltloser allgemeiner Gerüchte in den Verdacht kommen konnte, einen Raubmord auf dem Gewissen zu haben!

Wenn wir nunmehr den Versuch machen wollen, die psychische Entstehung dieser Straftaten Mays klarzulegen, so müssen wir nochmals betonen, daß die Materialien, die uns hierzu zur Verfügung stehen, nicht ausreichen, um eine durchaus zuverlässige Deutung zu geben.

May wurde am 25. Februar 1842 als fünftes Kind einer sehr armen Webersfamilie geboren. Er war in den ersten vier Lebensjahren nicht nur sehr schwächlich, sondern auch blind. Von seinem Vater, den er selbst als einen „Menschen mit zwei Seelen“ bezeichnet⁶⁹, hatte er Energie, aber auch einen labilen Charakter **[208]** geerbt, von der Großmutter väterlicherseits, der Märchenerzählerin, die er uns in so warmen Tönen schildert⁷⁰, eine blühende Phantasie. Seine Mutter war „eine Märtyrerin, eine Heilige, immer still, unendlich fleißig, trotz unserer eigenen Armut stets opferbereit für andere, vielleicht noch ärmere Leute⁷¹.“ Die von den Vorfahren ererbten Anlagen wurden bestimmend für Karl Mays Werdegang: „Die Vorfäter und Vormütter kennen, heißt, die Kinder und Enkel begreifen“, sagt er selbst⁷². Vom schlichten, stillen Wesen der Mutter hatte er wohl weniger geerbt, doch kam das mütterliche Erbteil bei seinem Ringen, sich aus dem Sumpf, in den er geraten war, herauszuarbeiten, zutage. Der labile Charakter, den er als Vatererbtteil hatte, ließ ihn nicht selten über das Ziel hinausschießen und machte ihn unduldsam und ungerecht. Die väterliche Energie läßt sich nicht nur bei seinen Straftaten erkennen, sondern vor allem auch bei seinem Bemühen, sich wieder emporzuarbeiten, und bei seinem Kampf um die Existenz mit einer Welt von Gegnern. Die Phantasie der Großmutter war wohl das gefährlichste Erbteil: Sie führte ihn zu phantastischen Vorstellungen, machte ihn eitel, unwahr, schauspielerisch und verleitete ihn zu Hochstapeleien, sie gab ihm andererseits die Möglichkeit, seine Reiseromane zu schaffen und sich durch seine Arbeit nicht nur eine materiell gesicherte Lebenslage zu schaffen, sondern ermöglichte es ihm auch, **[209]** sich durch sie seelisch von der Last seiner Jugendsünden, die auf ihn wie ein Alp drückten, zu befreien.

Wenn es auch schwer fällt, ein zuverlässiges Bild sich von der Persönlichkeit Mays zu bilden, so kann doch soviel gesagt werden, daß vieles dafür spricht, daß er eine psychopathische Persönlichkeit war.

Wir finden bei den psychopathischen Persönlichkeiten eine lebhaft entwickelte Phantasie, auffallende

⁶⁷ Aktenzeichen St. A. V a 162/07 Staatsanwaltschaft Dresden.

⁶⁸ Aktenzeichen VII a 1434 (1293) des Polizeiamts Leipzig.

⁶⁹ May: „Ich“, S. 277.

⁷⁰ May: „Ich“, S. 288 ff.

⁷¹ May: „Ich“, S. 277.

⁷² May: „Ich“, S. 280.

Schwankungen des Gefühlslebens und einen ausgesprochenen Egoismus, sowie die Neigung zur Ueberschätzung der eigenen Leistungen:

„Alles in allem steht der Psychopath als ein Mensch vor uns, der durch eine auffallende Unausgeglichenheit des Gefühls- und Vorstellungslebens, des Handelns und der Leistungsfähigkeit gekennzeichnet ist. Als geisteskrank im engeren Sinne kann er nur episodisch, während des Bestehens ausgesprochener psychischer Störungen, angesehen werden; für gewöhnlich steht er zwischen dem normalen Menschen und dem ausgesprochenen Geisteskranken. Seine eigenartige Veranlagung ist ihm häufig nachteilig, nur selten gereicht sie ihm zum Vorteil. Wo letzteres der Fall ist, liegen die äußeren Umstände meist besonders günstig.“⁷³

Bemerkenswert ist, daß bei Psychopathen schon zu einer Zeit, in der die Persönlichkeit noch gar nicht ausgeprägt ist, trotzdem schon ein ausgeprägtes Persönlichkeitsbewußtsein vorhanden ist, das aber, **[210]** ihrem ganzen labilen Wesen entsprechend, gleichfalls labil ist:

„Es besteht eine Uebererregbarkeit der Einbildungskraft. Die Psychopathen neigen zu Träumereien, zu phantastischen Hirngespinnsten, sie zimmern sich eine Scheinwelt zurecht, in der sie leben und weben. Die Lebhaftigkeit ihrer Vorstellungen nimmt so lebhaft lebendige Formen an, daß sie Wirklichkeit und Phantasie oft selbst nicht unterscheiden können, daß ihre Erinnerungstreue tiefgehende Störungen aufweist.“⁷⁴

Wenn wir mit dieser Schilderung die uns bekannten Charakterzüge Mays vergleichen, so werden wir wohl zu der Auffassung gelangen müssen, daß auch May eine psychopathische Persönlichkeit war⁷⁵. Damit soll keinerlei Unwerturteil über seine Persönlichkeit abgegeben werden: dies schon deshalb nicht, weil es sich ja um eine vererbte Anlage handelt, für die der Erbe nicht verantwortlich gemacht werden kann, dann aber auch deswegen, weil dieselben Charaktereigentümlichkeiten, die den Psychopathen leicht straucheln lassen, ihn auch befähigen, mehr als Durchschnittliches zu leisten. Eine große Anzahl sehr bedeutender Männer weisen pathologische Züge ähnlichen Charakters auf⁷⁶, was **[211]** bekanntlich Lombroso Anlaß zu seiner Theorie über Genie und Irrsinn gab⁷⁷. Mit der Kennzeichnung Mays als einer psychopathischen Konstitution soll aber auch keine Entschuldigung für seine Jugendverfehlungen gegeben werden⁷⁸, denn nichts ist verkehrter als das viel berufene „*Tout comprendre c'est tout pardonner*“ der Madame de Staël. Es soll nur die verbrecherische Entwicklung Mays erklärt, aber nicht ethisch oder rechtlich gewertet werden.

Die Umwelt, in der May aufwuchs, kann nur als ungünstig bezeichnet werden. Ein normales Kind hätte vielleicht die verschiedenen Schädigungen und erziehungswidrigen Einflüsse, die auf May einstürzten, ohne Schaden überwinden können; ein psychopathisches Kind aber mußte mit größter Wahrscheinlichkeit früher oder später straucheln. Er wuchs unter den ärmlichsten Verhältnissen auf⁷⁹, er hörte, wenn er seinen Vater in die Kneipe begleitete⁸⁰, oder beim Kegelaufsetzen⁸¹ gar manches, was ihm schädlich war. Er sah auch bei seinen Nachbarn wenig Gutes, Holzdiebstahl war gang und gäbe, Schnaps wurde getrunken, dem Glücksspiel gefröhnt und unsittliche Lieder wurden gesungen⁸². Selbst Falschspieler gab es, die, wie May erzählt, **[212]** stillschweigend geduldet wurden⁸³. Besonders verhängnisvoll bei der psychopathischen Veranlagung Mays war die ungeordnete Anfüllung mit tausenderlei ungeordnetem, totem Ballast an Kenntnissen durch seinen zwar wohlwollenden, aber unverständigen Vater, der nichts weniger als ein guter

⁷³ Hübner: „Lehrbuch der forensischen Psychiatrie“ (Bonn 1914), S. 82 ff. Vgl. ferner Birnbaum: „Die psychopathischen Verbrecher“ (Berlin 1904), S. 216 f., 232 f., 401.

⁷⁴ Klieneberger: „Ueber Pubertät und Psychopathie“ (Wiesbaden 1914), S. 14, angeführt bei Lund: „Ueber Ursachen der Jugendasozialität“ (Upsala 1918), S. 120 f.

⁷⁵ Ebenso Gurlitt: „Karl May in der zeitgenössischen Kritik“ (Karl-May-Jahrbuch 1918, S. 50); Cardauns bei Schmid: „Die Münchmeyer-Romane“ (ebendort 1919, S. 161 und Schmid selbst, S. 162).

⁷⁶ Eine Anzahl nennt Schmid, S. 162, Anm. 21.

⁷⁷ Lombroso: „Genie und Irrsinn in ihren Beziehungen zum Gesetz, zur Kritik und zur Geschichte“, deutsch von Courth, Leipzig o. J.

⁷⁸ Anderer Ansicht Gurlitt und Schmid.

⁷⁹ May: „Ich“, S. 276 ff.

⁸⁰ May: „Ich“, S. 322 f.

⁸¹ May: „Ich“, S. 339, 361.

⁸² May: „Ich“, S. 350 f.

⁸³ May: „Ich“, S. 352 f.

Erzieher war⁸⁴, sowie die Uebersättigung seiner Phantasie durch die Märchenerzählungen seiner Großmutter und dann durch die Lektüre von allerlei Räuberromanen und Hintertreppenliteratur⁸⁵. Wie lebhaft diese Literatur auf die empfängliche Phantasie des Knaben eingewirkt hat, zeigt seine rührende Flucht aus dem Elternhause, um bei einem „edlen spanischen Räuberhauptmann“, dem Helden einer dieser Romane, Hilfe zu suchen, als die Not im elterlichen Haus aufs Höchste gestiegen war. Er hielt, wie er selber sagt, den Roman für das Leben und behandelte nun einfach das Leben als Roman, und die überreiche Phantasie, die ihn von Natur aus begabte, machte die Möglichkeit dieser Verwechslung zur Wirklichkeit⁸⁶.

Berücksichtigen wir Anlage und Umwelt, so kann es uns nicht wundernehmen, daß May sich in jungen Jahren verbrecherisch betätigt hat: wundern muß man sich vielmehr eher darüber, daß er nicht schon früher kriminell geworden ist und daß **[213]** es ihm trotz seiner erheblichen Vorstrafen doch ziemlich schnell wieder gelang, sich aus dem Sumpf emporzuarbeiten.

Irgend einen krankhaften Zustand anzunehmen, in dem May jedenfalls seine ersten Straftaten begangen hat, liegt keine Notwendigkeit vor. Sie lassen sich sehr wohl auch psychologisch erklären, bedürfen nicht einer psychiatrischen Begründung. Wenn man allerdings dem Glauben schenken will, was May uns selber erzählt, so würde seine erste Verurteilung auf einem durch sein verdächtiges Verhalten hervorgerufenen Justizirrtum beruhen⁸⁷ und die zweite Straftat wohl in einem krankhaften Zustande der Geistestätigkeit begangen sein, durch den seine freie Willensbildung ausgeschlossen wurde⁸⁸. Wenn man seine psychopathische Veranlagung berücksichtigt und bedenkt, daß er auch sonst Halluzinationen hatte⁸⁹, mitunter wie geistesabwesend war⁹⁰, so erscheint es nicht unglaublich, daß sich May damals tatsächlich in einem solchen Zustande der Tagträumerei befunden hat, daß er strafrechtlich nicht verantwortlich gemacht werden könnte. Ob diese Möglichkeit freilich Wirklichkeit war, das müssen wir vorerst noch dahingestellt sein lassen. Es fehlt uns eben leider noch an den hinreichend zuverlässigen Materialien, um diese **[214]** Angaben Mays, die wir nicht ohne weiteres als zuverlässig zugrunde legen dürfen, nachzuprüfen. Es wird aber wohl auch der Tag kommen, an dem dies möglich ist. Auch wenn das Ergebnis das sein sollte, daß May vor dem Gesetz als für seine Handlungen verantwortlich bezeichnet werden muß, so können wir doch schon heute sagen, daß er dann zu den vielen Bedauernswerten gehört, deren gegen die Rechtsordnung verstoßende Taten der Staat zwar im Interessen seiner Selbstbehauptung gezwungen ist, als Verbrechen zu brandmarken, für die aber trotzdem letzten Endes weniger den Täter die Schuld trifft als die natürliche ererbte Anlage und die ungünstige Umwelt.

Gerade in solchen Fällen machen wir nun oft die Wahrnehmung, daß die Strafe nicht günstig auf den Verbrecher einwirkt. Sie verbittert den Täter, bringt ihn in eine scharf gegensätzliche Stellung zum Staat und setzt so selbst wieder neue Ursachen des Verbrechens. Es ist sicherlich ein Körnchen Wahrheit in den Bemerkungen eines dem Namen nach nicht genannten Verbrechers über Strafe und Verbrecherwelt, die sich in einem durch seine sonstigen Uebertreibungen und schiefen Ansichten im übrigen nicht gerade empfehlenswerten Büchlein finden. Es heißt da, in das Nachzittern der Tat in der zuckenden Seele des Verbrechers falle die Verhaftung oder das erste Verhör wie ein Blitzschlag hinein:

„Der Faden des eigenen inneren Erlebens der Tat und ihrer eigenen inneren Folgen zerreißt jäh und schroff, und es beginnt alles Geschehene eine Verbindung mit der Strafjustiz **[215]** einzugehen, sei es, daß es unter dem Aspekte der Verteidigungsmöglichkeiten, sei es unter dem des Hinnehmenmüssens empfangen wird.“

Der Verbrecher empfinde als Einzelner, den die ganze Macht des Staates gepackt habe, seine ganze Schwäche und Ohnmacht gegenüber der übermächtigen Gewalt der Gesellschaftsordnung:

⁸⁴ May: „Ich“, S. 321, 335 f.

⁸⁵ May: „Ich“, S. 289 ff.

⁸⁶ May: „Ich“, S. 347, 361 f.

⁸⁷ May: „Ich“, S. 372 ff.

⁸⁸ May: „Ich“, S. 385 ff.

⁸⁹ May: „Ich“, S. 424 f, 426 f, 431 f.

⁹⁰ Schmid bei May: „Ich“, S. 533, sowie „Eine Lanze für Karl May“ (Radebeul 1918), S. 30.

„Ist der Uebeltäter nicht ein Schwächling, so nimmt er nun aus dem Gefühle eines ihm angetanen Unrechts den Kampf gegen die Verfolgung auf.“

Aus dem Gefühle heraus, daß ihm Unrecht geschehe, weil die Welt ihn ganz und gar verwerfe, schöpfe der Verbrecher die Kraft zum Leugnen und zur Verteidigung. Meistens erwarte der Gefangene vergeblich die befreiende, stützende, teilnehmende Menschlichkeit, deren er so sehr bedürfe. Die andern könnten sich in ihn nicht hineindenken und ihn nicht verstehen, es entstehe eine völlige seelische Leere in dem Gefangenen:

„Eine Erbitterung ersteht, so herb, so leidvoll für ihn selbst. Er sagt zu der Menschheit: ‚Gut, ich habe gefehlt, aber ich wollte wieder zu dir, wollte mit dir wieder einig sein. Du, du selbst aber hast mich zurückgestoßen! Nun sollst auch du das mir sein, was du selbstgewollt schon bist – mein Feind!‘“

So werde der Verbrecher aus dem ihm fremden Triebe heraus zum Verbrecher aus Ueberzeugung, aus Feindschaft gegen die Menschheit. Ein Zurück gebe es jetzt nur noch für die wenigsten⁹¹!

Wir können nicht daran zweifeln, daß diese Gefahr der Verbitterung, der völligen Abkehr vom **[216]** Guten, auch für Karl May gegeben war, wissen wir doch aus seinem eigenen Munde, wie schwer in seinem Innern der uralte Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen, den eines jeden Menschen Brust auszufechten hat, die eine stärker, die andere schwächer, zu jener Zeit getobt hat. Das Große aber an ihm ist, daß er einer der wenigen ist, die diesen Kampf allen Hindernissen zum Trotz siegreich durchgeführt haben. Schon diese eine Tatsache genügt, um Mays Persönlichkeit kriminalpsychologisch bedeutungsvoll zu machen.

Wenn May durch seine Bestrafungen nicht nur äußerlich von der Begehung weiterer Straftaten abgeschreckt worden ist, wenn er sich vielmehr sittlich geläutert hat, so haben das Hauptverdienst daran die Beamten der Strafanstalten, die in verständnisvoller menschlicher Weise ihm nahe getreten sind und deren er mit dankbarer Verehrung in seinen Lebenserinnerungen gedenkt.

In unserer Zeit, wo der Richterstand so oft mit Unrecht geschmäht und gescholten wird, und nicht nur von früheren Sträflingen, berührt es besonders wohlthuend, wenn May bezeugt, er habe keinen einzigen Richter kennen gelernt, auch nicht unter denen, die gegen ihn entschieden hätten, weder einen Strafrichter noch einen Zivilrichter, dem er irgend einen Vorwurf machen könne⁹².

Dasselbe Lob erteilt May auch den Strafvollzugsbeamten. Er habe während seiner Gefangenschaft nicht einen einzigen Oberbeamten oder Aufseher kennen gelernt, der ihm in bezug auf Gerechtigkeit **[217]** und Humanität Grund zu irgend einem Vorwurf gegeben hätte. Er behauptet sogar, daß die Aufseher die Strenge des Dienstes viel stärker empfänden als der Gefangene selbst. Er habe hunderte von Malen eine Güte, eine Geduld und Langmut bewundert, die ihm unmöglich gewesen wäre:

„Das Gefängnis ist kein Konzerthaus und kein Tanzsalon, sondern eine sehr, sehr ernste Stätte, in welcher der Mensch zur Erkenntnis seiner selbst zu kommen hat. Derjenige Detinierte, der so verständig ist, sich dies zu sagen, wird niemals Grund zur Klage, sondern alle mögliche Hilfe finden, das, was ihm vorzuwerfen war, vergessen zu machen. Es gab Beamte, die ich herzlich lieb gewann, und ich bin vollständig überzeugt, daß ihre Erwiderung dieser meiner Zuneigung nicht etwa nur vorgetäuscht, sondern ehrlich und aufrichtig war.“⁹³

Bekannt ist insbesondere der wohlthätige Einfluß, den der katholische Zuchthausgeistliche Kochta auf Mays Entwicklung gehabt hat⁹⁴.

May gehört also nicht zu denjenigen, die durch den Strafvollzug erst zum eigentlichen Verbrecher geworden sind oder dies glauben oder doch vorgeben: Im Gegenteil: Er ist durch verständnisvolle Behandlung in seinem Kampf mit dem Bösen nur gestärkt worden.

Anfechtungen sind ihm aber auch nicht erspart geblieben. Auch May hat jene verbitternden Gedanken durchlebt, von denen wir oben hörten, auch er wäre den Anfechtungen beinahe zum Opfer geworden. Er schildert das selbst so anschaulich, daß ich **[218]** jene Stelle, da sie von allgemeinerer Bedeutung ist, hier etwas ausführlicher wiedergeben möchte:

„Es war, als ob ich aus jener Zelle, in der ich sechs Wochen lang eingekerkert gewesen war, eine ganze Menge

⁹¹ B u ß m a n n : „Das Verbrechen am Verbrecher“ (Bern 1917), S. 52 ff.

⁹² M a y : „Ich“, S. 389.

⁹³ M a y : „Ich“, S. 389 f.; vgl. auch S. 388 f., 390, 394 ff., 397 ff, 438 ff.

⁹⁴ Ebendort S. 438 ff. sowie S. 569.

unsichtbarer Verbrecherexistenzen mit heimgebracht hätte, die es nun als ihre Aufgabe betrachteten, sich bei mir einzunisten und mich ihnen gleichgesinnt zu machen. Ich sah sie nicht; ich sah nur die finstere, höhnische Hauptgestalt aus dem heimatlichen Sumpf und den Hohensteiner Schundromanen; aber sie sprachen auf mich ein; sie beeinflussten mich. Und wenn ich mich dagegen sträubte, so wurden sie lauter, um mich zu betäuben und so zu ermüden, daß ich die Kraft zum Widerstand verlor. Die Hauptsache war, daß ich mich rächen sollte, rächen an dem Eigentümer jener Uhr, der mich angezeigt hatte, nur um mich aus seiner Wohnung loszuwerden, rächen an der Polizei, rächen an dem Richter, rächen am Staate, an der Menschheit, überhaupt an jedermann! Ich war ein Mustermensch, weiß, rein und unschuldig wie ein Lamm. Die Welt hatte mich betrogen um meine Zukunft, um mein Lebensglück. Mich rächen? Wodurch? Dadurch, daß ich das blieb, wozu sie mich gemacht hatte, nämlich ein Verbrecher.

Das war es, was die Versucher in meinem Innern von mir forderten. Ich wehrte mich, so viel ich konnte, so weit meine Kräfte reichten. Ich gab allem, was ich damals schrieb, besonders meinen Dorfgeschichten, eine ethische, eine streng gesetzliche, eine königstreue Tendenz. Das tat ich, nicht nur ändern sondern auch mir selbst zur Stütze. Aber wie schwer, wie unendlich schwer ist mir das geworden! Wenn ich nicht tat, was diese lauten Stimmen in mir verlangten, wurde ich von ihnen mit Hohngelächter, mit Flüchen und Verwünschungen überschüttet, nicht nur stundenlang, sondern halbe Tage und ganze Nächte lang.... Ich war sowohl körperlich als auch geistig ein kräftiger, sogar ein sehr kräftiger Mensch, aber ich wurde dennoch müder und müder. Es kamen zunächst Tage, dann aber ganze Wochen, in denen es vollständig dunkel in mir wurde; da [219] wußte ich kaum oder oft auch gar nicht, was ich tat. In solchen Zeiten war die lichte Gestalt in mir vollständig verschwunden. Das dunkle Wesen führte mich an der Hand. Es ging immerfort am Abgrund hin. Bald sollte ich dies, bald jenes tun, was doch verboten war. Ich wehrte mich zuletzt nur noch wie im Traum. Hätte ich den Eltern oder doch wenigstens Großmutter gesagt, wie es um mich stand, so wäre der tiefe Sturz, dem ich entgegentrieb, gewißlich unterblieben. Und er kam, nicht daheim in der Heimat, sondern in Leipzig.“⁹⁵

Wenn May auch strauchelte und auch nach seiner vierjährigen Arbeitshausstrafe, von der ihm ein Jahr in Gnaden erlassen worden war, bald wieder rückfällig wurde, so ist das doch nicht Schuld des Strafvollzugs. Die günstige Beeinflussung Mays durch den Strafvollzug war eben nur nicht stark genug, um sich durchzusetzen und die Dämonen der Tiefe, mit denen May kämpfte, endgültig zu besiegen. Der Strafvollzug hat ihn bei diesem Kampf unterstützt, ihm nichts weniger als geschadet.

Verderblich dagegen hätte die nach der Zuchthausstrafe gegen ihn verhängte zweijährige Polizeiaufsicht wirken können. Wir haben schon gesehen, daß ihm, als er im Begriff war, sich in Dresden eine Lebensstellung zu gründen, als er auf dem besten Wege war, den Halt zu finden, nach dem er sich sehnte, die Ausweisung aus Dresden diese Möglichkeit der Rettung hätte rauben können. In neun von zehn Fällen würde diese Ausweisung für den Bestraften, der innerlich und äußerlich um seine Geltung kämpfte, gefährlich geworden sein: Daß sie es für May nicht geworden ist, das ist nur ein [220] besonders günstiger Zufall! Daß er trotz dieser ihn seelisch zweifellos niederschmetternden Ausweisung den inneren Halt nicht verloren hat, ist ein gutes Zeichen für die Ernsthaftigkeit seiner guten Vorsätze. Es gehört wahrlich manches dazu, um eine so beschämende und so gefährdende Maßnahme, von deren objektiver Ungerechtigkeit man überzeugt ist, geduldig auf sich zu nehmen, auch wenn man soviel Selbstbesinnung hat, um nicht zu verkennen, daß die Behörde nur nach pflichtgemäßem Ermessen handelte und, da sie dem Menschen nicht ins Herz sehen konnte, vielleicht gar nicht mal anders handeln konnte: denn psychologisches Verständnis ist man ja selbst heute noch nicht berechtigt, von den Organen der Strafrechtspflege zu verlangen, da man sich immer noch damit begnügt, sie mit dem formellen und materiellen Recht bekannt zu machen, es immer aber noch nicht für erforderlich hält, sie auch die Kunst der Menschenerkenntnis und der Menschenbehandlung zu lehren⁹⁶!

May hat auch, soweit ersichtlich, der Dresdener Polizeidirektion seine Ausweisung aus Dresden, die ja auch nach wenigen Wochen wieder rückgängig gemacht wurde, nicht nachgetragen. Dagegen beklagt er sich bitter über die Art, wie er in der Heimat von dem Polizeiwachtmeister behandelt worden sei. Um dieser erniedrigenden Behandlung zu entgehen, will May sich sofort aus seiner Heimat wieder heimlich entfernt und ohne Auslandspaß in das Ausland [221] begeben haben⁹⁷. Ob dies zutrifft oder nicht, muß ich dahingestellt

⁹⁵ May: „Ich“, S. 385 ff.

⁹⁶ Dazu Hellwig: „Justizirrtümer“ (Minden i. W. 1918).

⁹⁷ May: „Ich“, S. 447 f. Beissel mutmaßt hier Mays zweite Amerikareise. (Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 170).

sein lassen. Für wahrscheinlich halte ich es aber nicht, daß seine Angaben zutreffen, denn sonst wäre dieses Verhalten, das den Bestimmungen über die Polizeiaufsicht schnurstracks widerspricht, von dem Wachtmeister in Ernstthal bei seinem Fortzuge nach Dresden wohl zweifellos in der Nachricht an die Dresdener Kriminalpolizei vermerkt worden. Der Sachverhalt wird wohl so sein, daß May sich mit Recht durch das begrifflicher Weise vorhandene und sicherlich zur Schau getragene Mißtrauen des Wachtmeisters verletzt fühlte, daß er den lebhaften Wunsch hegte, sich dieser demütigenden Lage zu entziehen, daß er es aber nicht konnte, da er eben durch die Beschränkungen der Polizeiaufsicht zu sehr gebunden war, und daß er sich nun in seiner Phantasie die nicht verwirklichte Wunschvorstellung so lebhaft ausmalte, daß er schließlich selber glaubte, es sei ihm geglückt, auf diese Weise seinem Peiniger zu entgehen. Wie sehr May imstande war, selbst recht empfindliche Eindrücke, die ihm unangenehm waren, zu verwischen, sie aus seinem Gedächtnis zu tilgen, davon zeugt ein bei den erwähnten Akten befindlicher Brief Mays vom 26. März 1905, in welchem er um Auskunft bittet, ob die Behauptung seiner Gegner, daß er 1876 in Dresden unter Polizeiaufsicht gestanden habe, wahr sei; ihm sie hiervon nichts bewußt. Wenn man nicht annehmen will, May habe auf diese Weise sich einen Beweis für seine *bona fides* verschaffen [222] wollen, falls er vorher öffentlich in Abrede gestellt hatte, daß die Behauptung seiner Gegner richtig sei, so bleibt doch keine andere Erklärung möglich, als daß May tatsächlich die für ihn so ungeheuer wichtige Tatsache, daß er im Jahre 1876 in Dresden unter Polizeiaufsicht gestanden hatte, vollkommen vergessen hatte. Es wäre das keine vereinzelte Erscheinung, da es auch sonst bekannt ist, daß wir Menschen durch den Trieb der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung dazu getrieben werden, uns unerwünschte Eindrücke, die uns sonst peinigen und uns das Leben schwer machen würden, in uns zurückzudrängen und in uns zu verkapseln. Nur auf diese Weise ist es beispielsweise den meisten von uns, die diesen schrecklichen Krieg miterlebt haben, möglich gewesen, all die schauderhaften Eindrücke, die uns dort draußen empfangen, in uns aufzunehmen, ohne an ihnen zugrunde zu gehen. Wer das nicht vermag, bricht entweder seelisch zusammen oder aber er irrt, unter der unbewußten Nachwirkung jener furchtbaren Eindrücke stehend, ab und betätigt sich kriminell. Drum wohl dem, der die Energie in sich hat, Widriges zu überwinden! May war einer dieser Glücklichen. Es ist deshalb keineswegs unglaublich, daß er tatsächlich vergessen hatte, daß er 1876 unter Polizeiaufsicht gestanden hatte: Er hatte nicht mehr daran denken wollen und er hatte diese ihm widerwärtige Tatsache auch tatsächlich aus seinem Gedächtnis ausgelöscht⁹⁸!

[223] Schon die schablonenhafte Handhabung der Polizeiaufsicht, namentlich durch untergeordnete Organe, die ihrem Ausbildungsgange nach nicht in der Lage sind, ihrer schwierigen Aufgabe in taktvoller Weise gerecht zu werden, kann recht gefährliche Wirkungen zeitigen; wohl wird vielleicht äußerlich dem Rückfall entgegengearbeitet, die inneren Hemmungsvorstellungen aber werden nicht gestärkt, sondern weit eher geschwächt, insbesondere bei energischen Naturen. Noch weit schlimmer sind die gesellschaftlichen Folgen der Bestrafung. Wenn es auch etwas übertrieben ist, wie Exner kürzlich behauptet hat, mit der Strafe als einer sozialen Erscheinung habe sich die soziologische Schule bisher noch so gut wie gar nicht befaßt⁹⁹, so ist daran doch soviel richtig, daß in der Tat die gesellschaftliche Seite der Strafe bisher nicht in dem Maße erforscht und beachtet worden ist, wie es ihrer Bedeutung entsprechen würde. Solange es nicht gelingt, das gesellschaftliche Gewissen zu verfeinern und zu erziehen – was natürlich nur in jahrzehnte, ja, Jahrhunderte langer mühsamer Arbeit möglich wäre! – solange wird die unerbittliche Grausamkeit der gesellschaftlichen Verfemung des Bestraften [224] auch mit Notwendigkeit neue Ursachen des Verbrechens setzen, die Hemmungsvorstellungen über den Haufen werfen und die verbrecherischen Triebe stärken. Wenn so viele Bestrafte rückfällig werden, so ist daran weit weniger der so viel gescholtene Strafvollzug als solcher schuld als vielmehr die gesellschaftlichen Folgen, die sich für den Täter an seine Bestrafung meistens anzuknüpfen pflegen:

„Die Mißachtung der Allgemeinheit raubt dem Verbrecher noch die letzten gefühlsmäßigen Bande, die ihm hätten ein soziales Verhalten wert erscheinen lassen. Auf seinesgleichen angewiesen, weil von allen andern zurückgestoßen

⁹⁸ Nachträglich erfahre ich durch Dr. Schmid, daß May nach den Angaben seiner Gattin tatsächlich überzeugt war, in Dresden niemals unter Polizeiaufsicht gestanden zu haben. Er habe ihr gesagt, es sei eine Unwahrheit, so etwas zu behaupten, er werde bei der Polizei anfragen. Sie habe öfters bemerkt, daß er manche Ereignisse vollkommen vergessen habe.

⁹⁹ Exner: „Gesellschaftliche und staatliche Strafjustiz“, Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, Bd. 40, S. 6; vgl. jetzt auch Nagler: „Die Strafe. Eine juristisch-empirische Untersuchung.“ Erste Hälfte (Leipzig 1918), S. 48 ff.

und verletzt, ist der Verbrecher nach der Verbüßung der ersten Strafe nur umso zugänglicher für Reize zu unsozialem Verhalten geworden.“¹⁰⁰

Mays Leben bietet uns erschütternde Beispiele von dieser Grausamkeit gegen den Vorbestraften. Die Tragik seines Lebens liegt weniger darin, daß er zum Verbrecher wurde, obwohl er im Grunde nicht verbrecherisch veranlagt war und auch durch keinerlei drängende Not dem Verbrechen in die Arme getrieben wurde, sondern vor allem darin, daß er, nachdem er sich aus dem Sumpf emporgearbeitet und sein seelisches Gleichgewicht wiedererrungen hatte, durch die nach seinen Vorstrafen lüstern sich zerrende Gesellschaft mit Gewalt wieder hinabgestoßen werden sollte!

Mit vollem Recht bezeichnet May die törichte Selbstgerechtigkeit des lieben Nächsten als die Hauptursache der Mißstände, die es dem einmal **[225]** Bestraften so unendlich schwer machen, die Last des Verbrechens wieder von sich abzuschütteln. Er meint gar nicht einmal, daß man es hier mit einem ethischen Mangel zu tun habe, sondern vielmehr mit der Nachwirkung uralter Vorurteile, die sich so tief eingefressen hätten, daß man sie gar nicht mehr als Vorurteile empfinde, sondern sie für die lautere Wahrheit halte, an der niemand zu rütteln wage:

„Der Verbrecher war einst vogelfrei; er ist es auch noch heute. Ein jeder hackt auf ihn ein; ist es nicht offen, so geschieht es doch heimlich. Er suche Arbeit, er suche Hilfe, er suche Recht, so wird er jedem andern nachgesetzt. Es gibt im Leben hundert und aberhundert Punkte, von denen aus er als minderwertiger Mensch betrachtet und behandelt wird, und es bedarf von seiner Seite einer ungewöhnlichen Seelenruhe und einer seltenen Willenskraft, dies immer wieder und immer weiter zu ertragen, ohne sich auf die alte Bahn zurückwerfen zu lassen. Die größte Gefahr für ihn liegt darin, daß ihm von dem lieben Nächsten das Ehrgefühl nach und nach abgestumpft oder gar getötet wird. Läßt er es so weit kommen, so ist er verloren, und die Kriminalistik gibt ihr entweder erbittertes oder vollständig gleichgültig gewordenes Opfer nie wieder her. Dies wird und kann gar nicht anders werden, solange an dem alten, ebenso unsinnigen wie grausamen Vorurteil festgehalten wird, daß jeder bestrafte Mensch für die ganze Zeit seines Lebens als Verbrecher zu betrachten sei.“¹⁰¹

Wir wissen, wie unendlich der Sechzigjährige unter der Furcht gelitten hat, hartherzige Gegner könnten seine Vorstrafen bekannt machen, ihn selbst dazu zwingen, vor Gericht seine schweren Jugendverfehlungen zuzugeben. In einem Brief vom 29. September 1905 an einen seiner Anwälte **[226]** erklärt er, er werde die Klage sofort zurückziehen, wenn man sich auf seine Vorstrafen stützen wolle:

„Bis jetzt kann X. [Rudolf Lebius] von diesen Straftaten nichts Positives wissen. Es kann weder mich noch meinen Vertreter ein Richter zwingen, etwas einzugestehen, was der Angeklagte zu beweisen hat. Auf keinen Fall darf ich den fürchterlichen Fehler begehen, vor dem versammelten Berichterstattervolke die Vorstrafen zuzugeben. Es würde das mein ganzes Lebenswerk vernichten, und ehe ich das zugebe, will ich lieber sterben!“¹⁰²

Leicht fürwahr ist es, May vorzuwerfen, er habe keinen Bekennermut gezeigt! Gewiß wäre es vielleicht der einzige Ausweg gewesen, um das Unheil abzuwenden, das ihm das Bekanntwerden seiner Vorstrafen gebracht hat, wenn er selber seinen Feinden diese furchtbare Waffe aus den Händen gewunden hätte durch das offene Bekenntnis seiner Verfehlungen¹⁰³. Wer aber steht so sicher, daß er es wagt, auf Karl May einen Stein zu werfen, weil er es nicht über sich vermocht hat, bei Zeiten diesen Schritt zu tun? Wer ist so pharisäerhaft selbstgerecht, daß er sich vermessen könnte, May diese Unterlassungssünde hoch anzurechnen? Wer May deswegen schilt, der schlage nur an seine Brust und frage sich selber, ob er in gleicher Lage die erforderliche sittliche Willenskraft besitzen würde, um die Verirrungen seiner Seele einer feindseligen und kaltherzigen Welt von Feinden bloßzulegen? Wer ehrlich ist, wird dann abzuschätzen wissen, welche unendlichen seelischen Hemmungen hätten überwunden **[227]** werden müssen, wenn May diesen, in seiner Wirkung nicht einmal mit Sicherheit zu berechnenden Schritt hätte wagen sollen! Vielleicht hätte ihn auch dann die sensationslüsterne, gierige Meute zerrissen. Innerlich befreien kann sich der Verbrecher nur selber, indem er sich schuldig fühlt, nicht nur in den äußeren Anlässen die Ursache seiner

¹⁰⁰ Sturm: „Naturwissenschaftliche Anschauung und Strafe“, bei Bußmann (vgl. Anm. 91), S. 25.

¹⁰¹ May: „Ich“, S. 393; vgl. auch S. 497 f., 504 f.

¹⁰² Schmid bei May: „Ich“, S. 537 f.

¹⁰³ May selbst spricht diese Meinung aus: „Ich“, S. 497 f.

Verfehlungen sieht, sondern auch in seinem schuldhaften Willen¹⁰⁴. Gewiß gibt es Verbrecher, die es über sich gewinnen, ihre Schuld auch andern gegenüber offen zuzugeben – die erfolgreichen Bekehrungen der Heilsarmee an Gefangenen sind hierfür der beste Beweis¹⁰⁵ –, aber man darf doch nicht übersehen, daß ein solches Schuldbekenntnis einem Mann, dessen Verfehlungen Jahrzehnte zurückliegen, und der das Bewußtsein hat und es auch haben kann, daß er durch redliche Arbeit an sich und im Interesse der Allgemeinheit alles getan habe, um seine Schuld zu sühnen, ganz besonders schwer werden muß, noch dazu, wenn er sich sagen muß, daß sein Schuldbekenntnis von seinen Feinden vielleicht als furchtbare Waffe gegen ihn ausgenutzt werden könnte und daß auch sein Lebenswerk, die sozialetische Einwirkung, die er in seinen Schriften bald mehr, bald **[228]** minder bewußt bezweckt hatte, zunichte gemacht werden könne. Unter diesen Umständen ist man meines Erachtens auf keinen Fall berechtigt, May daraus einen Vorwurf zu machen, daß er nicht den Mut zu einem offenen Bekenntnis gefunden hat.

Karl May hat sich durch ein vierzigjähriges Ringen und ernstes Streben von den Jugendsünden, von denen er nicht freigesprochen werden kann, freigemacht. Wenn er auch die Entstehung seiner Verfehlungen in eigenartigem Lichte darstellt und sie möglicherweise beschönigt – erwiesen ist das bisher noch keineswegs –, so erkennt er doch andererseits auch offen an, daß er in seinem Leben allzuviele und allzu große Fehler begangen habe:

„Ich habe gutzumachen! Das will ich tun; das darf ich tun, und das werde ich tun! Ja, ich behaupte kühn: Das habe ich schon getan! Dem irdischen Gesetz habe ich schon längst alles gegeben, was es von mir zu fordern hatte; ich bin ihm nichts mehr schuldig. Und was über diese von Menschen geschriebene Paragraphen hinausgeht, das werde ich begleichen, indem ich das, was ich noch schreiben werde, dem großen Gläubiger widme, der ganz genau weiß, ob ich ihm mehr als jene andern schuldig bin, die sich besser dünken als May.“¹⁰⁶

Sich selbst befreit und seine Vergehen nach Kräften wieder gut gemacht hat May durch seine Schriften. Ich kenne von ihnen außer seinen Lebenserinnerungen allerdings bisher nur einen Teil, habe aber keinen Anlaß anzunehmen, daß die übrigen Schriften sich von den mir bekannten so wesentlich unterscheiden, daß mein Urteil wohl anders ausfallen **[229]** würde, wenn ich auch sie kennen würde¹⁰⁷. Als Sextaner oder Quintaner habe ich seinen harmlosen „Blauroten Methusalem“ mit großem Behagen gelesen und mich nach Kinderart an den drolligen Figuren dort erfreut. Etwa als Sekundaner habe ich mir aus der Volksbibliothek zu Altona a. E. [a. E.= an der Elbe] seine orientalischen Reiseromane geliehen und an ihnen – trotzdem ich mich damals auch schon mit anderen Sache befaßte, beispielsweise mit dem Studium Schopenhauers und der indischen Philosophie – großes Gefallen gefunden. Ich erinnere mich noch sehr deutlich daran, daß ich die Bücher so interessant fand, daß ich sie mit aller Gewalt auch meinen Eltern aufdrängen wollte; doch lasen meine Eltern sie nicht, da sie mit andern Dingen beschäftigt waren. Dann habe ich erst im Felde wieder begonnen, mich ein wenig mit May und seinen Werken zu befassen, als die recht unerquickliche Affäre Kleinberg-Bettelheim-Avenarius mein Interesse für den Schriftsteller und vor allem für den Menschen May in mir erweckte. Meine Einstellung war jetzt zu ihm eine wesentlich andere als in meinen Kindheits- und Jünglingsjahren: Es war weniger die Freude am Abenteuerlichen und Phantastischen als psychologisches, insbesondere kriminalpsychologisches Interesse, das mich zu dem Studium dieses eigenartigen Menschen und seines Werkes von neuem **[230]** hingezogen hat. Ich las daher auch zunächst nur seine Lebensbeschreibung mit großer Anteilnahme und erst, als ich zu Hause war, als Vorarbeit zu meiner kriminalpsychologischen Studie über ihn, zunächst nach und nach seine orientalischen Reiseromane und dann die drei Bände seines „Winnetou“. Ich las die Bücher mit dem Bleistift in der Hand, las sie nicht als Dichtung, in deren Bann ich mich ziehen lassen wollte, sondern als Material für eine wissenschaftliche Arbeit. Ich muß aber, wenn ich ehrlich sein will, gestehen, daß mich die Bücher trotzdem so fesselten, daß

¹⁰⁴ Darauf mit Nachdruck gerade heute hingewiesen zu haben, ist ein besonderes Verdienst von F. W. Förster: „Schuld und Sühne. Einige psychologische und pädagogische Grundfragen des Verbrecherproblems und der Jugendfürsorge“ (München 1911), S. 68 ff.

¹⁰⁵ C l a s e n : „Der Salutismus. Eine sozialwissenschaftliche Monographie über General Booth und seine Heilsarmee (Jena 1913), S. 298 ff.

¹⁰⁶ M a y : „Ich“, S. 472.

¹⁰⁷ Das gilt nach dem, was S c h m i d : „Die Münchmeyer-Romane“ (Karl-May-Jahrbuch 1919), S. 147 ff., ausführt, auch für die angeblich abgrundtief unsittlichen Kolportageromane, die May geschrieben hat.

es mir schwer fiel, mit Lesen aufzuhören, wenn ich einen Band angefangen hatte. Dabei bin ich mir natürlich der vielfach ganz unwahrscheinlichen Situationen vollkommen bewußt, auch erkenne ich sehr wohl manche Unschönheiten und Flüchtigkeiten und empfinde es als störend, daß oft durch langatmige Betrachtungen, insbesondere Entwicklung religiöser Gedanken, der epische Charakter der Erzählung gestört wird. Ich gehöre nicht zu denen, die in den Mayschen Reiseromanen beste Literatur erblicken. Ich las die Bücher an Tagen, an denen ich körperlich und geistig abgespannt war; ich wurde durch sie so günstig abgelenkt, daß mir bald danach die Arbeit doppelt gut von der Hand ging. Daß trotz aller hemmenden Umstände Mays Reiseromane auf mich immerhin tief eingewirkt haben, kann vielleicht auch mit zum Beweis dafür angeführt werden, daß ihnen eben gewisse Eigenschaften eigen sind, die sie – ganz abgesehen von der Frage, ob sie literarische Qualitäten **[231]** haben oder nicht – zur Volksliteratur im guten Sinne geeignet machen¹⁰⁸.

Wenn man seine Bücher vorurteilsfrei durchliest, so wird man, glaube ich, zu der Ansicht kommen müssen, daß das Schriftstellern für May mehr gewesen ist als ein Mittel, sich eine Lebensstellung zu verschaffen, daß es ihm nicht nur dazu gedient hat, seine Phantasie abzulenken und sich dadurch vor einem Rückfall in seine schweren Jugendverfehlungen zu bewahren, sondern daß es ihm vielmehr, zunächst vielleicht unbewußt, später aber bewußt, ein hervorragendes Mittel gewesen ist, um sich zu läutern und sich seelisch von dem Alp, der auf ihm lastete, zu befreien.

Man könnte vielleicht gerade die entgegengesetzte Behauptung aufstellen und die Ansicht verfechten, daß in der schriftstellerischen Tätigkeit Mays dieselben bösen Kräfte am Werke gewesen seien wie bei seinen Verbrechen, daß er gewissermaßen nur die Methode geändert habe, durch die er seine verbrecherischen Instinkte entlade, daß er ein „geborener Verbrecher“ sei, der auch, als er mit dem Strafgesetz, dem geschriebenen Recht, nicht mehr in Konflikt gekommen sei, da seine wirtschaftliche Lage ihn zum Verbrechen nicht nötigte, doch es verstanden habe, durch seine abenteuerlichen, phantastischen, erlogenen Reiseromane in genau derselben Art und **[232]** Weise sich zu betätigen, wie er es als Zwanziger im Leben getan habe.

Gewiß gibt es Fälle, in denen die schriftstellerische Tätigkeit eine verbrecherische Anlage, mag sie sich im Leben schon betätigt haben oder nicht, offenbaren kann. Andererseits läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß Dichtungen und Romane mitunter auch zum Ausdruck des Bekenntnisses und der Reue werden. Insbesondere Wulffen hat auf diese beiden Gruppen mit Recht hingewiesen:

„Beispiele für die Beichte von Schuld und für Reue sind Goethe im Faust und Iphigenie auf Tauris, Schiller in den Räubern, Lord Byron im Manfred, unter den Modernen Sacher-Masoch und Gerhard Hauptmann in der Versunkenen Glocke. In allen diesen Fällen dient das literarische Werk der inneren Reinigung und Entsühnung. Manolescu gehört in die Reihe dieser Autoren nicht. Bei anderen Schriftstellern dagegen wird die Schrift der Ersatz für die Tat, die sie aus irgend welchen Gründen nicht begehen können oder nicht begehen wollen. So gibt es Literaten, die in Mordlust oder in Sittlichkeitsverbrechen schwelgen; zu den ersteren gehörte der Franzose Beaudelaire, zu den letzteren die Schriftsteller unserer modernen Unsittlichkeiten. Sie begehen den Mord und das Sittlichkeitsverbrechen nicht in Wirklichkeit, dazu haben sie noch genügende Hemmungsvorstellungen, keinen Mut, keine Gelegenheit oder kein Geschick; aber die innere Befähigung dazu ist latent vorhanden und will sich auslösen. Deshalb beschreibt der Literat den Mord oder das Sittlichkeitsverbrechen.“¹⁰⁹

[233] In der Tat ist Manolescu ein typischer Vertreter dieser zweiten Gruppe. Aber gehört auch Karl May hierher?

Ob Wulffen dies annimmt, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Er erwähnt May verschiedentlich in seinen Werken. So spricht er bei seiner kriminalpsychologischen Erörterung über Manolescus Memoiren,

¹⁰⁸ Ueber Volksliteratur spricht sich vorzüglich aus schon M a t t h i e ß e n in einem wenig beachteten Aufsatz über: „Unsere Jugend und der literarische Schund. Neue Gesichtspunkte zu einem alten Problem“. („Jugendführung“, 1916, Jahrgang 3, S. 375 ff.)

¹⁰⁹ Wulffen: „Manolescu und seine Memoiren. Kriminalpsychologische Studie“ (Berlin Groß-Lichterfelde-Ost o. J.), S. 107. Hierher gehört, jedenfalls zum Teil, wohl auch de Quincey: „Der Mord als eine schöne Kunst betrachtet“, deutsch von Peuker (Minden o. J.), und Masson: „Die Seele des Frauenmörders. Bekenntnisse eines Entarteten. Ein Beitrag zur Psychologie des Sexualverbrechers“ (Berlin-Friedenau 1908) Ich verweise auch auf Birnbaum S. 48. Er erwähnt einen Verbrecher von seltener moralischer Gefühllosigkeit, der in seinem Lebenslauf „ganz ausschließlich und in ekelregender Weise“ von seinen Uebeltaten mit derselben Befriedigung berichtete, wie ein normaler Mensch, der auf seine Arbeit und seine Erfolge stolz ist und von den verschiedenen Stellungen spricht, in denen er sich ausgebildet und ausgezeichnet hat.

kurz bevor er jene oben wiedergegebenen Bemerkungen macht, davon, daß es Schriftsteller von Ruf und Begabung gebe, die zugleich gewohnheitsmäßig oder gelegentlich Verbrechen begingen. Bei einem bekannten deutschen noch lebenden Schriftsteller, der in seiner Jugend wegen Diebstahls und Betrugs langjährige Freiheitsstrafen verbüßt habe, lasse sich der feine psychologische Zusammenhang zwischen seinem ehemaligen Verbrechen und seinem späteren Schriftstellertum aktenmäßig nachweisen¹¹⁰. Hier spielt Wulffen [234] offenbar darauf an, daß May im Jahre 1870 bei seiner Verhaftung in Oesterreich, also lange bevor er seine Reiseromane zu schreiben begann, vorgab, er stamme aus Martinique und um seine Behauptung glaubhaft zu machen, aus der Haft einen Brief an einen angeblichen Onkel schrieb, der eine erstaunliche Kenntnis von Land und Leuten verraten und den Eindruck erweckt haben soll, als sei May tatsächlich auf Martinique wie zu Hause, während er in Wirklichkeit dort überhaupt nicht gewesen war. In seinem kriminalpsychologisch sehr interessanten Roman „Der Mann mit den sieben Masken“ läßt Wulffen seinen Helden, den in allen Sätteln gerechten Hochstapler großen Stils Györki, den Staatsanwalt fragen, ob er die Bücher des „unglücklichen Karl May“ gelesen habe? Er selber wenigstens habe sie in seiner Jugend geradezu verschlungen:

„Bei einer seiner Verurteilungen, die er als junger Mensch erlitten habe, solle sein Verteidiger in einem Gnadengesuch gesagt haben: ‚Karl May besitzt von Natur eine große Gabe, anderen Leuten etwas weizumachen, hierin liegt die Quelle seiner Verbrechen‘.“

Später habe May diese natürliche Quelle seiner Fähigkeiten in seine Schriftstellerei geleitet und die vielen Romane geschrieben, in deren Mittelpunkt immer er selber als tapferster, weisester, kühnster, wahrhaftigster und edelster Held, zum Teil Wunderdinge verrichtend, stehe. Während er in seinen Vorworten und in Briefen allen Ernstes versichere, tatsächlich alle jene fremden Länder, die er beschreibe, [235] selber gesehen zu haben, sei es in Wirklichkeit nicht der Fall gewesen¹¹¹. In seiner Kriminalpädagogie endlich handelt Wulffen von der Lüge der Kinder. Er weist darauf hin, daß die Kinder dabei öfter dem Bedürfnis folgen, ihr nüchternes armseliges Dasein zu verdecken und zu verschönern. Hier fänden auch Dichtkunst und Schriftstellerei, soweit es sich um Phantasiegebilde der Autoren handle, häufig eine Verknüpfung. Kinder, die gewissermaßen lügen, wenn sie den Mund auf tun, täten dies meist im Gefühle ihrer ihnen wenigstens zum Teil bewußten Minderwertigkeit, die eine äußere (Gebrechen) oder innere sei, meistens beide zugleich:

„Wer sich gesund und vollwertig fühlt, lügt nicht, die Offenheit und Wahrheit sind Zeichen von Kraft und Mut. Die auffällige bewußte Unwahrhaftigkeit des unglücklichen Jugendschriftstellers Karl May, der in den Vorworten seiner Werke und auch sonst im Leben alle die exotischen Gegenden, die er beschrieb, gesehen zu haben versichert, läßt sich zu einem großen Teil auf das ihm innewohnende Gefühl seiner Minderwertigkeit zurückführen. Er bietet hierfür eines der ausgeprägtesten Beispiele, das wir kennen. Aber auch er wollte, insoweit folgte er dem dichterischen Triebe, seine äußere und innere Armseligkeit verschönen. Seine Phantasiegabe war sehr groß.“¹¹²

[236] Soweit sich aus diesen Stellen ein Bild machen läßt, möchte ich annehmen, daß Wulffen May nicht vorwerfen will, er habe wie in seiner Jugend durch seine verbrecherischen Taten, so später durch seine phantastische Schriftstellerei eine Betätigung seiner kriminellen Neigungen gesucht, sondern daß er nur andeuten will, daß die gemeinsame psychologische Urquelle sowohl seiner Verbrechen als auch seiner schriftstellerischen Tätigkeit seine außerordentlich lebhafteste Phantasie ist. Das ist auch unzweifelhaft richtig, denn ohne diese ungeheure Phantasie hätte May auf schriftstellerischem Gebiet sicherlich nicht das leisten können, was er geleistet hat und ohne die teilweise sehr minderwertige Literatur, mit der seine Phantasie in der Knabenzeit genährt und durch die sie verwirrt worden war, wäre May vielleicht niemals auf den Weg des

¹¹⁰ Wulffen: „Manolescu und seine Memoiren. Kriminalpsychologische Studie“ (Berlin Groß-Lichterfelde-Ost o. J.), S. 107. Dazu die oben angeführte Stelle aus seiner „Psychologie des Verbrechers“, II, S. 314 f. Wenn es übrigens stimmt, daß May schon mit 16 Jahren eine Indianergeschichte geschrieben hat („Ich“, S. 367), so trifft es nicht zu, daß sich bei ihm „im Verbrechen die ersten Symptome des Charakters der späteren Schriftstellerei“ gezeigt hätten.

¹¹¹ Wulffen: „Der Mann mit den sieben Masken“, 4. Aufl. (Dresden 1917), S. 174 f.

¹¹² Wulffen: „Kriminalpädagogie. Ein Erziehungsbuch“ (Leipzig 1915), S. 12. – Hierzu verweise ich noch auf die Bemerkung Schopenhauers: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, Bd. II, Kap. 19, es möge sein, „daß manche Dumme, aus demselben Grunde wie manche Bucklichte, boshaft werden, nämlich aus Erbitterung über die von der Natur erlittene Zurücksetzung, und indem sie gelegentlich, was ihnen am Verstande abgeht, durch Heimtücke zu ersetzen vermeinen, darin einen kurzen Triumph suchend.“

Verbrechens gekommen, hätte er jedenfalls etwaige Verbrechen kaum in der teilweise phantastischen Form ausüben können, in der er sie tatsächlich begangen hat. Es ist daher geradezu selbstverständlich, daß man gerade bei phantasiebegabten, lügenhaften Jugendlichen, die selber auch besonders leicht ein Opfer der Schundliteratur werden, eine gewisse schriftstellerische Begabung findet. Solche Fälle berichten uns beispielsweise Callier aus Frankreich¹¹³ und Lund aus Schweden¹¹⁴. [237] Auf diesen Zusammenhang hat eindringlich insbesondere Aschaffenburg hingewiesen in einer feinsinnigen Studie zur Psychologie des Hochstaplers, aus der auch Wulffen in seinem erwähnten Roman geschöpft hat. Aschaffenburg zitiert das Gedicht „Der Schulgenosse“ von Gottfried Keller. Der spätere Dichter und sein Schulgenosse haben sich einst als Knaben „treuherzig betrogen, sich erfinderisch und schwärmerisch belogen.“ Der Schulgenosse wird schließlich ein Vagabund:

„So also wendeten sich unsere Sterne?
Und so hat es gewuchert, unser Pfund?
Du bist ein Schelm geworden – ich Poet.“

Dann fährt Aschaffenburg fort:

„Was Goethe, Hebbel und Keller verhalf, unsterbliche Werke zu schaffen, das führte Kellers Schulgenossen auf die Landstraße, machte ihn zum Vagabunden, zum Schelm. So mag wohl den meisten Hochstaplern eine Neigung zum Fabulieren, zur Selbsttäuschung und zur Täuschung anderer verhängnisvoll werden, die unter anderen Umständen, bei einer besseren Erziehung, bei dem Aufwachsen in anderer Umgebung die wunderbarsten Werke der Poesie erzeugen half. Uns aber half das, was große Geister in kritischer Selbstbeobachtung fanden, was Keller mit feinem Erfinden erfaßte, die Brücke für das Verständnis der Psychologie des Hochstaplers schlagen. Mancher Hochstapler ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein Poet mit weitem Gewissen, das unglückliche Opfer einer allzu phantastischen Veranlagung.“¹¹⁵

[238] Mehr will wohl auch Wulffen nicht sagen, als daß die psychische Grundverfassung Mays dieselbe war, als er seine Straftaten verübte und als er seine Abenteuerromane niederschrieb. Damit ist aber ebensowenig ein negatives Werturteil über seine schriftstellerischen Leistungen gefällt wie etwa ein positives über seine kriminelle Tätigkeit.

Den Versuch einer Wertung macht Wulffen aber, wenn er andeutet, May habe durch sein Schriftstellern seine Minderwertigkeit verdecken wollen. Damit trifft er allerdings meinem Gefühle nach den Nagel auf den Kopf. Wir wissen, daß May schon, als er seine Strafe verbüßte, viel geschrieben hat¹¹⁶. Er setzte dann nach der Entlassung das Schriftstellern fort. Das Schriftstellern war ihm nicht nur ein Mittel, um sich wirtschaftlich über Wasser zu halten, sondern vor allem auch ein Mittel, um seine Phantasie abzulenken, sich dadurch, daß er seine Phantasie durch das Schreiben von abenteuerlichen Reiseromanen betätigte, sich vor Anfechtungen zu bewahren und zu verhüten, daß seine Phantasie ihn wieder auf die Bahn des Verbrechens treibe. Er wollte vergessen, was er gefehlt; er wollte das Minderwertigkeitsgefühl, das er durch seine Verfehlungen und die entehrenden schweren Bestrafungen erhalten hatte, betäuben¹¹⁷. Um dieses Ziel möglichst sicher zu erreichen, stellte er sich in den Mittelpunkt seiner Romane und glorifizierte sich als Old Shatterhand und Kara Ben Nemsî. Er wollte sich [239] also mit andern Worten von seiner kriminellen Vergangenheit befreien, sich über sie hinwegtäuschen¹¹⁸, sich zu einer neuen Persönlichkeit gestalten. Diese Befreiung durch seine schriftstellerische Tätigkeit ist ihm auch gelungen.

Ganz ungefährlich war dies Mittel freilich nicht. Wenn man aus der Ich-Form seiner Werke wohl auch nicht

¹¹³ Callier: „*La criminalité et la presse*“ (Gand 1911), S. 10 ff.

¹¹⁴ Lund: „Ueber die Ursachen der Jugendasozialität. Kriminalpsychologische und soziale Untersuchungen mit Einschluß von Familienforschungen in Schweden“ (Upsala 1918), S. 154 f.

¹¹⁵ Aschaffenburg: „Zur Psychologie des Hochstaplers“ („März“, 1907), angeführt bei Wulffen: „Psychologie des Verbrechers“, Bd. II, (Groß-Lichterfelde-Ost o. J.), S. 313 f.

¹¹⁶ May: „Ich“, S. 443 f.

¹¹⁷ Zutreffend auch Gurlitt: „Karl May in der zeitgenössischen Kritik“ (Karl-May-Jahrbuch 1918), S. 51 f.

¹¹⁸ Das Minderwertigkeitsgefühl führt andererseits namentlich bei Jugendlichen nicht selten zu verbrecherischer Betätigung, um die eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen; vgl. Hauser: „Individualpsychologie und Kriminalpolitik“, Zeitschrift für Individualpsychologie, Bd. I, S. 175 ff., 180 f., und Hoffmann: „Psychologie der straffälligen Jugend“ (Leipzig 1919), S. 23 f.

berechtigt ist, gegen May einen ernstlichen Vorwurf zu machen, so war es trotzdem¹¹⁹, wenn auch verständlich, so doch auch bedenklich, daß er sich verleiten ließ, sich auch im Leben mit seinen Werken zu identifizieren¹²⁰. Wie nahe hierbei wieder das Kriminelle, dem May gerade entfliehen wollte, gestreift wurde, zeigt die oben erwähnte Tatsache, daß May sich jahrelang unberechtigterweise des Dokortitels bedient hat.

Diese kriminellen Annäherungen in seinen Mannesjahren können uns aber nicht an unserer Auffassung irre machen, daß Karl May durch sein Schriftstellern bewußt oder unbewußt Befreiung von seiner kriminellen Vergangenheit gesucht und auch gefunden hat. Sollte eines Tages bei weiterer **[240]** Erforschung des May-Problems sich wider Erwarten herausstellen, daß Karl May auch in seinem späteren Leben nicht die, von kleinen Schwächen abgesehen, einwandfreie Persönlichkeit gewesen ist, die er nach allem, was man bisher von ihm weiß, gewesen zu sein scheint, daß er anders war, als er dem Leser seiner Romane, der in ihnen eine allerdings idealisierte Selbstschilderung ihres Verfassers und sein Glaubensbekenntnis zu finden sucht, erscheint, so werden wir unsere Auffassung allerdings berichtigen müssen. Hoffen wir, daß uns diese Enttäuschung erspart bleiben möge!

In einem gewissen Zusammenhang mit dieser Frage steht das Problem, ob Mays Schriften gefährlich wirken können, ob sie insbesondere geeignet sind, einen Verbrechensanreiz zu bieten, und ob man deshalb berechtigt ist, sie als verderbliche Schundliteratur zu bezeichnen.

May klagt in seinen Lebenserinnerungen mit Recht, daß er seinerzeit überall der Sündenbock war, wenn irgend etwas passierte:

„Vor Gericht, in wissenschaftlichen Werken, bei Kommissionssitzungen, in öffentlichen Vorträgen, von Schriftstellern, Redakteuren, Lehrern, Pfarrern, Professoren, Künstlern, Psychiatern, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten, wo von ‚Jugendverderbnis‘ die Rede ist, da bringt man Karl May, Karl May! Er ist schuld, nur er! Mein Gott, wissen die Herren denn wirklich nicht, was sie tun? Wie sie sich versündigen? Man nenne mir nur einen einzigen Fall, wo vor Gericht wirklich nachgewiesen worden ist, daß jemand durch eines meiner Bücher verdorben worden ist! Hunderte von Schundgeschichten der verderblichsten Art hat so ein Bube gelesen, dabei auch einen Band oder einige Bände von Karl May. Den kennt **[241]** man, die ändern aber nicht; darum muß er es sein, dessen Namen man nennt und den man als Täter bezeichnet! Allwöchentlich werden mir von Zeitungsbüros fünfzig, sechzig, siebzig Zeitungsausschnitte geschickt, auf denen ich an Stelle der sämtlichen deutschen Schundschriftsteller und Schundverleger hingerichtet werde. Das ist unmenschlich.“¹²¹

Viele konkrete Fälle, in denen May eines solchen gefährlichen Einflusses beschuldigt wird, habe ich nicht auffinden können¹²². Wer sich aber mit diesen Fragen näher beschäftigt hat, der wird es ohne weiteres glaubhaft finden, daß in den Jahren, in denen der Kampf um May oder vielmehr der Kampf gegen ihn im Vordergrund des Interesses stand, daß da auch in weitem Umfange die Behauptung auftauchte, seine Bücher verführten die Jugend und bildeten einen gefährlichen Verbrechensanreiz. Es ist typisch, daß die große Menge immer geneigt ist, gerade ein Moment, das aus irgend einem Grunde zur Zeit die öffentliche Meinung aus irgend einem besonderen Grunde interessiert, wahllos herauszugreifen und für alle Schäden verantwortlich zu machen: So gab es eine Zeit, wo man fast alle Verbrechen Jugendlicher auf Indianergeschichten nach Art der Abenteuer des Buffalo Bill zurückführte, eine andere Zeit, in der die Hintertreppenliteratur für die Jugendverderbnis verantwortlich gemacht wurde, spätere Jahre, in denen die Nic Carter-Hefte diese Rolle spielten und in den Jahren vor dem **[242]** Kriege konnte man nicht genug über den Verbrechensanreiz durch Schundfilme schreiben und sprechen. So wird es wohl auch eine Zeit gegeben haben, in der man meinte, die kriminalpsychologische Frage nach der Entstehung des Verbrechens Jugendlicher im wesentlichen durch den Hinweis auf Karl May gelöst zu haben!

Ein Körnchen Wahrheit steckt natürlich in allen diesen Behauptungen, aber auch nur ein Körnchen! Durch haltlose Behauptungen und einseitige Uebertreibungen wird aber ein vollkommen schiefes Bild gegeben.

¹¹⁹ So Eichacker: „Was Karl May mir war“ (Karl-May-Jahrbuch 1919), S. 117: vgl. aber auch Strobl: „Das Tragische im Karl-May-Problem“ (ebendort) S. 232.

¹²⁰ Eichacker, S. 118; Strobl, S. 232, 233.

¹²¹ May: „Ich“, S. 474 f.

¹²² Insbesondere möchte ich bemerken, daß das Hauptwerk über diese Frage, das Buch von Ernst Schultze über „Die Schundliteratur. Ihr Wesen, ihre Folgen, ihre Bekämpfung“ (2. Aufl., Halle 1911) über May nicht handelt.

Zweifellos sind Schundliteratur und Schundfilme mit eine Hilfsursache das Verbrechens¹²³, aber man darf ihre Bedeutung nicht übertreiben, und man darf vor allem nicht in allen Fällen, in denen ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Schundliteratur und Schundfilmen mit einem bestimmten Verbrechen behauptet wird, einen solchen Zusammenhang auch als tatsächlich erwiesen annehmen. Ich habe mich seit Jahren mit diesen Fragen so eingehend befaßt wie wohl kein anderer und darf mir auf Grund des großen, bisher nur zum kleinsten Teil verarbeiteten Materials hierüber wohl ein Urteil erlauben. Ich bin als scharfer Gegner der Schundliteratur und besonders der Schundfilme bekannt und daher wohl gegen den Verdacht geschützt, als sei ich geneigt, die schlimmen Folgen von Schundliteratur und Schundfilmen zu verkennen. Ich habe aber wiederholt Anlaß gehabt, gerade auf Grund meiner genaueren [243] Erforschung dieses Gegenstandes vor Uebertreibungen und übereilten Schlüssen zu warnen. Dabei liegt mir nichts ferner, als den ungünstigen Einfluß von Schundliteratur in Abrede stellen, insbesondere auch bestreiten zu wollen, daß diese geeignet ist, namentlich auf phantastisch veranlagte degenerierte Jugendliche einen Verbrechensanreiz auszuüben¹²⁴. Auch aus diesem Grunde bin ich deshalb ein Feind der Schundliteratur und der Schundfilme und trete sogar für scharfe gesetzliche Abwehrmaßnahmen gegen sie ein, da ich auf Grund der Erfahrungen mit der Bekämpfung dieser und anderer erziehungswidriger Umstände der Ueberzeugung bin, daß Aufklärung und gütliche Gegenmaßnahmen für sich allein nicht imstande sind, des Uebels Herr zu werden¹²⁵.

Es sind mir nun auch mehrere Fälle bekannt geworden, in denen die Schriften Karl Mays auf [244] Jugendliche verhängnisvoll gewirkt haben sollen. Es würde zu weit führen, diese Materialien hier im Einzelnen auszubreiten und kritisch zu verarbeiten. Es mag dies einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben. Wir wollen hier einmal annehmen, daß die mir bekannten Fälle in der Tat beweiskräftig seien, – würde damit schon erwiesen sein, daß Mays Schriften einen der üblen Schundliteratur gleichartigen verderblichen Einfluß auszuüben geeignet sind? Nein, mit nichten! Wir dürfen nicht vergessen, daß auch der schönste Roman, auch das beste Drama unter gewissen ungünstigen Umständen geeignet sind, außerordentlich verhängnisvoll zu wirken, insbesondere auch Verbrechensanreiz zu geben. Die Kriminalgeschichte kennt zahlreiche derartige Fälle¹²⁶. Niemand wird deshalb irgend eine ernste Dichtung zu der Schundliteratur rechnen, weil bei unreifen und böse veranlagten Menschen die Wirkung eine ungünstige statt einer erziehlchen und erbauenden sein kann und in vereinzelt Fällen auch tatsächlich ist. Weit schlimmer noch ist zweifellos der Verbrechensanreiz durch Zeitungsberichte über begangene Verbrechen¹²⁷, und zwar auch dann, wenn aller sensationelle Aufputz ängstlich und sorgfältig vermieden wird, was man leider selbst bei sehr weitverbreiteten Tageszeitungen, die Anspruch darauf machen, ernst genommen zu werden, nicht immer behaupten kann. Und trotzdem würde es zu weit [245] gehen, wenn man um deswillen den Tageszeitungen einen Vorwurf daraus machen wollte, daß sie ihren Leserkreis auch über die verbrecherische Seite des Lebens auf dem Laufenden zu halten versuchen, und es wäre meines Erachtens deshalb auch nicht gerechtfertigt, wenn man, wie dies mitunter schon vorgeschlagen worden ist, danach streben wollte, die Berichterstattung über Kriminalfälle gänzlich unterbinden wollte. Man darf über den schlechten Folgen, die eine bestimmte gesellschaftliche Einrichtung hat, nicht das oft vielleicht weit wichtigere Gute übersehen, das sie mit sich bringt. Hier wie überall gilt es, sich von Einseitigkeiten nach Möglichkeit zu bewahren, wenn man nicht ungerecht urteilen und statt des Guten, das man will, Unheil anrichten will.

Ungerecht aber wäre es, wenn man Mays Reiseromane zur Schundliteratur um deswillen rechnen wollte, weil sie geeignet sind, eine abenteuerlustige Jugend in ihren phantastischen Ideen und Plänen zu

¹²³ So richtig Gruhle: „Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität“ (Berlin 1912), S. 109 f.

¹²⁴ Vgl. insbesondere Hellwig: „Die Schundfilme. Ihr Wesen, Ihre Gefahren, ihre Bekämpfung“ (Halle 1911), S. 40 ff.; „Kind und Kino“ (Langensalza 1914), S. 21 ff.; „Zur Psychologie der kinematographischen Vorführungen“, Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie, Bd. 6, S. 102 ff., 109 ff.; „Die Beziehungen zwischen Schundliteratur, Schundfilm und Verbrechen. Das Ergebnis einer Umfrage“, Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 51, S. 1 ff.; „Aktenmäßige Fälle über Schundliteratur und Schundfilm als Verbrechensanreiz“, Der Gerichtssaal, Bd. 84, S. 402 ff.

¹²⁵ Hellwig: „Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung“, Archiv für Strafrecht, Bd. 65, S. 146 ff.; „Der Schutz der Jugend vor erziehungswidrigen Einflüssen“ (Langensalza 1919), S. 66 ff., 94 ff.; „Entwurf eines Jugendschutzgesetzes nebst Begründung“ (Halle 1918), S. 48 ff.

¹²⁶ Ich verweise nur auf Sighele: „Littérature et criminalité“ (Paris 1908), S. 175 ff.

¹²⁷ Hellwig: „Justiz und Presse“, Archiv für Kriminalanthropologie, Bd. 58, S. 203 ff., 250 ff.

unterstützen und vielleicht den einen oder anderen Psychopathen zu veranlassen, die elterliche Kasse zu erleichtern, um dann in die Prärien des Westens oder in den Balkan auf Abenteuer auszuziehen, den Spuren von Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsi folgend. Es kann sich hier immer nur um vereinzelte, zwar bedauerliche, aber unvermeidbare Erscheinungen handeln. Im großen und ganzen werden die Mayschen Bücher eher günstig als ungünstig wirken. Ich habe die orientalischen Reiseromane sowie die drei Bände von Winnetou ausdrücklich daraufhin durchgelesen, ob ich in ihnen etwas finden könnte, was geeignet sei, einen Verbrechensanreiz [246] zu geben. Ich muß gestehen, daß ich nichts gefunden habe. Gewiß werden in diesen Büchern mancherlei Verbrechen geschildert, aber das Verbrechen wird nicht um seiner selbst willen geschildert, es wird nicht behaglich breit und buntbetont ausgemalt, es wird nicht in einen romantischen Schimmer gekleidet, sondern es ist nur Mittel zum Zweck, Mittel nämlich, um dem Helden Gelegenheit zu geben, die Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen. Nicht der Verbrecher steht im Mittelpunkt des Interesses, sondern von Anfang an die Verkörperung der Tugend. Wer sich von den Idealgestalten der Mayschen Romane, die in ihnen im Vordergrund des Interesses stehen, beeinflussen läßt, der wird sicherlich kein Verbrecher; eher ist zu befürchten, daß er zu weichlich wird, denn der einzige ernsthafte Fehler, den man diesem Helden der Romane wirklich zum Vorwurf machen kann, ist meines Erachtens eine zu weit gehende Milde. Er schont die Halunken mehr, als recht und billig ist. Einen Verbrechensanreiz wird diese zu große Nachsicht gegen die Verbrecher aber kaum jemals geben können, da aus der Verurteilung des verbrecherischen Verhaltens niemals ein Hehl gemacht wird, die Verbrecher über kurz oder lang auch stets die rächende Nemesis ereilt und da vor allem immer der tugendhafte Held dem Verbrecher überlegen ist, so daß nicht der Verbrecher Bewunderung erregt, sondern sein Verfolger, der Beschützer der Tugend. Diese übergroße Nachsicht gegen die Verbrecher erklärt sich, von äußeren technischen Gründen abgesehen, wohl durch das oben erwähnte Minderwertigkeitsgefühl Mays: [247] dadurch, daß er die Verbrecher schont, schont er sich selber. Das ist zwar ein schwächlicher Zug, aber nicht verächtlich, wie es bei einem Richter wäre, der in weiche Uebergelindigkeit verfallend, am liebsten dem Verbrecher gar nichts tun wollte, weil er nicht den Mut hat, sich selbst zu büßen¹²⁸.

Wir haben nun noch zwei kriminalpsychologische Fragen zu beantworten: Die Frage, wie Mays Verhalten in seinen Prozessen vom kriminalpsychologischen Standpunkt aus zu beurteilen und wie andererseits das Verhalten seiner Gegner zu würdigen ist. Wir werden uns hier einer ganz besonderen Vorsicht befleißigen müssen, da das bisher vorliegende objektive Material noch zu dürftig ist, um diese Fragen in ihrer ganzen Tragweite richtig und sachgemäß abschätzen zu können.

Was das Verhalten Mays anbetrifft, so sind ihm sicherlich Uebertreibungen und unberechtigte Heftigkeiten vorzuwerfen; er hat es nicht immer mit der Wahrheit genau genommen, konnte es aber auch kaum, wenn anders er den ganzen Kampf nicht von Anfang an verloren geben wollte. Man darf eben nicht vergessen, daß May bei allen seinen Prozessen weniger um Geld und Gut gekämpft hat als um seinen guten Namen. Seine ganzen Prozesse stehen unter der Sorge, daß seine entehrenden Vorstrafen bekannt werden und seine ganze mühsam erworbene Stellung erschüttern könnte¹²⁹. Wenn man der [248] Ueberzeugung ist, daß May in jahrzehntelanger rastloser Arbeit das wieder gut zu machen und auszulügen versucht hat, was er in seiner Jugend verbrochen hatte, so wird man es als tragisch empfinden, daß er durch den ihm aufgezwungenen Kampf in seinem Greisenalter um das verdiente *otium cum dignitate* gebracht wurde, daß er in eine Lage versetzt wurde, in der er im Interesse seiner Selbstverteidigung geradezu gezwungen wurde, von der objektiv rechten Bahn abzuweichen.

Nun zu Mays Gegnern! Wenn man das als wahr unterstellt, was May selber über seine Prozeßgegner berichtet¹³⁰, so kann man kaum anders als annehmen, daß jedenfalls ein Teil seiner Prozeßgegner von Anfang an nach Erpressermanier darauf ausgegangen ist, aus den Vorstrafen Mays oder vielmehr aus dem dringenden Wunsch, den May haben mußte, daß sie nicht bekannt würden, Kapital zu schlagen. May beruft sich darauf, daß seine Darstellung aktenmäßig sei. Sollte dies zutreffen, so wäre kein Wort des Tadels und Abscheus hart genug, um eine so schmutzig gemeine, erbärmliche Gesinnung zu kennzeichnen. Eine

¹²⁸ Sternberg: „Das Verbrechen in Kultur und Seelenleben der Menschheit“ (Berlin 1912), S. 22.

¹²⁹ Dazu Beissel: „Ein Schlußstrich. Abschließende Betrachtung zum Streit um Karl Mays Münchmeyer-Romane“, Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 193 f.; Strobl: daselbst, S. 229, 230 f.

¹³⁰ May: „Ich“, S. 473, 488, 490; dazu Gurlitt, Karl-May-Jahrbuch 1918, S. 54 f., 57.

Nachprüfung ist mir zurzeit nicht möglich.

Auch die literarischen Gegner Mays bieten manche Angriffspunkte dar, die zu einer kriminalpsychologischen Erörterung reizen könnten. Wir verweisen **[249]** nur auf Avenarius¹³¹ sowie auf Kleinberg und Bettelheim¹³². Wir wollen es uns aber versagen, auf diese Fragen, die für uns weniger Interesse haben, hier noch einzugehen.

Bei allem, was wir über die kriminalpsychologische Bedeutung des May-Problems ausgeführt haben, sind wir uns – das sei noch einmal mit Nachdruck betont – dessen bewußt gewesen, daß es sich nur um einen ersten Versuch handeln kann, den zahlreichen verwickelten Fragen gerecht zu werden, die in diesen Gedankenkreis gehören. Wir erheben nicht Anspruch darauf, das kriminalpsychologische May-Problem gelöst zu haben: wir bescheiden uns vielmehr damit, dieses Problem in seiner Bedeutung und in seinem ganzen Umfange zum erstenmal aufgerollt zu haben. Der Fall May ist geradezu ein Schulbeispiel für die von Dichtern geahnte und von Psychologen klar erkannte psychologische Gleichung von Verbrecher und Nichtverbrecher:

„Eine ausgesprochene Neigung zu religiösen und moralischen Betrachtungen verbindet sich mit einem Instinkt für Verbrecherromantik; ein sittlich unzweifelhaft ernsthaft ringender und strebender Mensch hat doch zugleich in sich die schwersten Hemmungen.... Kurzum ein Mensch mit seinem Widerspruch, der nur deshalb nicht zu seiner Wirkung und Leistung kommt, weil sein besseres Ich zu schroff von seinen schlimmen Instinkten geschieden ist und weil diese Scheidung May selber offenbar einmal zum Bewußtsein gekommen ist. Jeder Dichter trägt **[250]** ja Himmel und Hölle in sich, und es ist nicht eine bloße Redensart, wenn Goethe in hohem Alter einmal sagt, daß er zu gewissen Zeiten jedes Verbrechen fähig gewesen sei. Von anderen Dichtern sind ähnliche Aussprüche bekannt, was ja eigentlich nicht wundernehmen darf, denn des Dichters Material zu seinem Werk ist sein eigenes leidenschaftliches Erleben.“¹³³

¹³¹ Schmid: „Eine Lanze für Karl May“, S. 75 ff., 80.

¹³² Ebendort, S. 86 f.

¹³³ Mahrholtz: „Karl May“, („Das literarische Echo“, Jahrg. 21, Sp. 134).

[[251]]

Die treue deutsche Jugend.

©

(1910)

Karl Schworm.

Das Römerschwert

Erzählung aus Dalmatien

Von Wenzel Urban

An einem jener blaugoldenen Sommermorgen, wie sie nur am mittelländischen Meere dem Sonnenaufgang folgen, standen am Hafen von Castelvecchio an der dalmatinischen Küste zwei Männer auf der kleinen Hafemole und blickten erwartungsvoll über das Meer hinüber nach Westen.

„Sagt‘ ich’s doch,“ begann einer der beiden, ein hoch aufgeschossener Mann mit rötlichblondem Vollbart und der hohen Stirn, wie man sie an den Männerbildnissen alter Venetianer Meister findet. „Sagt‘ ich’s doch. Wenn Taditsch am Abend seine Bark aus dem Hafen von Ancona lotsen läßt, ist er bei solchem Wind am Morgen hier. – Dort kommt er.“ Mit weit ausholender Gebärde wies er hinaus in das glitzernde Meeresblau, wo sich ein dunkler Punkt langsam über den Horizont erhob.

Der andere der beiden, ein hagerer, etwas finster blickender Mann in den vierziger Jahren nickte zustimmend: „Es ist Taditsch. Die Bark hat tief geladen. Er bringt uns Marsaletta.“

Am Nachmittag des Vortages hatte Conte Fanfarin eine Depesche erhalten. Eine Depesche in dem **[253]** stillen, weltabgeschiedenen Castelvecchio ist an und für sich schon ein Ereignis. Sie erregte denn auch in dem kleinen Kasino, wo Conte Fanfarin mit einigen Bürgern des Oertchens alltäglich nachmittags seine Kartenpartie machte, geziemendes Aufsehen. Das Aufsehen aber wuchs zum Ereignis, als der Conte die Depesche vorlas:

„Wenn du noch lebst und dich noch deines alten Heidelberger und Wiener Konkneipanten erinnerst, dann begrüße ihn morgen früh am Strande. Er fährt abends mit Taditschs Bark von Ancona ab. Fritz Dernefeld.“

Das stand auf dem grauen Blättchen Papier, das gestern nachmittag Conte Fanfarin in der einen Hand gehalten, während die andere die Kartenblätter umschloß. Aber als er es gelesen hatte, warf er die bunten Papierkärtchen knallend auf den Tisch und ließ in seiner Herzensfreude, den alten Studiengenossen wiederzusehen, Wein auffahren, daß sich die Tischplatte bog.

„Dernefeld, der liebste von allen, die ich in Deutschland lieb gehabt“, Dernefeld, der ihm, dem Abkömmling der venetianischen Gaugrafen, die die Republik auf feste Kastelle gegen räuberische Türken hierher an die dalmatinische Küste gesetzt, immer nachzuweisen versucht hatte, daß sein achtungsgebietender Durst ein Erbteil seiner longobardischen Vorfahren sei. Wie Kinder sich auf den Weihnachtsmann freuen, so freute er sich auf den lang entbehrten Freund, der ihm hier in die zwar schöne aber eintönige Einsamkeit die Erinnerung an das köstlichste **[254]** Kapitel seines Lebens, jung in Deutschland gewesen zu sein, mitbringen sollte.

Und der brachte sie wirklich mit. Als eine Stunde später die zwei Freunde mit Barbin, dem Arzt der „Sieben Kastelle“, wie die von sieben eng aneinanderliegenden Dörfchen gebildete dalmatinische Landschaft heißt, unter dem gewaltigen Blätterdach der Platane in Conte Fanfarins Garten saßen, wollte das Erzählen erst kein Ende nehmen. Bis Dernefeld, der Kunstgelehrte, endlich darauf zu sprechen kam, daß ihn eigentlich ein seltsamer Vorfall, ein seltsamer Fund vielmehr, an dieses Gestade gespült habe. Wie er sich, als er den Namen des alten Salona mit seinem Funde verknüpft fand, daran erinnerte, daß sein Jugendfreund hier in unmittelbarer Nähe der Trümmerstadt auf einem der sieben Kastelle als Nachkomme der venetianischen Gaugrafen sitze, und wie er nun beides zusammen verbinden wollte: die Jagd nach der Ergänzung des seltsamen Fundes und das Wiedersehen mit den Jugendfreunde, der hier so weltabgelegen weit von jeder europäischen Heer- und Seestraße hauste, daß einen nur ein ganz ungewöhnlicher Wind zu ihm verschlagen könne.

Und dann holte Dernefeld aus seinem Koffer ein Lichtbild hervor und zeigte es den beiden Männern. Es stellte ein prachtvoll gearbeitetes, kurzes römisches Schwert dar. „Aus der Zeit Diokletians,“ erklärte Dernefeld, der zukünftige Museumsdirektor und Altertumsforscher. In einem der Antiquitätenläden Anconas habe er es entdeckt. Aber dem Schwerte fehlte der Hauptschmuck, der geschnittene **[255]** kostbare Bildnisstein, mit dem die vornehmen Römer diese Waffe sonst zierten. Der Händler habe natürlich einen falschen eingesetzt. Als Dernefeld diesen entfernt hatte, habe er in der Oeffnung unter der Lupe folgende rätselhafte lateinische Buchstaben entdeckt:

Qu. m. S.

Neben den Schriftzeichen ganz fein eingezeichnet befand sich ein Grundriß, ungefähr die Umfassungsmauer eines länglichen Gebäudes mit eingezeichneter Längs- und Querachse. Von dem Punkte, wo sich die Achsen in der Mitte schnitten, führte eine Art Orientierungspfeil über die Umfassungslinien hinaus. Nach sorgfältigem Nachdenken und Kombinieren sei er auf das Geheimnis der rätselhaften Inschrift verfallen. Das Schwert stamme zweifellos aus der Zeit Kaiser Diokletians. Der Cäsar aber hatte die meiste Zeit seiner Regierung in seinem Heimatland Dalmatien verbracht. Hier hatte er sich bei Salona, an der Meeresküste jenen wundervollen Palast erbaut, der heute zu den besterhaltenen römischen Baudenkmalern gehört und den größten Anziehungspunkt der jetzigen dalmatinischen Hafenstadt Spalato bildet. Unter den Trümmern Salonas aber findet sich die Umfassungsmauer einer Kirche der ersten Christen, die dem Grundriß in der Steinfassung gleicht. Die Inschrift also lautet: „*Quaere me Salonae*“¹³⁴. Der Orientierungspfeil führt aus dem Innern der Basilika hinaus. Also liegt der kostbare Stein, der erst dem Schwerte den unbezahlbaren [256] Wert geben könnte, in Salona bei den Ueberresten der ersten Christenkirche versteckt oder vergraben.

„Und du kommst, ihn zu suchen,“ schloß Conte Fanfarin die Erzählung ab.

„Gewiß,“ erwiderte Dernefeld. „Und wenn ich ihn finde, dann ist's ein Fund, der sich bezahlt machen würde. Die Arbeit an dem Schwerte ist derart gediegen und künstlerisch vollendet, daß die Waffe nur einem sehr vornehmen Römer gehört haben kann, vielleicht dem Cäsar selber. Gott weiß, durch welche Wechselfälle Schwert und Stein auseinandergekommen sind! Vielleicht hat der Besitzer den Stein nicht in die Hände Unberufener fallen lassen wollen und ihn für seine Nachkommen versteckt. Er ritzte die Inschrift in die goldene Bodenplatte ein, die dem Stein als Lager diente. Bedenke, Freund, welch ein Fund von welcher Bedeutung, wenn das Schwert nun Diokletian selber gehörte, wenn auf dem Smaragd oder Topas das Haupt des Kaisers selber eingeschnitten wäre!“

Fanfarin wiegte seinen Tiziankopf.

„Die Ruinen von Salona sind durchwühlt von oben bis unten,“ sagte er nachdenklich. „Was die Goten in den Steinsarkophagen der in der Arena gemarterten Christen übrig gelassen, haben die Avaren durchsucht. Was denen entging, hat das mittelalterliche Gesindel, Balkanslaven, Türken, räuberische Genuesen und die Piraten von Sebenico, durchwühlt. Was die wegwarfen, haben die napoleonischen Soldaten aufgelesen, die hier gerade bei Salona unter General Marmont die Straße [257] bauten. Heute bohren die schmutzigen Finger des Pöbels von Spalato in allen Löchern und Ritzen nach römischen Münzen herum, um sie den Fremden anzuhängen. Kurz, daß da ein solches Kleinod unentdeckt geblieben sein sollte, würde erstaunlich sein.“

„Warum nicht?“ machte Dernefeld munter. „Es werden heute noch trotz aller jahrhundertelangen Schnüffelei von Briten und Franzosen in Aegypten soviele Wunderdinge gefunden, daß auch das Wunder von Salona möglich wäre.“

„Sagen Sie, verehrter Doktor Dernefeld,“ mischte sich der bis jetzt schweigsam gebliebene Arzt in das Wort, „ich will nicht neugierig sein, aber ich kenne Land und Leute hier und in Italien – wußte der Händler in Ancona von der Inschrift in der Fassung des verschwundenen Steines, oder hat er erst durch Sie davon erfahren?“

Dernefeld strich sich über das Kinn. „Das kann ich eigentlich nicht klarstellen. Als ich die Fassung vom Schmutz gereinigt und durch die Lupe betrachtet hatte, bat er mich um das Instrument und untersuchte die Oeffnung ebenso mit der Linse wie ich. Dabei müßte er die Inschrift wohl gesehen haben, falls sie ihm nicht vorher bekannt war. Ob er sie zu deuten wußte, weiß ich nicht. Er fragte mich zwar, aber ich konnte keine Auskunft geben, da ich erst viel später, als ich den Laden bereits verlassen hatte, auf die Lösung verfiel. Doch scheint die Entdeckung der Schriftzeichen den Mann stutzig gemacht zu haben. Denn er erklärte mir, daß er das Schwert noch einmal untersuchen und abschätzen lassen wolle, ehe er [258] es verkaufe. Aber wenn ich Ihre Frage richtig deute, so halten Sie eine Fälschung für möglich, lieber Doktor Barbin,“ fuhr Dernefeld fort. „Ich erkläre Ihnen aber, daß eine solche ausgeschlossen ist. Das Schwert ist echt. Ich gebe heute, selbst wenn sich der Stein nicht finden sollte, 50 000 Lire für die Waffe. Hätte der Händler fälschen wollen, so finden sich in Italien Steinschneider genug, die ihm einen Bildnisstein mit irgend einem römischen

¹³⁴ Suche mich in Salona.

Feldobersten einsetzen könnten.“

„Sei dem wie immer!“ entschied Conte Fanfarin. „Wenn ich dich recht verstehe, mein deutscher Freund, so scheinst du es kaum erwarten zu können, in den Ueberresten von Salona herumzusuchen. Du sollst deinen Wunsch erfüllt sehen.“ –

Am nächsten Tag, einem ebenso sonnigen Morgen wie dem vorhergehenden, fuhren die drei Männer im leichten Gefährt die alte Franzosenstraße entlang nach Salona. In dunkler Bläue lag das Meer, in der Ferne bekrönt von den Inseln Solta und Brazza. Wild reckten sich zur Linken und im Süden die kahlen Felsenhäupter der Mossor gianina auf. Unmittelbar an die Straße aber drängten sich Gärten an Gärten voll blühender Granatbüsche und Weinlauben, wiegten Pinien ihre edlen Wipfel und rauschten uralte Platanen. Der Hafen des alten Salona, wo die Galeeren der Cäsaren anlegten, heute ein kleines Dörfchen, Piccola Venetia genannt, tauchte aus dem ultramarinfarbenen Meere auf, wie ein von Sonnengold umspinnenes Märchengebilde. Dann holperte das Gefährt über die Römerstraße, auf der noch die **[259]** Radspuren der römischen Streitwagen zu erkennen sein sollen, dem Trümmerfeld von Salona zu.

In vielhundertjähriger Raubtätigkeit haben zuerst Römer, dann Venetianer die einstmals berühmten Wälder Dalmatiens vernichtet. Die Spanten zu den römischen Ruderschiffen wurden von den dalmatinischen Steineichen geholt. Der Pfahlrost, auf dem Venedig ruht, besteht aus hunderttausend Eichenstämmen, die hier einst die Berge in dunkles Grün hüllten. Die Folgen dieser Raubwirtschaft zeigten sich bald. Die schweren Regengüsse dieser Gegenden wuschen die Erde von dem Felsgerippe der Berge und schwemmten sie ins Meer. Nur da, wo die Gebirge von der Küste etwas zurücktraten, wie in der Gegend der sieben Kastelle, bildete sich ein, dann aber allerdings überaus fruchtbares Gartenland. Sonst ist auf Strecken von hunderten Kilometern die Küste kahl und nackter Fels geworden. Der ziellosen Abholzung verdankt aber auch Dalmatien jene eisigen Stürme, Bora genannt, die oft tagelang das Land durchbrausen, die Bewohner in ihre Häuser bannen und oft die Schiffe zwingen, aus dem Hafen zu flüchten und das offene Meer aufzusuchen.

So ist auch Salona im Laufe der Jahrhunderte von einer mehrere Meter dicken von den Bergen herabgespülten Schlamm- und Erdschicht bedeckt worden. Ausgrabungen haben bisher die gewaltige Arena, Bäder und Palastmauern, die Mauern einer Christenkirche und viele hunderte Sarkophage aus der Krypta zutage gefördert. Die Deckel dieser Sarkophage sind leider durchweg zertrümmert. Die **[260]** Avaren haben sie mit wuchtigen Keulenhieben zerschlagen, um die Toten ihres Schmuckes, der ihnen mitgegeben war, zu berauben.

In dem an der Südseite des Trümmerfeldes von Salona gelegenen Gasthause nahmen die drei Forschungsreisenden ihr Mittagmahl ein und stellten das Gefährt unter. Sie fanden bei ihrem Eintritt in die einfache Gaststube einen der wenigen Tische bereits besetzt. Zwei Männer saßen dort, die beim Eintritt Dernefelds und seiner Begleiter höflich aufstanden und grüßten. Einer von den beiden näherte sich und bot in italienischer Sprache seine Dienste an. Sie hätten in der Nähe Werkzeuge und alle Behelfe, um bei etwaigen Grabungen sich nützlich machen zu können.

Dernefeld war hoch erfreut, so rasch dieser Sorge um Hilfskräfte entbunden zu sein. Weniger erfreut zeigten sich Fanfarin und Barbin. Sie unterzogen die beiden Männer, die hochgewachsen und finster aussahen, wie fast alle männlichen Einwohner dieser Gegend, einer Art Verhör und erfuhren, daß sie aus Spalato stammten und hier in der Ruinenstadt durch Graben nach Denkmünzen und kleine Fremddienste sich ihr Brot zu verdienen suchten. Das klang außerordentlich natürlich, und Fanfarin einigte sich rasch mit den beiden um den Lohn weniger Kronen. Die Männer entfernten sich dann, um, wie sie sagten, ihre Werkzeuge zu holen, mit denen sie nach vier Uhr nachmittags, wenn die glühende Sonnenhitze ein wenig nachgelassen habe, wieder erscheinen wollten.

Doktor Barbin sah den beiden durch das Fenster **[261]** des Gasthofes nach, wie sie mit langen Schritten und in offenbar Eile das Trümmerfeld in der Richtung gegen die Berge zu überquerten.

„Ich will nicht selig werden,“ flüsterte er vor sich hin, „wenn der eine von den Kerlen nicht ein Arnaut ist, den ich schon einmal irgendwo gesehen oder unter meinen Händen gehabt habe.“

Aber er behielt seine Gedanken für sich und machte sich davon, um, wie er sagte, seinen gewohnten Spaziergang vor dem Essen zu machen. Währenddessen nahmen Dernefeld und Conte Fanfarin an einem der Tische Platz und bestellten eine Mahrzeit, deren einzelne Gänge immer wieder in Hammelfleisch, auf verschiedene Art zubereitet, bestanden.

Doktor Barbin schlenderte, der glühenden Hitze nicht achtend, eine breite Querstraße entlang, die durch die Gräberstadt führte, bis er zu dem in altchristlichem Stile aufgeführten Häuschen des Fremdenführers und Wächters kam, der hier seines Amtes waltete.

„He, Freund,“ rief Barbin den Mann an, der auf einer Steinbank im dürftigen Schatten eines jungen Nußbaumes saß. „Wie heißen doch die beiden Burschen aus Spalato, die hier die Fremden führen und mit graben helfen?“

Der Führer hatte sein rotes Käppchen, wie es die Männer hier bis nach Montenegro hinauf zu tragen pflegen, abgenommen und kratzte sich im struppigen Haar. „Weiß nicht, wen du meinst, Gospodin¹³⁵. Hier gibt's niemanden als mich, der führen darf!“

[262] Barbin wies mit der Hand in die Ferne, wo die Gestalten der zwei Männer aus dem Gasthause eben hinter einer Erdwelle verschwinden wollten.

„Die zwei meine ich. Sie holen ihre Geräte zum Graben.“

„Da soll doch –“ der Bewohner des christlichen Hauses unterdrückte einen höchst unchristlichen Fluch – „Gospodin, ich habe die zwei Kerle nie gesehn, und sie haben auch kein Recht, hier zu graben.“

„So, so, dann wird es wohl ein Irrtum von mir sein,“ meinte Barbin, gab dem Alten ein Silberstück und entfernte sich langsam in der Richtung, wo er die beiden angeblichen Arbeiter verschwinden sah.

Sein unbestimmter Verdacht, der ihn schon bei der Erzählung Dernefelds von seinem Funde bei dem Händler in Ancona überfallen hatte, nahm bestimmtere Formen an. Die zwei Männer, die da vor ihm gegangen waren, hatten gelogen. Sie arbeiteten nicht auf dem Trümmerfelde, sonst hätte sie der sozusagen beamtete Führer in dem christlichen Hause kennen müssen.

Rasch entschlossen kehrte er zu dem Führerhäuschen zurück. „Freund,“ fragte er den Mann nochmals, „was ist dort hinter jenem Hügel, den die beiden Männer überschritten haben?“

„Die Ruinen eines alten Patrizierhauses, bis zum Keller und zur Wasserleitung ausgegraben, Herr; willst du, daß ich dich hinführe?“

„Nein,“ sagte Doktor Barbin, „aber sage mir, ob ein Weg dorthin führt, der es mir erspart, über jenen Hügelrücken zu gehen.“

[263] „Doch,“ antwortete der Alte, „wenn du hier diesem Graben folgst, so gelangst du zu der alten Stadtmauer, neben der ein noch tieferer Graben läuft, und wenn du den rechts hinauf verfolgst, kommst du gerade zu den Ruinen. Man glaubt, daß die Römer in dem Graben das Meerwasser zu ihren nautischen Spielen hereinleiteten, denn – – –“

„Schon gut,“ unterbrach hier Barbin den Redseligen und machte sich nach einer abermaligen Opferspende auf den beschriebenen Weg.

Es war ein beschwerlicher Weg, den Barbin in dem Graben zurücklegen mußte. Und als er nach viertelstündigem Klettern über Mauertrümmer, Erdlöcher und Lehmwände in der Nähe der Hausruinen Halt machte, um sich vorsichtig zu orientieren, floß der Schweiß dem Hitzegewöhnten doch in kleinen Strömen vom Antlitz.

Dort drüben lagen die Trümmer des Patrizierhauses. Barbin schloß, daß die beiden Burschen, falls sie etwas Verdächtiges im Schilde führten, sich ein Versteck gewählt hatten, von dem aus sie die ganze Trümmerstadt zu überblicken imstande waren. Dort drüben hinter der Mauer, die Schatten nach Norden warf, konnte ganz gut diese Stelle sein. Barbin griff nach seiner hinteren Hosentasche, entsicherte erst den kleinen Browning, den er in diesem Lande, wo alles Waffen bei sich trägt, stets mit sich führte, und steckte ihn in die Rocktasche. Dann klomm er, so leise es ihm möglich war, eine Lehmwand hinauf und gelangte geräuschlos zur Sonnenseite der Mauer, hinter der er das Versteck der Beiden vermutete.

[264] Unbeschreibliche Sonnenglut lastete auf dem Ruinenfelde von Salona. Soweit das Auge reichte, war kein menschliches Wesen zu erblicken. In der Zeit von zehn Uhr vormittags bis nachmittags um vier Uhr sind die dalmatinischen Städte und Dörfer verödet, wie bei uns im Norden zur Nacht. Die Bewohner überstehen die furchtbare Hitze in ihren Steinhäusern hinter kühlen dicken Mauern und geschlossenen starken Fensterläden.

In der tiefen Stille ringsum konnte Barbins scharfes Ohr bald das Geräusch mehrerer Stimmen vernehmen. Vorsichtig schob er sich an der Mauer entlang, bis er zu einer schadhafte Stelle gelangte, wo

¹³⁵ Gospodin = Herr.

herausgebrochene Steine ein sich nach hinter verengendes Loch in der Mauer ließen. Hier sank der Doktor lautlos zu Boden.

„Maledetto, verfluchtes deutsches Schwein,“ hörte er auf der Schattenseite der Mauer jemanden halblaut in italienischer Sprache fluchen. „Was machen wir nun gegen drei, Spiridion?“

An der Stimme des Mannes, der jetzt antwortete, erkannte Barbin den verdächtigen Arnauten.

„Einen davon kenn' ich. Der bedeutet nichts. Ein Pflasterschmierer aus Castelveccchio. Als ich einmal bei einer verunglückten Unternehmung in Spizza eine dumme Kugel zwischen die Rippen bekommen hatte, hat er mich im Inquisiten-Spital von Cattaro behandelt. Dafür riß ich ihm in seiner Uniform aus und seither hat man Spiridion nicht mehr gesehen.“

Der Kerl lachte ein grunzendes Lachen bei den letzten Worten.

„Warte, Bürschchen,“ flüsterte der horchende Barbin **[265]** in sich hinein. „Du warst also der Lump. Ich will dir schon zeigen, was das bedeutet, dem Doktor Barbin für Gratisbehandlung auch noch die Kleider zu stehlen.“

„Lach nicht so dumm, Spiridion,“ hörte er dann wieder die frühere scharfe Stimme sagen. „Hätt' ich doch dem deutschen Spürhund das Römerschwert nicht gezeigt! Die ganze Sache scheint verdammt schief zu stehen.“

Barbin pffiff unhörbar zwischen den Zähnen. Sein Verdacht war vollauf bestätigt. Der da sprach, war der Händler aus Ancona.

„Aber paßt auf, das deutsche Schwein findet den Stein. Wenn er noch wirklich existiert, der findet ihn. Und nun sind es statt des einen drei. Maledetto, maledetto!“

„Wenn du hier sitzt und jammerst, kommen wir zu keinem Ziel,“ fiel jetzt die tiefe Stimme des dritten ein. „Beraten wir lieber, wie man die drei auseinander bringen kann, um jeden einzeln – –“

„Halt,“ kreischte der Händler dazwischen. „Um Gotteswillen kein Blut! Andrea, das geht gegen den Pakt. Wozu habe ich euch das Chloroform mitgegeben. Nur betäuben, wenn er den Stein finden sollte, und dann, sein Geld laßt ihr ihm. Ich will nur meinen Stein haben.“

Der Arnaut grunzte wieder sein Lachen: „Und wenn er ihn nicht findet? Bei allen Geistern von Skutari, ich weiß, daß den Stein keiner mehr findet.“

„Rede nicht so dumm,“ fiel ihm der Händler ins Wort. „Du kennst diese Deutschen nicht. Als ich in **[266]** jungen Jahren einmal in Skutari war, da bildete so ein Deutscher das Stadtgespräch. In allen Kaffeehäusern und Konaks erzählte man sich davon, wie er fast ganz allein den gefürchteten Schut, das Haupt einer weitverbreiteten Räuberbande, zur Strecke gebracht hatte. Seit der Zeit habe ich vor diesem Volke einen höllischen Respekt. Was ein Deutscher sich vorgenommen hat, setzt er durch. Ich war hundertmal an der Stelle im unterirdischen Gang und fand dort nichts. Irgend ein geheimes Zeichen muß noch auf der Platte sein, das ich nicht deuten kann. Aber dieser Deutsche hat es sicher gefunden. Er findet den Stein und ich bin um mein Lebensziel betrogen.“

„Verfluchtes Jammern,“ fuhr jetzt der Dritte auf. „Es wird langsam Zeit, und du heulst hier wie ein altes Weib. Wir müssen einen Plan machen und vor allem die drei von einander trennen. Ich schlage vor, Spiridion, du kennst den Gang, der in den Keller führt, und nimmst das Chloroform. Zieh den Deutschen beiseite und sage ihm, daß du eine Stelle weißt, wo etwas verborgen sein muß, weil ein Mann aus Ancona hier immer danach suchte. Er wird sofort anbeißen wie der Hai auf den Köder. Ich locke die zwei übrigen nach der andern Seite zum Grab der kleinen Euphrosine.“

„Und wenn sie nicht gehen?“ fiel Spiridion ein.

„Dann,“ stieß Andrea hervor, „dann müssen alle drei hinter die Schlagtür.“

„Keinen Mord, Santa Maria, keinen Mord,“ zeterte der Italiener dazwischen, „das geht gegen **[267]** die Verabredung. Das muß alles so geschehen, als ob ihr unschuldig an allem seid. Du, Spiridion, weißt das Wort, wenn ihr bei der Stelle seid, und ich warte hinter der Mauer. Sollte er den Stein finden, so rufst du, wie ausgemacht, und ich komme. Das Chloroform ist nur für den Fall, daß er sich wehren sollte. Donnerwetter,“ unterbrach er sich, „es ist fast drei Uhr, ihr müßt bald gehen.“

Lautlos wie eine Schlange glitt der hagere Körper Doktor Barbins die Lehmwand hinab. Er hatte genug gehört. Mit keuchender Brust kam er eine halbe Stunde später in dem Gasthaus an, wo er die beiden Freunde schon in Sorgen wegen seines plötzlichen Verschwindens fand.

„Alle Wetter,“ rief Dernefeld, als Barbin seinen Bericht zu Ende gebracht hatte. „Da wäre ich ja in eine ganz böse Sache hineingeklittert. Aber gebt acht, der Stein ist da, der gelbe Schuft aus Ancona glaubt fest daran.“

Also ist er da. Mit dem Räuber aus Albanien werde ich schon fertig werden.“

„Nicht so hitzig, lieber Freund,“ fiel dem bei der Aussicht auf den Fund an keine Gefahr mehr denkenden Dernefeld Fanfarin ins Wort. „Vergiß nicht, daß du schließlich zwei gegen dich haben sollst. Wenn auch der Italiener ein Feigling ist, der Arnaut scheint mir desto gefährlicher zu sein. Was den andern anlangt, so“ – er reckte seine gewaltige Gestalt – „so wird er bald erledigt sein.“

In fliegender Eile entwarfen die drei nunmehr ihren Feldzugsplan, denn schon sah man durch das Fenster die zwei Burschen herüberstelen.

Man empfing sie draußen. Noch ehe sich einer **[268]** von ihnen zu Worte meldete, verabschiedete sich Barbin von den andern.

„Also ich gehe nach Spalato, mir die Arzneien besorgen. Abends treffen wir uns hoffentlich beim Conte. Ich wünsche Ihnen recht viel Glück, lieber Dernefeld, vielleicht haben Sie abends schon den Stein gefunden.“

Sein Blick streifte bei den letzten Worten das Antlitz Andreas. Er sah, wie es in dessen Auge aufblitzte. Dann gab er den beiden die Hand und trollte sich, anscheinend der Straße nach Spalato zustrebend davon.

Er war kaum hinter der Ecke des Gasthauses verschwunden, als Spiridion Dernefeld ein Zeichen machte, er möge zu ihm treten.

„Sie sprechen nickt italiänisch?“

Dernefeld fand es geraten, zu verneinen, obzwar er es vorzüglich sprach.

„Sie sucken eine Stein, ich wissen, wo aus Ancona eine Mann immer gesuckt. Swanzig mal gesuckt. Aber nickt gefunden. Vielleicht finden Sie.“

Scheinbar aufs Höchste interessiert zog Dernefeld den Mann beiseite. „Ruhig, Mensch,“ flüsterte er, „ich möchte den Stein allein finden. Der andere Herr braucht nichts zu wissen.“

„Ick verstehe, verstehe,“ grinste der Arnaut, und ein spöttischer Blick flog von ihm hinüber zu Andrea. „Wir wollen gehen allein.“

Ein paar Worte rief er in irgend einem unverständlichen Rotwelsch Andrea zu, der soeben dem Conte Fanfarin erzählt hatte, daß er einen wundervollen Sarkophag mit kostbaren Reliefs kenne. Er **[269]** zwinkerte dabei auf vermeintlich schlaue Weise mit den Augen.

„Na, dann vorwärts,“ lachte Fanfarin, nickte Dernefeld ermunternd zu und zog mit Andrea querfeldein.

Dernefeld und Spiridion schlugen die Richtung nach den Ueberresten der Basilika ein. Dernefeld klopfte das Herz, wenn er an seine Aufgabe dachte. Ein paar Fuß nur unter der Erde lag vielleicht der Stein, der ihm schon so viele schlaflose Nächte bereitet hatte, und der ihm, wenn er die sehnige Gestalt des Arnauten vor sich betrachtete, wie von einem bösen Drachen bewacht schien. Aber doch trat die Sorge, wie er mit Spiridion fertig werden würde, weit zurück hinter der quälenden Ungewißheit, ob das Ergebnis seiner Nachforschungen auch die viele Mühe, vielleicht sogar Blutvergießen lohnen würde. Er vergewisserte sich noch einmal, ob alles in Ordnung war. In der rechten Rocktasche die schußbereite Waffe, in der linken die stark leuchtende Taschenlampe.

„Ich habe das leichtere Spiel,“ dachte er, „denn der Kerl hat keine Ahnung, daß ich seinen Plan kenne.“

Dann setzte sich Dernefeld verabredungsgemäß auf einen Säulentorso, der zum Sitzen einlud. Er mußte Barbin und Fanfarin Zeit lassen, mit dem Händler und Andrea fertig zu werden. Der Arnaut machte ein verdrießliches Gesicht, aber Dernefeld schwärmte ihm von der Heiligkeit des Ortes, die er genießen wollte, so überzeugend vor, daß Spiridion sich schließlich dareingab.

[270] Fast eine halbe Stunde war Dernefeld gesessen, bis der verabredete Pfiff von Barbin ertönte. Der Arnaut fuhr ein wenig zusammen. Er hielt das Zeichen offenbar für das des Händlers, der ihn zur Eile mahnte.

„Cherr, es wird spät,“ wandte er sich in mühsam beherrschter Ungeduld zu Dernefeld und schritt nun rasch durch ein Chaos von herabgefallenen Gewölberesten, Säulen und Steintrümmern einer Vertiefung zu, von der aus eine offenbar erst in jüngster Zeit gefertigte Tür in einen unterirdischen Raum führte. „Die Krypta,“ erklärte er Dernefeld, der sein Herz klopfen fühlte und vorsichtig hinter ihm herschritt.

Der Arnaut öffnete mit einem Schlüssel und Dernefeld merkte, wie er einen kleinen Holzklotz, den er scheinbar achtlos von der Erde aufgehoben hatte, zwischen die Türangel preßte. Dann entzündete er eine mitgebrachte Taschenlampe und zog aus einer Maueröffnung ein dort gut verborgenes kurzes, aber schweres Grabschwert hervor.

„Die Schlagtür,“ schoß es Dernefeld durch den Kopf. Mit einem Griff hatte er den zugespitzten Holzklotz,

der anscheinend das völlige Aufangeln der Tür verhindern sollte, entfernt und in die Tasche gesteckt.

Vorsichtig, die Taschenlampe in der linken Hand, die rechte auf dem Lauf des Schießeisens in der Tasche, durchschritt er hinter dem Arnauten einen kurzen, niedrigen, gemauerten Gang und stand bald in einem kellerartigen Raum, den er augenblicklich nach der Form seines Grundrisses erkannte. Nicht die Umrisse der großen Basilika hatte der römische [271] Schwerträger mit der Zeichnung auf der Goldplatte des Schwertgriffes darstellen wollen, sondern diesen Raum. Er war in fieberhafter Aufregung, als der Arnaut sich jetzt umwendete und sagte: „Hier wird gesuckt immer nach dem Stein.“

Dabei begann er einen kurzen, stoßweisen Husten, den er mit dem kräftigen, in der Wölbung laut widerhallenden Ruf „Elbassan“ abschloß.

Es sollte wohl wie ein Fluch klingen, aber Dernefeld wußte, woran er war; es sollte das Stichwort für den irgendwo lauenden Händler sein. Dernefeld behielt, während er mit der Taschenlampe den Raum ableuchtete, den Arnauten unausgesetzt im Auge. Er sah, wie dieser in eine Nische griff und dort an etwas herumarbeitet. Dabei entschlüpfte ihm wieder ein leiser Fluch, diesmal aber ein echter. Die „Schlagtür“ von der Andrea gesprochen hatte, ging augenscheinlich nicht zu.

„Jetzt ist es Zeit,“ blitzte es Dernefeld durch den Kopf. Der Kerl wollte allem Anschein nach nicht so lange warten, als zwischen ihm und dem Händler besprochen worden war und wollte wohl auf eigene Faust den Raub ausführen.

„Wohin?“ herrschte er den Arnauten an, als dieser Miene machte, den Gang zur Außentür zurückzuschreiten. Er hob die Taschenlampe hoch und seine rechte Hand umspannte den Revolverkolben. Da sah er, wie der Arnaut ihn erst überrascht anblickte, dann in blitzartigem Verstehen der Lage das Grabscheit hochhob und sich mit einem Sprung auf ihn stürzen wollte. Da donnerte auch schon der Schuß – ein fürchterliches Gepolter – Dernefeld [272] fühlte den Boden unter sich wanken und stürzte, er wußte nicht, ob von dem Grabscheit des Arnauten oder einem Stein getroffen, in eine Oeffnung, die sich urplötzlich unter seinen Füßen geöffnet hatte. Und da hörte er auch schon die Löwenstimme Fanfarins über sich. Hörte ein donnerndes „Stoj“ (Steh) und als er sich in dem Loch mühsam aufrichtete, sah er über sich in dem nach dem fürchterlichen Gepolter plötzlich hell gewordenen Raum den Conte stehen, die Pistole auf den Arnauten gerichtet, der blutend und mit wutverzerrten Gesichtszügen, die Hände hoch gehoben, in einer Ecke stand.

„So, mein Söhnchen! Dernefeld, kriech heraus, ich sehe, der Räuber hat dich noch nicht umgebracht. Leere dem Burschen vor allem die Taschen. Ich denke, er wird wohl recht nette Sachen darin haben.“

Und als Dernefeld nacheinander die Steinflasche mit Chloroform, ein Stilet und eine Signalpfeife hervorzog, meinte Fanfarin gemütlich:

„Der Kerl hat sicherlich noch eine Schnur bei sich; oder warte,“ er griff an die Wand nach einer herabhängenden Schnur und pfiß dabei durch die Zähne, „das war wohl die Leitung zur Tür? Na schau, gib jetzt einmal deine Patschhändchen her. Dein Freund Andrea liegt oben im Graben mit einer großen Beule hinter dem Ohr. Willst du nicht auch eine solche haben, dann sträube dich nicht.“

Willig bot der Albaner die Hände. Mit dem diesem Volke eigenen Fatalismus erkannte er, daß das Spiel verloren war.

Dernefeld war indessen wieder in die Grube gesprungen. Nun die Lebensgefahr vorüber war, [273] brach der Forscherdrang abermals mit aller Macht hervor.

Unter den dem Albaner abgenommenen Sachen fand sich auch ein Lichtbild. Der Italiener war klug gewesen und hatte die Oeffnung unter dem leeren Stein im Schwertgriff photographieren lassen. Mit zitternden Händen suchte Dernefeld nach der Lupe. Und nun fand er die Lösung des Rätsels, warum es dem Italiener trotz zwanzigmaligen Suchens nicht gelungen war, den Stein zu finden. Der Orientierungsstrich, der zwischen den beiden Achsenästen eingezeichnet war, wies nicht vom Achsenschnittpunkt hinaus, sondern gerade auf diesen hin. Zwar nicht mit freiem Auge, aber unter der Lupe sah man eine ganz feine Pfeilspitze an dem Strich angezeichnet, die auf den Achsenschnittpunkt wies.

Der Achsenschnittpunkt aber war das Loch, in welches Dernefeld gefallen war. Durch den vom Schuß hervorgerufenen Luftdruck waren die morschen, fast zweitausend Jahre alten Mauern an der Stelle eingestürzt, wo der Italiener wohl mit Brecheisen und Meißel in den Steinen herumgearbeitet und sie gelockert hatte. Daß unter seinen Füßen auf dem mit angeschwemmten Lehm bedeckten Boden ein regelrechtes Pflaster sich befand, das nun ebenfalls durch die Wucht niederstürzender Gewölbsteine über

der Höhlung zusammenbrach, hatte er nicht geahnt.

Barbin, den zusammengebrochenen Italiener vor sich herführend, kam gerade zurecht, als Dernefeld, am ganzen Körper zitternd vor Finderfreude, ein dickes, in Bast und Eselshaut gewickeltes Päckchen öffnete.

[274] Ein wundervoll in einem haselnußgroßen prachtvollen Smaragd geschnittener behelmter Kopf kam zum Vorschein.

„Er ist's, er ist's,“ jubelte Dernefeld. „Zwar nicht der Kopf des Cäsars selber, aber zweifellos der eines seiner Heerführer. Das Ganze so künstlerisch geschnitten, daß es zu dem Kostbarsten gehört, was ich je in dieser Art gesehen.“

Die drei Verschworenen kamen mit einem blauen Auge davon. Andrea, den Fanfarin mit einem Faustschlage niedergestreckt hatte, als er einen Versuch gemacht hatte, den Conte zur Uebergabe seiner Wertsachen aufzufordern, war augenscheinlich bald aus seiner Betäubung erwacht und hatte schleunigst das Weite gesucht.

Der Arnaut, dem Dernefelds Kugel den Arm durchbohrt und den ein stürzender Stein noch überdies verletzt hatte, trollte sich, von Barbin verbunden, nachdem ihm dieser zehn Jahre Zuchthaus versprochen hatte, wenn er sich noch einmal auf seinem Wege blicken ließe.

Der Händler war zum Jammerbild geworden. Seine Feigheit und Habgier hatten ihm einen Streich gespielt, der im Kerker enden konnte, wenn Dernefeld nicht Milde walten ließ. So war er schließlich heilfroh, als ihm Dernefeld eröffnete, er werde nach Anzeige des Fundes bei der Behörde mit ihm über den Kaufpreis verhandeln.

Am Abend saßen die zwei Freunde mit dem Doktor wieder unter ihrer Platane und besprachen den ereignisreichen Nachmittag. Fanfarin, glücklich, bei dem Abenteuer mitgewirkt zu haben; **[275]** Dernefeld froh gelaunt, obzwar ihm jetzt noch eine langwierige Arbeit, der Versuch bevorstand, die Persönlichkeit des Schwerträgers festzustellen.

Vor den dreien auf dem Tische, von der Abendsonne wundersam durchglüht, lag der edle Stein. Welche leidensvolle Geschichte hätte er erzählen können, wieviel Tränen mochte sein einstiger Besitzer geweint haben, als er ihn vor sechzehn Jahrhunderten in der verborgenen Krypta vergrub, bevor er, vielleicht heimlich zum Christen geworden, vom Cäsar in die Arena von Salona zum Kampf mit wilden Tieren geschleppt worden war.

[(276)]

Ein Doppelgänger?

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Im Jahre 1918 hatte ich mit Herrn Direktor Schneemann, Bremen, [Carl Julius Ludwig Schneemann, 07.08.1843-?] einen Briefwechsel, den ich mit seinem Einverständnis und auf Veranlassung der beiden Herausgeber des Karl-May-Jahrbuches hiermit der Oeffentlichkeit unterbreite.

May-Verlag an Direktor Schneemann:

Radebeul, 25. Juni 1918.

Durch Herrn Universitäts-Professor Dr. Guenther aus Freiburg erfahren wird, Sie hätten Ende der 60er Jahre einen Karl May in Ostasien kennen gelernt, ja Sie besäßen sogar noch ein Bild von ihm.

Mit gleicher Post lassen wir Ihnen den Band „Ich“ von Mays „Gesammelten Werken“ zugehen, aus dessen Seiten 543 ff. Sie erkennen werden, daß es für uns äußerst wichtig wäre, einiges über diesen, von Ihnen erwähnten Karl May zu erfahren, wenngleich allerdings die Identität ein seltsamer Zufall wäre.

Möchten Sie nicht die Liebenswürdigkeit haben, uns näheres mitzuteilen, soweit Ihre Erinnerungen für uns belangreich sein könnten? Auch Vorlage des Bildes wäre uns naturgemäß erwünscht.

Direktor Schneemann an Dr. Schmid:

Bremen, 27. Juni 1918.

Auf Ihr gefl. Schreiben vom 25. ds. erwidere ich, daß ich in den Jahren 1864/66 häufig mit einem Herrn Karl May im fernen Osten persönlich Umgang gepflogen habe.

[277] Ich war derzeit Kapitän auf einem unter britischer Flagge segelnden Schiffe, das Eigentum eines chinesischen Reeders war und als schwimmendes „Kaufhaus“ benutzt wurde. May war Steuermann auf einem deutschen Schiffe, er war ein hochbegabter Mann, galt aber als Seemann für minderwertig und wechselte häufig seine Stellungen. Als am Amurflusse das „Goldfieber“ grassierte, ist er in Wladiwostok desertiert und persönlich habe ich ihn seitdem nicht wieder gesehen, aber aus Blagowjeschtschensk noch einmal von ihm einen Brief erhalten, worin er mir mitteilte, daß er dort krank im Hospital läge. Von Hongkong aus habe ich ihm geantwortet; ob er meinen Brief bekommen hat, weiß ich nicht.

Wie gesagt, May war ein hochbegabter Mann, der ausgezeichnet zu erzählen verstand und sich unter den deutschen Seeleuten großer Beliebtheit erfreute, obschon seine seemännische Tätigkeit nicht hoch bewertet wurde. Ich habe gern mit ihm verkehrt, würde ihn auch für mein Schiff angeheuert haben. Da er aber nicht die Befähigung besaß, die vorgeschriebene Prüfung, um braune Schiffsleute in ihrer Landessprache zu befehligen, zu bestehen, blieb sein und mein Wunsch unerfüllt.

1870 habe ich zuerst wieder von ihm gehört; damals soll er irgendwo in den U.S.A. gewelt haben; ob dem so ist, kann ich nicht verbürgen. 1874 habe ich geheiratet [07.05.1874, Henriette Christiana Amalie Deppe], und dem Wunsch meines „Weiberl“ folgend, übernahm ich eine Stellung im bremischen Stadtdienst, bin aber am 1. April 1909 in den Ruhestand übergetreten. Vor einigen Jahren lernte ich die Mutter des Ihrerseits erwähnten Herrn Universitäts-Professors Dr. Guenther kennen, mit dem ich wegen der Veröffentlichung eines Teiles meiner Erlebnisse in Verhandlungen getreten bin.

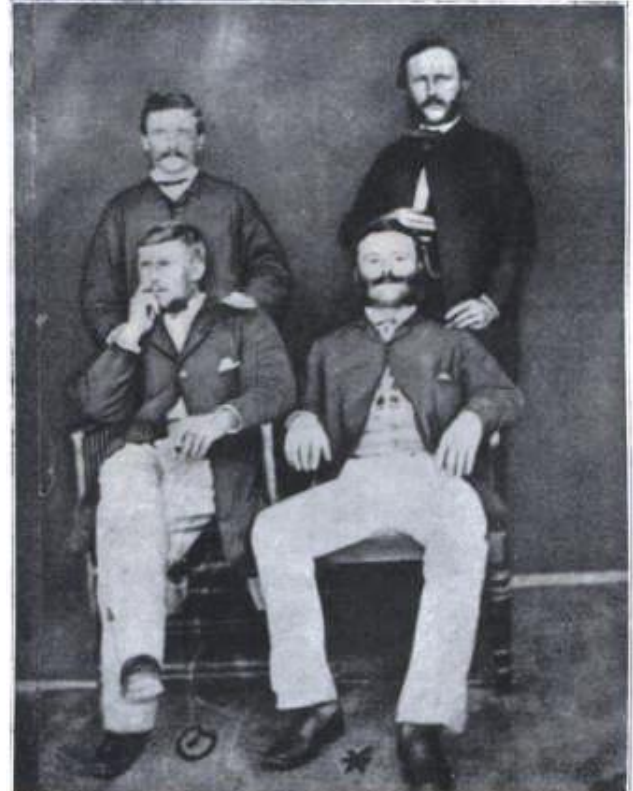
Möglich, aber nicht wahrscheinlich ist es, daß ich den Brief Mays aus Blagowjeschtschensk noch besitze, ich will darnach suchen und Ihnen das Schriftstück senden, falls Sie darauf Wert legen. Das Bild des Karl May lege ich an, erbitte es mir aber zurück. Es ist in Amoy angefertigt; May habe ich durch ein * kenntlich gemacht, mich mit **[278]** einem o¹³⁶. Seit Aufnahme des Bildes ist über ein halbes Jahrhundert in das Meer der Vergangenheit hinabgetaucht und ich bin wohl der letzte von dem sog. Vierblättrigen Kleeblatt, oder wie man uns nannte „ampat da 'won (vierblättrig). –

Zu jeder weiteren Auskunft bin ich stets und gern bereit.

¹³⁶ Das Bild ist an anderer Stelle dieses Jahrbuchs wiedergegeben und ebenso zum Vergleich das älteste Bild des Schriftstellers Karl May, das wir besitzen und das wohl aus der Zeit um 1880 stammt.



Karl May um 1880



Direktor Schneemann mit dem „Doppelgänger“

Direktor Schneemann an Dr. Schmid:

Bremen, 10. Juli 1918.

Meinem Versprechen gemäß habe ich alle meine Erinnerungen aus meiner „Stromtid“, die als Briefe, Bilder, Zeitungsausschnitte und exotische Andenken in Kisten und Kasten sorgfältig verpackt waren, ausgegraben und genau daraufhin geprüft, ob sich der fragliche Brief des Karl May aus Blagowjeschtschensk am Amur noch unter diesen Raritäten verkrümelt hatte. Leider habe ich das Schriftstück nicht gefunden. Es muß von mir wahrscheinlich bei meinem Umzuge von Bremerhaven nach Bremen – 1876 – mit vielen anderen Sachen „ut mine Stromtid“ vernichtet sein, weil ich am 1. April des genannten Jahres die Stelle des Hausvaters und Vorstehers des St. Petri-Waisenhauses in Bremen übernahm, also meinem erlernten Berufe Valet sagte, mithin in meinem Lebensgange eine Wendung eintrat und ich naturgemäß völlig umsatteln mußte. Jetzt schreiben wir 1918. Es sind seitdem 48 Jahre vergangen, aus dem derzeitigen „orang besi“ (eiserner Mann), wie ich von meinen braunen Schiffsleuten getauft war, ist ein 75jähriger, müder Greis geworden.

Mit bestem Dank bestätige ich den Empfang des mir übersandten Buches, Band 34, das Sie als Nachlese aus dem Nachlaß von Mays Schriften herausgegeben haben. Immer [279] und immer wieder muß ich darin lesen, und besonders das Bild, das den seltenen Menschen so darstellt, wie er im Jahre 1907 ausgesehen hat, gibt mir fast die absolute Sicherheit, daß mein May und der Ihrige identisch sind. Bitte vergleichen Sie mal den charakteristischen Kopf mit Hilfe einer guten Lupe! Ist es nicht dieselbe eirunde Form, dieselbe hohe Stirn mit der gleichen scharf ausgeprägten Falte, die sich über beide Augen verbreitet und dann nahezu rechtwinklig sich neigt? Auch die eng am Kopfe liegenden Ohren waren bei meinem May in gleicher Weise so auffällig, daß ich oft, wenn er seine „Döntjes“¹³⁷ erzählte, zu ihm sagte: „Höre mal Korel“¹³⁸, wenn man deine Ohren betrachtet, dann muß ich gestehen, viel dahinter geschrieben hast du nicht.“ Auch dieselbe rege Phantasie, die nach Ihrer Angabe in dem Nachlaßwerk der Schriftsteller May gehabt haben muß, hatte der „Seemann“ May; er verstand es, seine Erzählungen – *se non e vero, e bon trovato* [wenn es nicht wahr ist, so ist es gut erfunden]– wunderbar auszuschnücken. Ob er wirklich regelrecht als Schiffsmann ausgebildet ist, daran sind nicht nur mir, sondern allen Kapitänen, mit denen May dienstlich zu verkehren

¹³⁷ Döntjes = Seemannslatein.

¹³⁸ Plattdeutsch = Karl.

hatte, wie nicht minder solchen Personen, die ihm über die elementarsten Schiffahrtsangelegenheiten auf den Zahn fühlten, gerechte Zweifel gekommen. Da man indes derzeit, in der Mitte der 60er Jahre im vorigen Jahrhundert, froh war, einen nur einigermaßen brauchbaren deutschen Steuermann anheuern zu können, so wurde bei May umsomehr über dessen unzulängliche maritime Vorkenntnisse hinweggesehen, weil er durch sein selbstbewußtes Auftreten imponierte und sich durch seine Allüren und seine Anpassungsfähigkeit jeder Lage gewachsen zeigte.

Er war tatsächlich ein seltener Mensch, der bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, in hoher Achtung stand. Ich persönlich fühlte mich zu ihm hingezogen, weil er auf mich stets einen überaus guten Eindruck machte, auch – das **[280]** gestehe ich offen und frei – da ich nur selten in meiner Muttersprache mich unterhalten konnte, dazu beitrug, daß ich meine Briefe an die Meinigen ohne Einmischung von fremdsprachlichen Worten abfaßte.

Ueber seine Jugend hat May sich nie geäußert, er vermied es fühlbar, darüber sich zu verbreiten. Als seine engere Heimat nannte er die Stadt Chemnitz und, soweit ich mich erinnere, gab er an, sein Vater sei Lehrer gewesen. Ausweispapiere hatte er nicht, weil diese angeblich bei einem Schiffbruche verloren gegangen seien. Auf Seite 543 des Bandes „Ich“ berichten Sie, daß May als Zwanzigjähriger nach den U.S.A. gekommen und dort als „Hauslehrer“ und „Eisenbahnvermessungsarbeiter“ tätig war, er selbst sagt auf S. 426, daß er in den 60er Jahren eine längere „Auslandsreise“ gemacht haben will, gibt aber nicht an, wohin. Unmöglich ist nicht, daß May damals von San Franzisko nach China verschlagen wurde. Daß er in Kalifornien war und dort nicht auf den sog. „grünen Zweig“ kommen konnte, hat er mir anvertraut. – Aus allem, was ich aus den mir bis soweit bekannt gewordenen, scheinbar absichtlich umgestellten autobiographischen Darstellungen über die Zeit vom 20. bis zum 30. Jahr in seinem Leben weiß, stimmte bei May manches nicht, worüber ich mich, nachdem ich jetzt seine jugendlichen Verfehlungen kenne, gar nicht wundere. – – –

Auf Seite 227 Ihres Buches sagt er: Mein Vater war ein Mensch mit zwei Seelen usw. Gewiß, wenn das, was May über das „Seelenleben“ seines Vaters schrieb, der Wahrheit und den Tatsachen entspricht, muß dieser jähzornig gewesen sein. Das war aber mein May auch, sogar wutartige Zornesausbrüche überkamen ihn, wenn ihm mal was gegen den Strich ging. Ich erinnere mich auf das Bestimmteste eines Falles, wo er einen chinesischen Boy so mit einer „anjing chamti“ (Hundepeitsche) schlug, daß die anwesenden Europäer sich ins Mittel legten. Beinahe wäre May an dem Tage abgestochen worden; da er sich aber unter meinem Schutze befand, ließ der empörte Volkshaufen ihn in Ruhe, mit der Drohung, wenn er wieder an Land **[281]** komme, würde sicher „dam dam“ (Rache) geübt. Das war in Takao (ein kleiner Ort auf dem südlichen Ende der Insel Formosa), der erst kurze Zeit vorher den europäischen Schiffen geöffnet worden war. – Und warum hat May den armen gelben Bengel so verhauen? Weil dieser (wahrscheinlich) über die gelbe Jacke lachte, die May entgegen der Sitte der Eingeborenen von links nach rechts zugeknöpft hatte. Ueberhaupt schon der Umstand, daß ein weißer Mann ein „bajn runing“ (gelbes Gewand) trägt, besonders in einem Orte, dessen Bewohner zum Teil wohl nie einen Menschen mit weißer Haut gesehen hatten und weil „gelbe“ Jacken nur hochgestellte Chinesen zu tragen berechtigt sind, war aufreizend; und es war von May sehr unweise, sich das Ansehen zu geben, als sei er ein fremdländischer Würdenträger.

Es lag aber in Mays Natur, mehr und anders zu erscheinen, als er war. Ob er zur Bigotterie neigte und warum er sich gern ein Air gab, als sei er mehr als ein „malim“ (ungeprüfter Steuermann) das habe ich nie zu ergründen vermocht, ich glaube aber, daß er „Schein und Sein“, „Wahrheit und Uebertreibung“ oft verwechselte. – Mir gegenüber allerdings hat er es nie versucht, sich aufzuspielen, und wenn er mal über die Stränge schlug, genügte es, wenn ich ihm zurief: „Korel, Korel, die Brücke kommt!“ – – –

Was nun die Ihrerseits hervorgehobenen fremdsprachlichen Kenntnisse des Schriftstellers May anlangt, so war es bei meinem May damit derzeit nicht weit her. Englisch sprach er sehr gut mit stark ausgeprägten „down coast“-Dialekt (amerikanisch, näseln), auch das sog. Pigeonenglisch (Mischmasch von englischer, chinesischer und malayischer Sprache), wie es in den unteren Schichten der chinesischen Bevölkerung besonders in Kalifornien gesprochen wird, beherrschte May fließend; daß er aber französisch sprechen konnte, das habe ich nicht gefunden; im Gegenteil, im Hafen von „Saigon“, wo nur französisch gesprochen wird, habe ich ihn mal aus einer sehr prekären Lage befreit, in die er durch seinen „Jähzorn“ geraten war.

[282] Ebenso wie jetzt im fernen Osten die englische Sprache allgemein als Geschäfts- und Umgangssprache gilt, so galt derzeit der als ein „orang dagang“ (Neuling), der unfähig war, sich in der malayischen Sprache nicht so verständlich auszudrücken, daß er sich mit Chinesen, Japanern und Koreanern unterhalten konnte. Außer mit einigen Brocken, wie sie ungebildete Matrosen in den verrufenen Stadtteilen aufschnappen, konnte May sich nicht auf malayisch verständlich machen, was auch der Grund gewesen ist, daß ich ihn nicht anheuern konnte, weil meine Schiffsleute aus „khalasis“ (Malayen von der Insel Java) bestanden und ein Gesetz es verlangte, daß der Schiffsführer

und seine Offiziere, die braune Matrosen in Dienst hatten, sich in einer Prüfung (Hafenamt) darüber ausweisen mußten, daß sie soweit die Landessprache dieser Leute verstehen und sprechen konnten, um die Mannschaften kommandieren zu können. Jetzt wird das nicht mehr verlangt, weil auf jedem westländischen Schiff mit brauner oder gelber Mannschaft, ein „guru bahasa“ (Uebersetzer) mitgeführt werden muß. – Es hat sich aus diesem Grund in allen Hafenstädten im fernen Osten eine neue Kaste von Schiffsleuten herangebildet, die im Range eines Unteroffiziers stehend, unter dem Namen „serang ka duwa“ (zweiter serang) die Befehle von den Offizieren erhalten und dann das weitere veranlassen. Der Umstand, daß häufig Befehle, die unbeliebte Offiziere erteilen, falsch ausgeführt wurden, ist Veranlassung gewesen, daß die See-Assekuranzen es verlangen, daß ein „serang ka duwa“ mitgeführt wird.

Zur Feststellung der Identität des verstorbenen Schriftstellers Karl May gestatte ich mir, noch zu erwähnen, daß mein May quer über die Brust sich hatte ein Bild, eine dreimastige chinesische Dschonke (Djunkte) unter Segel, eintätowieren lassen, was ich bestimmt behaupten kann, da ich dies Kunstwerk (?) beim Baden selbst zu wiederholten Malen angestaunt habe. Vielleicht können Sie durch eine unverfängliche zarte Frage von Frau May erfahren, ob ihr Mann auf seiner Brust so gekennzeichnet gewesen ist. Ist dem so, dann ist dadurch zweifelsfrei festgestellt, daß **[283]** mein May mit dem Schriftsteller gleichen Namens identisch ist.

Ich hoffe, daß ich dazu beitrage, daß manches Dunkel, das noch auf Mays Vergangenheit ruht, gehoben wird.

Dr. Schmid an Direktor Schneemann:

Radebeul, 17. Juli 1918.

Ich danke Ihnen verbindlich für Ihre beiden ebenso liebenswürdigen wie interessanten Briefe vom 27. Juni und 10. Juli. Da ich soeben auf einige Tage dringend verreisen muß und mir ja auch alle Ihre Ausführungen erst sorgsam durch den Kopf gehen lassen möchte, so begnüge ich mich heute mit der Mitteilung, daß ich Ihnen inzwischen auch noch das Karl-May-Jahrbuch 1918 sowie Mays Werke „Am stillen Ozean“ und „Halbblut“ zusenden ließ und Sie bitte, diese drei Bücher ebenso wie den Band „Ich“ als eine kleine Gegenleistung für Ihre freundlichen Ausführungen zu betrachten.

Direktor Schneemann an Dr. Schmid.

Bremen, 17. Juli 1918.

Heute Vormittag brachte die Post mir abermals ein Paket, worin fein säuberlich Mays Reiseerzählungen: „Am stillen Ozean“ eingebuddelt waren.

Ich nehme an, daß Sie meinen ausführlichen Bericht über die Eindrücke, die ich beim Durchlesen des Buches „Ich“, das Sie in Ihrer Eigenschaft als Leiter des Karl-May-Verlags und Verwalter seines literarischen Nachlasses geschrieben haben, besitzen. Geantwortet haben Sie darauf noch nicht. Inzwischen habe ich Mays „Leben und Streben“ zum xtenmale durchstudiert, aber, ich gestehe es, die Meinung, die ich mir gestern gebildet habe, wird heute über den Haufen geworfen, weil mir vieles, was er zusammengestapelt hat, unverständlich bleibt, z. B. sein Märchen von dem Stern „Sitara“. Habe nie davon gehört; auch über das Wort „Ardistan“ habe ich mir keine Belehrung verschaffen können. Er (May) benennt so die Heimat der niedern, selbstsüchtigen Daseinsformen und **[284]** stellt demgegenüber das „Dschinnistan“, als Territorium, als das Land guter Menschen dar. Das ganze scheint mir ein Phantasiegebilde zu sein. Hübsch geschildert sind übrigens die Gegensätze, und recht hat May, daß sich Millionen und Abermillionen „Wesen“ in den Sümpfen des „Ardistan“ wohl fühlen. Vielleicht, wenn ich sein Drama „Babel und Bibel“ gelesen habe, vermag ich seinen Gedanken besser zu folgen, als mir das jetzt möglich ist. Kann dieser May, dessen tiefsinnige, gelehrte Abhandlung über ein Thema, das gewiß von den meisten Lesern seiner Schriften unverstanden bleibt, derselbe May sein, der uns als junger Mann, mit allerdings auch erdichteten Seemanns-Döntjes vollfütterte? Ich vermag diese Frage nicht zu bejahen, will sie aber auch nicht verneinen. Soviel ist indes sicher, daß, die Identität vorausgesetzt, May nachgelernt und gute Lehrer gehabt haben muß. Geradezu klassisch mutet das Gedicht an, das auf Seite 272/74 dem Text eingefügt ist. – „Geisterschmiede“? Sollte May damit nicht seinen Werdegang symbolisch dargestellt haben? Liegt nicht in dem Verse:

„Und wieder – – immer wieder, bis der Schmied
Den Geist erkennt, der aus der Höllenqual
Und aus dem Dunst von Ruß und Hammerschlag
Ihm ruhig, dankbar froh entgegenlächelt“ –

sein eigenes Leben? Turmhohe Hindernisse haben sich Karl May entgegengestellt, und, um in seinem Bilde zu bleiben, trotz alledem hat das Schicksal ihn aus dem Ardistan hinüber geleitet in die Schmiede zu Märdistan im Walde von „Kulub“; dort wurde so lange an ihm herumgehämmert, bis er frei von Schlacken in sein „Dschinnistan“ gelangte.

Wenn May die Sage erzählen läßt, daß alle, alle bedeutenden Menschen, die geboren werden sollen, vom Himmel niederkommen und Engel und Teufel darauf warten, so möchte ich die „Sage“ dahin erweitern, daß von seiner Geburt an, Engel und Teufel jedem Menschen auf Schritt und Tritt bis zu seinem Tode begleiten und die meisten Menschen in ein „Ardistan“ gelangen, ohne jemals wieder [285] daraus sich befreien zu können. Die von May beleuchteten Gegensätze zwischen Ardistan und Dschinnistan haben bestanden, solange die Welt besteht; sie treten jetzt, solange der Krieg tobt, besonders grell zutage und werden bestehen, solange es mit menschlichen Fehlern behaftete Menschen gibt; darüber hinweg hilft auch nicht das Maysche Zwischenland „Märdistan“.

Es mag ja sein, daß es tatsächlich im Orient ein Märchen gibt, das May dazu gedient hat, daraus Ardistan, Märdistan und Dschinnistan zu formen. Mir ist es indes nicht bekannt, obschon ich mir von dem derzeit – 1864/68 – berühmten Märchenerzähler Oman viel erzählen ließ; dieser trug sogar seine herrlichen Erzählungen, die zumeist zur Verherrlichung des islamitischen Kult dienten, passabel in dem sog. Pigeon-Englisch vor. Den besagten Oman, dem die britischen Seeleute den Namen: „Fabulons [Fabulous] John“ beigelegt hatten, habe ich oft, wenn ich im Hafen von Aden mit meinem Schiff vor Anker lag, zu mir bitten lassen und, da ich mit einem guten, d. h. reichlich bemessenen „upah“ (Extralohn) nicht knickerte, so hat er mir seine besten Sachen mit dem dazugehörigen Pathos vorgetragen; und, ich gestehe es frei, manche Belehrung, die mir im späteren Leben zugute gekommen ist, verdanke ich ihm. Doch das nur nebenbei; ich wollte nur damit beweisen, daß selbst dieser berufsmäßige Märchenerzähler die Sage von dem Stern „Sitara“ nicht kannte. „Stern“ heißt übrigens in der arabischen Sprache „bintang“. Wie schon bemerkt, ich halte die Maysche Erzählung von dem Ardistan und dem Dschinnistan für ein Produkt seiner Phantasie und glaube, das Studium des Buddhismus hat den Quintismus [Quietismus] bei ihm hervorgerufen, weil das Nirwana der Buddhisten seinem Dschinnistan ähnelt.

Was mich doch etwas daran zweifeln läßt, daß mein May und der Schriftsteller gleichen Namens identisch sind, ist der Umstand, daß, wenn nicht alles täuscht, der letztere aus Herzensüberzeugung fromm gewesen ist, während der Seemann Karl May alles andere war. Es mag ja sein, daß aus ihm durch seine Krankheit, die ihn in Blagowjescht[sch]ensk [286] dem Tode nahe gebracht hat, ein „Paulus“ geworden ist.

Angestaunt wurde May von allen Deutschen wegen seiner herkulischen Kraft, und wegen seiner Gewandheit als Boxer von den „mistars“ (Britten) gefürchtet und von vielen Asiaten verehrt; man kann deshalb an ihn keinen gewöhnlichen Maßstab anlegen und der Mangel an seemännischem Können konnte bei ihm in den Kauf genommen werden, weil seine übrigen guten Eigenschaften dies Manko kompensierten. Uebrigens war er nicht nur bei uns Männern beliebt, sonder auch beim weiblichen Geschlecht, und die schlitzäugigen, den besseren Ständen angehörigen chinesischen Damen machten förmlich Jagd auf den Fremdling mit seinen herrlichen „mata birn“ (blauen Augen). Ich selbst habe mich immer zu diesem außergewöhnlich begabten, wenn auch sonst in mancher Beziehung im Lebenswandel nicht immer einwandfrei handelnden „orang ajaib“ (sonderbaren Mann), so benannten ihn die braunen Seelaute, hingezogen gefühlt und alles habe ich aufgeboten, um meinen chinesischen Reeder umzustimmen und May trotz seiner mangelhaften Kenntnis der malayischen Sprache, wenn auch nur als „malim“ (ungeprüfter Steuermann) anzustellen. Aus Gründen, die er mir nie mitgeteilt hat, war meinem weltklugen „baba“ (Chinesen) Karl May derart zuwider, daß er ihm sogar verbot, sein Schiff zu betreten. Dies hatte um Haaresbreite dazu geführt, daß ich meine äußerst einträgliche Stellung, um die man mich allgemein beneidete, gekündigt hätte. Da indes, jedenfalls auf Ansuchen der Chinesen, der Hamburger Konsul (Berufskonsuln gab es derzeit in China wenig, und deshalb vertrat gewöhnlich ein Kaufmann die Städte Bremen, Hamburg und Lübeck) sich ins Mittel legte, und mir versprach, dem May eine gute Heuer (Anstellung) auf einem europäischen Küstenschiff mit weißer Besatzung zu besorgen, so blieb ich bei meinem Chinesen und das war mein Glück. – Warum? Weil ich sonst sicher als Fahrgast auf einem Dampfer nach Wladiwostok gedampft wäre, um dort „Gold“ zu suchen.

[287] Es war nämlich ein förmliches „Goldfieber“, das unter den Seeleuten herrschte und sich so ansteckend erwies, daß tatsächlich wegen Mangels an weißen Matrosen nur so wenig Schiffe bemannt werden konnten, daß viele von diesen an der Ausfahrt behindert wurden, weil deren Mannschaft desertierte. Die Folge war, daß die Frachten um 30, 40, ja sogar 50 % stiegen. Wohl aus Sorge, daß ich, weil mein Vertrag mit meinem Chinesen ablief, ihn verlassen würde, steigerte dieser freiwillig meine Heuer (Sold) auf 250 Pfd. Sterl. pro Monat und als ich nicht gleich zusagte, bot er mir 300. Ich war natürlich baff, und da, frei nach Rabelais: *L'appétit vient en mangeant*, so forderte ich 400 Pfd. Sterl. Diese, selbst für damalige Verhältnisse a u s v e r s c h ä m t e Forderung, bewilligte mir der „baba“ nicht nur, sondern ließ mich mit 5 % am „Nettogewinn“ teilnehmen und übernahm die Kosten zur Beschaffung der benötigten Karten, ebenso verpflichtete er sich, die Miete für den Chronometer zu zahlen. Nach jetzigem Gelde verdiente ich pro Monat $400 \times 4 = 1600$ Mark ohne Tantiemen. Allerdings: beköstigen mußte ich mich selbst, auch den Koch und den

Boy für mich mußte ich honorieren, ebenso ging die Beschaffung von Feuerung – Kohle und Holz – mir zu Lasten, desgleichen war es meine Sache, die Ausgaben für die Ergänzung der verbrauchten Arzneien und – selbstverständlich – die Repräsentationskosten zu tragen, sofern weiße Gäste an Bord zu bewirten waren. Da das indes selten der Fall war, und ich in den meisten Fällen nachzuweisen vermochte, daß der Besuch nicht mir, sondern dem Interesse einer prompten Erledigung der „Zollangelegenheiten“ galt, oder sonst daraus Vorteile sich begründeten, die dem Schiffe zugute kamen, so belastete ich die desfallsigen, oft hohen Kosten dem Reeder, der sie stets anstandslos bezahlte. In Anbetracht, daß ich mich einer vernünftigen Sparsamkeit befleißigte, mein Zeug schonte, den „Gelagen“ der in Auslandsdiensten verschwenderisch gewordenen Europäer und Amerikaner fern blieb, war es mir möglich, große Summen auf die „Bank of England“ anzuweisen, d. h. nach meiner Vaterstadt Bremen zu remittieren, [288] so daß ich als reicher Mann galt und die Bremer Kapitäne über meinen „Reichtum“ die abenteuerlichsten Geschichten den Ihrigen berichteten; und, weil ein Gerücht wie eine Lawine zunimmt, so stand es in Bremen fest, daß ich ein „Nabob“ wäre und am „Amur“ eine Goldader gefunden hätte, die mir „Millionen“ einbrächte. – – –

Jedem Gerücht liegt etwas Wahrheit zugrunde, aber es vervielfältigt und übertreibt, der Neid und die Mißgunst tun das Uebrige. – Der Neid ist das schmutzigste Laster, weil es die Vorzüge anderer verheimlicht und verkleinert, deren Fehler und Mängel aber nicht nur bekannt gibt, sondern stets vergrößert; und doch, ohne Neider zu leben, ist nicht beneidenswert. Mir sind Neider immer lieber als Bemitleider; das Mitleid ist in der Regel das letzte Opfer, das die Liebe bringt, bevor sie stirbt oder einschläft. – Meine liebe, sehr weltkluge Mutti schrieb mir in einem ihrer Briefe, daß man sich darüber, wie ich zu dem vielen Gelde gekommen sei, die wildesten, kaum glaubhaften Geschichten zusammen gereimelt habe, zählte die Ruchlosigkeiten und Freveltaten, die ich begangen haben sollte, auch auf, fügte aber hinzu: „Mein lieber Sohn: Wer Neid und Mißgunst nicht mit in seine Rechnung stellt, dessen Rechnung stimmt niemals in unserer bösen Welt.“ – Das ist wahr und Ihr May hat das – leider – erleben müssen.

Sehr interessieren wird es mich, zu erfahren, ob der Schriftsteller May quer über seine Brust tätowiert war. Diese Unsitte ist ja unter Seeleuten allgemein, und mancher so für sein ganzes Leben kenntlich gemachte Seemann läßt sich die, unter großen Schmerzen errungenen, auch keineswegs gefahrlosen Jugendeseleien unter Erduldung noch größerer Qualen sachverständig entfernen. Vielleicht hat, die Identität Ihres May mit dem Seemann May vorausgesetzt, er sich die Tätowierung entfernen lassen. Aber die Narben zu verwischen, das dürfte unmöglich gewesen sein, weil die tätowierte Fläche mindestens 50 cm lang bzw. breit und – oval – von der Ober- bis Unterkante des Bildes gemessen schätzungsweise 20 cm sicher geblieben sind und eine runzelige Beschaffenheit der Haut, sowie eine braunrote [289] Färbung derselben nicht zu entfernen sind. – Wenn nicht eher, jedenfalls bei dem Abwaschen der Leiche des May muß dieser große Fleck die Aufmerksamkeit derer, die diese Arbeit verrichteten, auf diese Abnormität gelenkt sein. Vielleicht könnten diese Personen befragt werden. – – –

Ich hoffe zuversichtlich, daß der Krieg bald und für uns siegreich abgeschlossen wird, weil alle Anzeichen dafür sprechen, daß bei unseren Feinden die „Friedenssehnsucht“ das Morden beendet. Die Gründe, warum ich das zu hoffen wage, teile ich Ihnen demnächst mal mit, heute will ich mit der Versicherung schließen, daß ich jetzt fester als je überzeugt bin, daß mein May und der Ihrige dieselbe Person sind bzw. waren.

Dr. Schmid an Direktor Schneemann:

Radebeul, 6. August 1918.

Vor mir liegen Ihre drei liebenswürdigen und fesselnden Briefe vom 27./6., 10./7. und 17./7., die ich in der ganzen Zwischenzeit lediglich durch meine kurze Karte vom 17./7. und durch Uebersendung einige Bücher beantwortete. Der Grund liegt einerseits darin, daß ich durch den im Krieg erklärlichen Personalangel und durch eine außerordentlich umfangreiche Geschäftskorrespondenz, ferner auch durch häufige Reisen überlastet bin und jetzt oft Rückstände habe. Andererseits aber wollte ich mir auch Ihre Ausführungen reiflich überlegen, wollte alles Für und Wider abwägen und auch inzwischen einiges nachforschen, was zur Beantwortung nötig erschien.

Was nun Ihren und meinen Karl May betrifft, so schicke ich eine merkwürdige Begebenheit voraus, die im Jahre 1914 vorfiel: Ein betagtes Fräulein aus Leipzig wandte sich damals an uns in der Meinung, unseren Karl May gekannt zu haben, ja sogar mit ihm so halb und halb verlobt gewesen zu sein. Sie sandte uns ein Jugendbild dieses ihres Verlobten und wie bei dem von Ihnen eingesandten Bildnis zeigte sich in der Schädelbildung eine ganz seltsame Uebereinstimmung mit May. Auch dort war besonders [290] die obere Partie des Kopfes, die Stirn und die Nase unserem May sehr ähnlich, wenn auch meiner Erinnerung nach nicht ganz so sehr wie bei Ihrem Bild. Das Fräulein hatte nur noch eine alte Visitenkarte vorzuweisen, auf der stand: „Charles May, Juwelier“. Sie wollte mit ihm in der sogenannten Lößnitz (das ist unsere hiesige Gegend, Radebeul – Oberlößnitz – Niederlößnitz – Kötzschenbroda und

noch einige Vororte Dresdens) zusammengewesen sein. Doch schwankten die Tatsachen, die sie anführte, hin und her, und sie suchte sich den Einwänden, die ich da und dort zu machen hatte, anzupassen. Gerade in der Löbnitz dürfte nämlich May um jene Zeit nie geweiht haben, sondern vielmehr in seinem Geburtsort Hohenstein-Ernstthal, in Chemnitz, Zittau, auch in Leipzig. Nach genauester Prüfung jener Mitteilungen kam ich zu der Ueberzeugung, daß zwar einige Merkmale, die sich auch auf unseren May beziehen konnten, gegeben waren, daß es sich aber doch um eine andere Persönlichkeit handelte. Jener Juwelier ist dann, wie das Fräulein geheimnisvoll andeutete, wegen eines großen „Diamantengeschäfts“ nach Amerika gegangen und war seither für sie verschollen, bis sie durch ein Prospektbild in einer Leipziger Buchhandlung auf unseren Verlag aufmerksam geworden war.

Ich schreibe Ihnen diese Begebenheit, weil ja sogar eine Möglichkeit bestehen könnte, daß Ihr Karl May mit dem soeben erwähnten identisch wäre. Damit komme ich aber auch auf die mögliche Identität des von Ihnen geschilderten Seemannes mit dem Schriftsteller May zu sprechen. Ueber das Bild habe ich mich schon oben geäußert; bei der Prüfung ist der Backenbart etwas im Wege, doch ist die Aehnlichkeit ganz auffallend. Es stimmen auch die von Ihnen erwähnten blauen Augen, die May hatte. Sein Bart war dunkelblond, sein Kopfgaar etwas heller. Es können ferner die Jahresdaten, die Sie für Ihre gemeinsamen Erlebnisse mit ihm angeben, stimmen. Damit Sie noch weiter im Schatzkästlein Ihres Gedächtnisses kramen können, führe ich noch die Strafzeiten des Dichters an. Die Zeit seiner Haft fällt in die Jahre vom Juni 1865 bis Juni 1868 und **[291]** vom April 1870 bis April 1874. Was dazwischen liegt, ist trotz meiner Bemühungen noch sehr ins Dunkel gehüllt und wird sich auch wohl kaum genau feststellen lassen. Die Tatsache, daß er zwischen diesen beiden Zeiträumen im Auslande weilte, steht ziemlich zweifelsfrei fest. Auch gleich nach 1874 ist eine größere Auslandsreise anzunehmen. Daß der Seemann May ein so auffällig gewandter Erzähler und dabei ein selbstbewußter und wohl auch ein stolzer Mann war, desgleichen der Mangel an Ausweispapieren, sowie die Altersverhältnisse weisen gleichfalls auf unseren Karl May hin, und ebenso Ihre Angaben, er sei kein richtig gelernter Seemann gewesen. May hat auch gerade zu Beginn seiner Schriftstellertätigkeit mehrere Seemannsgeschichten geschrieben. Die ersten vier Erzählungen des Ihnen zugegangenen Bandes „Am stillen Ozean“ stammen aus frühen Jahren, ebenso die in Band „Halbblut“ abgedruckte Novelle „Der Kaperkapitän“. Ferner ist ein weiterer Seeroman „Kapitän Kaiman“ aus jener Zeit vorhanden, leider augenblicklich nicht mehr vorrätig und erst nach Friedensschluß wieder lieferbar. Und endlich befinden sich noch zwei große Seeromane aus jenen Tagen im Nachlaß, die vor vielen Jahren in alten Zeitschriften erschienen und von uns erst für die Buchform ausgegraben werden. Jammerschade ist es, daß Sie nichts Handschriftliches mehr von Ihrem May haben, denn hieraus würde sich wahrscheinlich die endgültige Lösung ergeben.

Ich komme nun zu den Punkten, die nicht genau übereinstimmen, ohne aber einen Gegenbeweis zu bilden. Die Angabe Ihres May, sein Vater sei Lehrer in Chemnitz gewesen, also vor allem auch der Hinweis auf seine Heimat Sachsen (des Dichters Geburtsort Hohenstein-Ernstthal liegt nahe bei Chemnitz, und er selbst war Lehrer) könnten eine Verschleierung seiner Vergangenheit bezweckt haben.

Was die von Ihnen erwähnte Tätowierung betrifft, so habe ich sowohl Mays Witwe, wie seinen langjährigen Hausarzt Sanitätsrat Dr. Mickel hierüber befragt, ohne daß sie sich hieran erinnern konnten; eine solche Tätowierung scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, denn sie **[292]** wäre beiden jedenfalls aufgefallen. Der Totenbettmeister, der May zur letzten Ruhe kleidete, ist gestorben. Da unser Verlag nicht selten von exotischen Persönlichkeiten besucht wird, und ich also auch manche Seeleute kenne, so weiß ich allerdings selbst, daß gerade diese Kreise sich häufig in jungen Jahren tätowieren lassen und später vielfach solche Merkmale als eine Art Kainszeichen verdammen und wieder zu beseitigen suchen. Bisher hatte ich gleich Ihnen geglaubt, eine solche Beseitigung könne nicht ohne Hinterlassung von großen Narben vorgenommen werden, ersehe aber zu meinem Erstaunen aus dem spannenden Roman des Staatsanwalts Erich Wulffen „Die Kraft des Michael Argobast“, daß die völlige Beseitigung doch möglich ist. (In diesem Buch befinden sich überhaupt auffallende Parallelen zum Leben unseres Karl May). Es kommt sogar noch hinzu, daß May, soviel ich ermitteln konnte, wirklich eine Narbe an der Brust hatte, vielleicht aber mehr nach der Seite zu. (Außerdem besaß er noch eine große Narbe am Halse unterhalb des Kinnes.) Da er sein Leben stets phantastisch ausschmückte, so ist dabei niemals an eine frühere Tätowierung, sondern an eine Verwundung gedacht worden, und ich kann hierüber nichts Näheres feststellen. Endlich würde auch der Umstand, daß Ihr May nicht in den von Ihnen genannten Sprachen bewandert war, nicht gegen eine Identität sprechen. Ihre Angaben über sein Slang-Englisch stimmen mit unserem May genau überein; sein von mir beobachteter französischer Sprachschatz kann auch aus späterer Zeit stammen, denn inzwischen hat May mehrfach in Frankreich geweiht. Tatsache ist, daß er eine große Gelehrigkeit in Sprachen aufwies, denn die vielen Proben in seinen Büchern treffen zu, ohne daß er natürlich deshalb auch wirklich alles beherrscht haben muß. Dagegen hat er, wie von sachverständiger Seite nachgeprüft wurde,

besonders gute Kenntnisse im Arabischen gehabt, ob schon in jungen Jahren, das weiß ich nicht.

Soweit läßt sich also meines Erachtens eine Identität immer noch annehmen, aber jetzt kommen einige Gesichtspunkte, die nicht wenig dagegensprechen. Jähzornig war [293] zwar der Vater Mays, nicht aber der Dichter selbst, dessen Charakter in dieser Hinsicht mehr dem der Mutter glich; im Gegenteil, er war ein äußerst gutmütiger und leicht rührsamer Mann. Ich habe eigens Ihrer Briefe wegen kürzlich seine Schwester besucht und mit ihr lange über seine früheste Jugend gesprochen; sie betonte dabei mit aller Entschiedenheit, wie mild und weich ihr Bruder stets gewesen sei. Und ebenso kann ich mir nicht vorstellen, daß unser May jemals nicht sehr fromm und sehr gottesgläubig war. Er hat sich stets, selbst zurzeit seiner Strafen viel mit Gott und dem Jenseits beschäftigt, hat schon damals (wie auch die „Geographischen Predigten“ zeigen) Abhandlungen über solche Fragen geschrieben und zurzeit, wo ich ihn kennen lernte, war es überhaupt kaum möglich, mit ihm ein längeres Gespräch zu führen, ohne daß er mehr und mehr auf Gottes- und Jenseitsgedanken überging, bei denen er dann bis zum Ende der Unterhaltung blieb. Am Fenster neben seinem Schreibtisch hatte er sogar einen Zettel kleben, mit der Aufschrift „Nicht predigen!“, weil er selbst merkte, daß er in seinen Werken gar zu leicht auf religiöse Gebiete kam und dadurch das Fortschreiten der Handlung bisweilen fast zu sehr unterbrach. Ich halte es für unmöglich, daß ein Mann, der, wie Ihr Seemann May in dieser Hinsicht geradezu entgegengesetzt veranlagt war, sich so außerordentlich verändert haben soll. Aber auch die Schwester hat nun wieder ausdrücklich auf die tiefe Frömmigkeit des jungen May hingewiesen.

Wenn ich somit meine Meinung zusammenfasse, so bleibt für mich folgendes Ergebnis: Es bestehen ganz seltsame Zufälligkeiten und Uebereinstimmungen zwischen Ihrem May, dem Seemann, und meinem May, dem Dichter. Man ist tatsächlich versucht, die Identität beider anzunehmen, aber gerade, weil hier der Wunsch gar zu leicht der Vater des Gedankens sein kann, muß ich, wenn ich nicht eine literaturgeschichtliche Fälschung auf mich laden will, streng kritisch mit meinem Urteil sein. Die Möglichkeit der Identität kann ich nicht bestreiten, aber gerade die zuletzt erwähnten Einwendungen und Gegensätze machen es für [294] mich wahrscheinlich, daß die beiden May dennoch nicht dieselben waren.

Auf jeden Fall ist die ganze Sache, ebenso wie Ihre Ausführungen selbst, so hochinteressant, daß ich sie später (vielleicht im Karl-May-Jahrbuch) mal veröffentlichen möchte, wogegen Sie ja wohl nichts einzuwenden haben. Soweit zugänglich, bitte ich Sie selbstverständlich, ebenfalls noch zu prüfen und zu forschen, und dazu will ich noch einige besondere Merkmale bieten.

Unser May war sehr humorvoll und stets zu gutmütigen Scherzen aufgelegt. Ferner möchte ich erwähnen, daß er den in seinen Werken geschilderten Henry-Stutzen besaß, der sich ebenso wie die Silberbüchse und der Bärenlöter im Nachlaß befindet. Das Gewehr stammt aus den 60er Jahren und zwar nachweisbar aus Amerika. Allein mehr wissen wir nicht hierüber; nach dem Krieg werden wir weitere Forschungen anstreben. Haben Sie bei Ihrem May gleichfalls eine starke Vorliebe für Waffen bemerkt? Ferner liebte Karl May die Tiere sehr, vor allem Pferde und Hunde; aber auch unscheinbareren Geschöpfen widmete er stets seine Aufmerksamkeit, hat sich immer mit Naturkunde befaßt. Hierzu gehört auch wieder seine Neigung zur Erdkunde, denn die geographischen Karten und Aehnliches spielen in seinem Nachlaß eine große Rolle. In dieser Hinsicht war er ganz so, wie er sich in seinen Büchern schildert.

Nun noch einige Worte zu Ihren Aeußerungen über Sitara, Ardistan usw. Woher May diese Namen hat, ob er sie selbst erfand, oder ob sie aus einem Buch stammen, konnten wir noch nicht ermitteln, denn das auf Seite 290 in Band „Ich“ erwähnte Werk „Der Hakawati“ ist verschwunden. Er besaß dieses Buch und hat es nicht lange vor seinem Tode – sorglos wie er immer war – einem Schriftsteller, namens Eyben geliehen, der inzwischen in der Irrenanstalt starb und über dessen Hinterlassenschaft ich bisher überhaupt nichts erfahren konnte. Daß Mays Erklärungen über die Herkunft der Namen und des Märchens nicht zutreffen, erscheint mir unwahrscheinlich, denn [295] es wäre kein Grund ersichtlich, warum er dies dann hätte behaupten sollen; auch mußte er damit rechnen, daß solche Angaben von Literarhistorikern nachgeprüft werden.

Mit der „Geisterschmiede“ meint er allerdings, wie Sie richtig voraussetzen, sein eigenes Leben und will dabei andeuten, daß es jedem aufwärts strebenden Menschen ähnlich ergehe. Er wollte Großes und Gutes mit seiner „Menschheitsfrage“ schaffen, und seine letzten Werke beschäftigen sich fast stets damit; die früheren weniger, aber immerhin sind auch in diesen schon die Uranfänge seiner späteren Pläne da und dort merkbar angedeutet. Es steckte ein großes K ö n n e n in ihm, der ein Volksdichter in des Wortes weitester Bedeutung war; aber sein W o l l e n war wohl noch größer.

Ich würde mich sehr freuen, noch mehr von Ihnen zu hören, und bin auch gern bereit, Ihnen, soweit es die derzeit so unzulänglichen Vorräte gestatten, weitere Bände zuzusenden.

Damit ist der Briefwechsel, soweit er die Öffentlichkeit interessieren kann, erschöpft, wenngleich ich mit Herrn Direktor Schneemann auch noch weiterhin Meinungen austauschte und wir beide noch wiederholt Versuche machten, zu einem sicheren Ergebnis zu gelangen. Diese Forschungen haben aber nichts Neues zutage gefördert, was meinen oben genannten Standpunkt ändern könnte. Die Angelegenheit blieb auf dem Punkte stehen, daß Schneemann an die Identität des Seemannes May mit dem Schriftsteller May nach wie vor glaubt, während ich aus den in meinem letzten obigen Brief niedergelegten Gründen durchaus entgegengesetzter Meinung bin, ohne die verschiedenen, verblüffenden Aehnlichkeiten bestreiten zu können oder zu wollen.

[296] Jeder Leser mag selbst ein Bild aus diesen merkwürdigen Tatsachen gewinnen, die sich endgültig wohl nie mehr aufklären lassen. Auch für diejenigen, die, wie ich, die Möglichkeit einer Identität beider Persönlichkeiten in Abrede stellen, wird die hier erfolgte Wiedergabe des Briefwechsels mancherlei Interessantes bieten, und darüber hinaus gehen meine Folgerungen und Erwägungen in diesem Falle nicht. Die seltsame Angelegenheit zeigt, welche Schwierigkeiten sich den Nachforschungen nach Karl Mays Vergangenheit entgegenstemmen.

Die Handschrift des Seemannes May ließ sich leider nicht mehr auffinden, und die Zeiten, in denen die Begegnungen zwischen ihm und Herrn Schneemann stattfanden, passen nicht genau zu Mays übrigem Lebenslauf, soweit uns dieser bekannt ist.

Karl Mays Einfluß auf unser Leben

Drei Skizzen

1.

Von Kooperator Franz Ernst

Ein alter Freund wird kein Feind.
Türkisches Sprichwort.

Den Namen „Karl May“ lernte ich vielleicht in meinem vierten Schuljahr durch Nachbarskinder kennen. Diese hatten in einer der wenigen öffentlichen Leihbibliotheken, die damals in München bestanden, einige Maybände erhalten und flossen nun über vom Lobe derselben und ihres Helden. Ein Versuch meinerseits, auch Benützer dieser Bibliothek zu werden, schlug fehl, und so blieben mir einstweilen nur die Sehnsucht nach Mays Büchern und die Berichte meiner Kameraden. Erst ein paar Jahre später, in der Lateinschule, kam mir dann als erster Band „Der Schatz im Silbersee“ in die Hände. Bald folgten ihm „Durch die Wüste“, „Durchs wilde Kurdistan“, und so kam schließlich ein Band nach dem andern an die Reihe. Von Anfang an hatten gerade die „Ich“-Erzählungen mein Herz erobert; wohl las ich die anderen auch gerne, aber **[298]** ich weiß, daß mir der „Blaurote“ und die „Sklavenkarawane“ eben nur deshalb gefielen, weil wir in den beiden Helden „Methusalem“ bzw. „Dr. Schwarz“ niemanden anders sahen als unsern Karl May.

Mit unheimlichem Lesehunger fiel ich über diese Bücher her: einen Band von über 600 Seiten las ich – ohne das Geringste zu überschlagen – trotz Schulzeit, langen Schulwegs und einiger Nebenbeschäftigungen in 2, höchstens 2 ½ Tagen! Daß bei dieser Lesewut schließlich die Gesundheit und namentlich auch die Pflichten für die Schule hätten leiden müssen, wird jeder einsehen. Aber nur ein Tor – leider soll es solche geben – dürfte die Schuld daran dem Verfasser zuschreiben. Daß es so nicht weiter gehen konnte, das erkannte auch mein Vater, ein schlichter Arbeiter, und weil es „im Guten“ nicht anders gehen wollte, so wurde „Karl May“ untertags eingesperrt und erst, wenn die Schularbeiten nachweislich gefertigt waren, zum Lesen ausgeliefert. Damals weinte ich die ersten Tränen um Karl May; sie rührten jedoch meinen vernünftigen Vater nicht.

Nun aber kam ein herrlicher Tag, ein Tag, an den ich auch heute noch mit herzlicher Freude zurückdenke! Es war Mitte der neunziger Jahre, da durcheilte eines Tages unser Gymnasium das Gerücht: „Karl May ist in München und im Hotel Treffer abgestiegen!“ Die meisten meiner Kameraden – mir war es wegen häuslicher Verhältnisse nicht möglich – spazierten nun in ihrer freien Zeit vor dem Hotel auf und ab, um vielleicht zufällig **[299]** „unseren“ Karl May zu sehen. Einigen gelang es auch, und diese konnten uns nicht genug erzählen von der Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit mit der er sie empfing und sich mit ihnen unterhalten habe. Anderen Tags gehe ich gerade vom Gymnasium nach Hause, da kommt einer meiner Mitschüler mir nachgerannt und sagt mir, daß May jetzt fortahre. Gestreckten Galopps ging es nun zum Bahnhof, und richtig hatten wir noch das Glück, unseren Helden und seine „Squaw“ (Frau Emma May) zu sehen. Er drückte uns die Hände und unterhielt sich äußerst leutselig mit uns, bis es höchste Zeit zum Einsteigen war.

Zu dem Wiedersehen, mit dem er sich von uns verabschiedete, ist es leider nicht mehr gekommen, es blieb das erste und einzige Mal, daß ich Karl May persönlich sah und sprach. Als getreuer Berichtersteller will ich noch erzählen, daß ich bei dieser Gelegenheit Mays erste Frau von einer Seite kennen lernte, die mich damals schon – als jungen Gymnasiasten – von ihr abstieß. Einem etwa 15jährigen (!) Backfisch, der Schwester eines Mitschülers, gegenüber beklagte sie sich über den Charakter Karl Mays als Ehemann! Später, als die letzten Kämpfe gegen den lebenden May stattfanden, mußte ich lebhaft an diese Jugenderinnerung denken. –

Die letzten Jahre des Gymnasiallebens brachte ich in einem Institute zu. Mit der Freiheit im allgemeinen war auch unsere Lesefreiheit arg beschnitten. Nur ein paarmal während des Jahres erhielten wir Bibliotheksbücher. Dazu war unser hochmöglicher Herr Bibliothekar nichts weniger als **[300]** ein Freund Karl Mays. Trotzdem waren alle bis dahin erschienenen Bände in der Bibliothek vorhanden. Das spöttische Lächeln und Sticheln des gestrengen Herrn konnte mich aber doch nicht abhalten, meinen

Lieblingsschriftsteller treu zu bleiben.

In diesen Jahren entwickelte sich übrigens in mir zum erstenmal die Ueberzeugung, daß Karl May unmöglich alles das erlebt haben könne, was er in seinen Werken schildert. Aber trotzdem kam mir nie ein Gedanke, seine Bücher deshalb weniger gern zu lesen, höchstens, daß ich sie nun mit mehr Ruhe und Ueberlegung las.

Während meiner Universitätsjahre fand ich wenig Zeit zur May-Lektüre, aber dafür ging eine Sache auf, die nicht zum letzten Teile auf das „Haben“ Mays zu buchen ist – die Liebe zu den orientalischen Sprachen. Und wenn ich in dieser Zeit neben dem Studium der biblischen Grundsprachen mich viel mit arabischen, syrischen, assyrischen, ägyptischen und schließlich türkischen¹³⁹ Sprachstudien befaßte, so waren die erste Veranlassung dazu die Bücher Mays, die mich mit Liebe zum Orient erfüllt hatten.

Jene Zeit brachte Cardauns Enthüllungen über Mays Münchmeyer-Romane. Ich gestehe offen, daß ich unter diesen Mitteilungen seelisch litt. Sollte der Verfasser, den ich nicht zum mindesten wegen der Sittenreinheit seiner Werke stets so hoch geschätzt, wirklich fähig sein, zur gleichen Zeit Hintertreppenromane der schlimmsten Art zu schreiben! **[301]** Was mich aber auch damals in meinem Glauben an Karl May nicht irre werden ließ, das war sein Wort, daß der Ausgang der gerichtlichen Verhandlungen gegen Münchmeyer ihn rechtfertigen werde. Mit großer Freude und Befriedigung erfüllte mich denn auch dann dieser Ausgang zu seinen Gunsten. Mein erstes war, daß ich Karl May brieflich von Herzen dazu Glück wünschte. Heute, nach den äußerst interessanten Mitteilungen von Dr. Schmid und Dr. Beissel im vorigen Jahrbuch¹⁴⁰ braucht man wohl kaum mehr ein Wort über diese Werke und die „durch sie bewiesene Zweizüngigkeit oder Doppelmoral Karl Mays“ zur Ehrenrettung des teuren Toten zu verlieren. –

Völlig anders aber war der Eindruck, den die Aufdeckung von Mays Vorleben in den letzten Kämpfen gegen ihn auf mich machte. Wohl litt ich einerseits schwer für Karl May, denn ich konnte mich nur zu gut in seine Lage hineindenken; und gerade, weil ich ihn schätzte von Jugend an, tat es mir doppelt weh für ihn. Andererseits aber erreichten diese Enthüllungen, an deren wenigstens teilweiser Wahrheit ich nicht zweifelte, und auch heute, nach den persönlichen Bekenntnissen Mays in seinem „Mein Leben und Streben“ erst recht nicht zweifle, bei mir – und ich meine, es müßte bei jedem einigermaßen menschlich und christlich Denkenden das Gleiche der Fall sein – so ziemlich das Gegenteil von dem, was sie vielleicht hätten erreichen sollen: Karl May ist meinem Herzen nur noch näher gerückt worden.

[302] Ein Mann, der durch widrige Verhältnisse oder durch eigene Schuld – das sei völlig dahingestellt – in tiefes seelisches und moralisches Elend hinabstürzt, der verdient doch unbedingt unser tiefstes Mitleid. Nur dem gegenüber, der sich wohl fühlt in diesem Sumpfe und die Hand, die ihn herausziehen will, zurückstößt, kann sich das Mitleid in Abscheu verwandeln. Wenn aber einer mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft aus seinem Elend sich herausarbeitet, und, damit nicht zufrieden, Werke schafft, um andere vor ähnlichem Erleben zu bewahren, dann verdient er nicht bloß unser Mitleid, sondern unsere Achtung und Anerkennung! Das war die Wirkung der Mitteilungen über Mays Vorleben auf mich. Wenn mich überhaupt an Karl Mays Leben und Charakter etwas weniger befriedigt hat, so ist dies nur – als Mensch und Psychologe kann ich ihn auch hier begreifen – seine Menschenfurcht. Diese hatte ihn veranlaßt, die dunklen Jahre seines Lebens mit den Reisen seiner Erzählungen auszufüllen und lange Zeit hindurch diese Täuschung aufrecht zu erhalten. Auch die spätere mystische Umdeutung seiner Reiseromane scheint mir aus der gleichen Mutter geboren zu sein. Karl May kannte seine Mitmenschen nur zu gut und deshalb wußte er auch, daß deren Mehrzahl wohl einem Hochstehenden zujubeln, aber einen Gefallenen trotz ihres Christentums nicht verstehen und ihm nicht vergeben könne!

Karl Mays Werke waren meine Sonne in der dumpfen, ärmlichen Arbeiterwohnung der Großstadt, sie geleiteten mich wie gute Freunde durch **[303]** Gymnasium und Hochschule, und sind auch jetzt in der Studierstube des Priesters meine trauten Gefährten geblieben. Was sie mir im ganzen Leben so teuer gemacht hat, das ist der Geist, der sie durchweht. Man hat May den Vorwurf gemacht, er habe nur aus Geschäftssinn seine Werke religiös gehalten. Hätte er in seinem Leben nur für den Verlag des kath. „Hausschatzes“ geschrieben, so wäre ja vielleicht, aber auch nur vielleicht, ein Anhalt für eine solche

¹³⁹ Das Studium dieser Sprache betrieb ich mit dem Nebenzweck, später, wenn Zeit und Mittel es erlaubten, auf den Spuren von Karl May den Orient zu bereisen.

¹⁴⁰ Dortselbst Seite 147 ff. und 165 ff.

Unterstellung vorhanden. Aber er hat seine Bücher dann hinausgegeben „in die weite Welt“, und hat nicht das Geringste an diesem „Geiste“ geändert. Und auch die späteren Bände, ebenso seine Jugendschriften, die nicht im Verlage von Pustet erschienen, tragen den gleichen Stempel aufgedrückt. Für mich gilt es als ausgemacht, das Karl May geschäftlich gewaltig mehr hätte gewinnen können, wenn er in einem „anderen Geiste“ geschrieben hätte.

Gerade drei christliche Wahrheiten sind es, denen May in allen seinen Werken Ausdruck gab und von deren Richtigkeit er selber voll durchdrungen war – sonst hätte er, das ist meine feste Ueberzeugung, nicht so schreiben können, und auch seine Selbstbekenntnisse legen dafür beredtes Zeugnis ab – einmal, „es gibt eine ewige Gerechtigkeit, der keine Schuld entgehen kann“, dann: „es wacht Gottes weise und gütige Vorsehung über dem Menschen, auch wenn er irrt und fehlt, und läßt ihn nicht zu Grunde gehen“, und als drittes 1. Cor. 13,13: „Jetzt aber bleiben Glauben, Hoffnung und Liebe, diese drei: das größte aber unter ihnen ist die Liebe.“ Gerade dieser alles und alle umfassenden Liebe, die, **[304]** ohne sentimental oder schwächlich zu sein, keinen Unterschied kennt zwischen Freund und Feind, zwischen Farbe und Rasse, die stets zu finden ist, wenn irgendwo Hilfe not tut, hat May in allen seinen Werken ein wunderbares Denkmal gesetzt. Dafür müssen, meine ich, gerade wir, die wir ja auch Prediger dieser Liebe sein sollen, die niemals aufhört (1. Cor. 13, 8), ihm dankbar sein! –

Noch eine Schlußbemerkung! Voriges Jahr erlebte ich eine große Freude. Mein fast siebzigjähriger Vater, den Arbeit und Sorgen nie zu eigentlicher Lektüre hatten kommen lassen, war schwer erkrankt. Um ihm die Zeit zu verkürzen und die Schmerzen vergessen zu machen, brachte ich im – Winnetou! Und er las und las – und nun begreift auch er, was ihm früher unverständlich schien: wie man an seinem Karl May mit Leib und Seele hängen kann!

[304]

2.

Von Redakteur Wilhelm H a n e

Nur wer irgend ein Ideal, das er ins Leben ziehen will, in seinem Innern hegt und nährt, ist dadurch gegen die Gifte und Schmerzen der Zeit verwahrt. Jean Paul.

Es war an einem süddeutschen Gymnasium, dem ich als Schüler angehörte. Unsere Klasse zählte nicht ganz ein Dutzend; dafür schlossen wir uns aber umso enger an einander an und pflegten treue Kameradschaft. Karl May war das Klassen-Ideal bei uns **[305]** sowohl, als auch in den meisten anderen Schulabteilungen. Ganze drei Bände zählte unser Gesamtreichtum an Mays Reiseerzählungen, die noch dazu drei verschiedene glückliche Besitzer aufzuweisen hatten. Es waren die Bücher „Durch die Wüste“, „Von Bagdad nach Stambul“ und „Winnetou“ I. Sämtliche Mitschüler hatten schon – manche sogar schon mehrmals – diese rund 1800 Seiten Mayscher Muse genossen und viele konnten die eingestreuten fremdsprachlichen Wörter und Sätze auswendig. Schöne und anregende Stunden verlebten wir dann zusammen, wenn das Füllhorn gegenseitigen Wissens geleert wurde.

Eines Tages befand sich unsere May-Gemeinde in ziemlicher Aufregung. Das kam so. Dem Lehrkörper des Gymnasiums gehörte ein Professor an, der auf May nicht sonderlich gut zu sprechen war. Dieser Herr hatte eine jener „Orientreisen“ unternommen, die etliche hundert Mark kosteten, in welchem Betrag die „Fahrpreise, volle Verpflegung in prima Hotels, Führertrinkgelder usw.“ inbegriffen waren. Er hatte das Bedürfnis, sein „Erschautes und Erlebtes“ einem größeren Kreise zugänglich zu machen und hielt einen Vortrag, der nur in dem einen Punkte nicht den Beifall sämtlicher Zuhörer fand, daß Karl May darin wegen seiner Orientenerlebnisse heruntergerissen wurde. Besonders hatten es die Haremsentführungen und dgl. unserem Herrn Professor angetan; er erklärte unter Hinweis auf die Abgeschlossenheit des mohammedanischen Frauenlebens solche Sachen für einfach undenkbar. Der in uns Schülern schlummernde Idealismus **[306]** und deutsche Tatendrang sah die Geschichten aber mit ganz anderen Augen an, und wir urteilten: „Ja, wenn Kara Ben Nemsis so reisen würde wie unser Professor, dann bekäme er sicher keinen Harem von innen zu sehen!“ –

Die Zeit der Abschlußprüfung nahte heran. Die zu erwartenden schriftlichen Arbeiten erregten manche

Sorge. Als „Primus“ der Klasse wurde ich in den „toten und lebenden“ Sprachen als Ratgeber und Helfer besonders geschätzt. Viele Pläne wurden unter meinem Vorsitz geschmiedet, auf welche Weise man den schwächer Begabten im schriftlichen Examen helfen könnte. Es glückte auch und alle kamen über die Klippen glatt hinüber. Nur einer blieb dann im Mündlichen hängen und mußte sich der Prüfung noch einmal unterziehen. Die ganze Klasse wollte mir für mein Rettungswerk danken. Aber wie? Da kam der eine der Maybuchbesitzer auf den glücklichen Gedanken: „Wir stiften unserem Freund den ganzen May-Reichtum der Klasse.“ Was sonst unter keinen Umständen geschehen wäre, brachte die Jugenddankbarkeit fertig: die drei genannten May-Bände vereinigten sich in einer, in meiner Hand.

Damit war der Grundstock zu meiner May-Bibliothek gelegt, die ich dann in den folgenden Jahren im Verhältnis zu meinem steigenden Einkommen vervollständigte. Mays Werke waren der Stolz meiner damals sehr bescheidenen Bücherei. Welche Ueberfülle von Anregungen, welche Freude an der Natur, an der Welt und an allem Schönen und Guten gingen von ihnen aus! Unzählige Stunden **[307]** der Erholung und Aufrichtung wurden mir durch sie daheim und in der Fremde geschenkt. May ward ein Teil, fast der schönste Teil meiner Jugend, die ohne ihn oft freudlos gewesen wäre.

Im März 1901 wurde ich zum erstenmal durch eine Zeitungsnotiz aufmerksam auf den Streit, der sich damals um Karl Mays Münchmeyer-Romane zu entwickeln begann. Gespannt verfolgte ich die Erklärungen und Gegenerklärungen, die einander folgten. Selbstverständlich schaffte ich mir im Laufe der Jahre auch alle 25 Bände dieser umstrittenen Romane an. Ich habe sie gelesen, ohne aus dem Geleise gekommen zu sein. Wer seinen May so kennt wie ich, der weiß wohl den echten guten Kern aus den Zutaten herauszuholen. Und ich freue mich, daß der Karl-May-Verlag beabsichtigt, diese Romane nach ihrer Befreiung von Fremdkörpern und Weitschweifigkeiten in Mays Gesamtwerk einzuverleiben.¹⁴¹ Der Münchmeyer-Streit war jedenfalls die Veranlassung für mich, an Karl May selber zu schreiben. Eines Tages kam mir die Nummer vom 19. April 1902 der „Pfälzer Zeitung“ in Speyer zu Gesicht, die den Mut besaß, für May einzutreten. Mit Recht wies der Verfasser des Aufsatzes, Pfarrer Dengel, auf das viele Gute hin, das May durch seine Bücher gestiftet habe. Hätte er um Geld sittlich nicht einwandfreie Romane schreiben wollen, so wäre ihn jedenfalls mehr klingender Erfolg beschieden gewesen, denn er habe das Zeug dazu, „ein deutscher Zola“ zu werden. Ich sandte diese **[308]** Zeitungsnummer mit einigen persönlichen Zeilen an May. Ein herzlich gehaltener Brief aus Hamburg war Karl Mays Dank.

Jahre waren seitdem vergangen. Unentwegt tobte der Kampf der Geister um den Radebeuler Dichter. Ich war inzwischen in eine rheinische Großstadtzeitung eingetreten. Da rüttelte mich eines Tages Franz Weigls Broschüre „Karl Mays pädagogische Bedeutung“¹⁴² auf, wieder einmal für meinen May eine Lanze zu brechen, indem ich einen Aufsatz „Im Kampf gegen die Schundliteratur“ schrieb. Als Dank für dieses Eintreten kam aus der Villa Shatterhand eine Karte von Frau Klara May. Das war im August 1908. Von jener Zeit an blieb ich bis zu Karl Mays Tode in ständigem Schriftwechsel mit seiner Gattin, die ja seine Interessen nach außen vertrat. Viele der Briefe tragen auch eine Bemerkung und einen freundlichen Gruß von May selber. Besonders wohltuend berührte stets die Teilnahme, die er für die persönlichen und familiären Verhältnisse seiner Freunde hatte. So standen in einem Briefe, der anlässlich der Geburt meines Stammhalters eintraf, von Mays Hand die Worte:

„Gott segne Mutter und Kind!
Allerherzlichsten Glückwunsch und innigsten Gruß
Ihr alter Karl May.“

Große Freude erregten auch bei mir die Kartengrüße, die hin und wieder von des Dichters letzter Amerikareise eintrafen.

[309] Abermals sind Jahre verflossen. Karl May ist nicht mehr; er, dessen Herzenswunsch „Friede auf Erden“ war, sollte den völkermordenden Weltkrieg nicht mehr schauen. Doch sein Geist, der vielen deutschen Brüdern in harten Kriegsjahren Trost, Mut und Ablenkung spendete, wird auch in der neuen Zeit, die jetzt angebrochen ist, fortleben. In meiner Familie ist Karl May der gute Geist geblieben, der er mir seit meinen Jugendjahren war. Von meiner Frau werden seine Werke gerade so aufmerksam gelesen wie von mir, und wenn mein Bub *anno* 1920 zwölf Jahre geworden ist, dann darf auch er sich darein vertiefen.

¹⁴¹ Vgl. Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 147 ff. und 165 ff.

¹⁴² Erschienen 1908 bei Val. Höfling, München. Vergriffen.

Unersetzlich, harte Verluste an materiellen und geistigen Gütern haben Krieg und Revolution allen Beteiligten zugefügt. Noch viele Jahre wird ein unangenehmer Gast vor den Türen des deutschen Hauses stehen und Einlaß begehren, ein gefährlicher, heimtückischer Gast: der Geist der Ergebenheit, der Abgestumpftheit, des Sichhängenlassens. Da tut es not, daß ein guter Hausgeist bei uns Wache hält. Solche Schutzgeister, die Segen bringen, sind die Bücher unserer guten deutschen Meister, nicht in letzter Linie Karl Mays Bücher. Wieviele Sterbliche haben mehr gelitten und gekämpft als Karl May? Deshalb ist er ein Vorbild im Durchhalten. Aufwärts zeigt er uns den Weg, seine Hand führt uns der Sonne entgegen und dem Siege.

[310]

3.

Von Lehrerin Lisbeth Barchewitz¹⁴³

©

¹⁴³ Diesen Aufsatz veröffentlichte die Verfasserin im Alter von 16 Jahren im „Hildesheimer Kurier“ vom 22. Februar 1906.

[[318]]

Wie Jussuf seine Madonna fand

Erlebnis aus dem ersten Balkankriege

Von Ludwig Rhein



Aus der Geschichte des deutschen Abenteuerromans

Von Dr. Hubert R a u s s e

Abenteurer! Zu allen Zeiten hat ihn ein Nimbus umweht, aus Schreck und Bewunderung gemischt. Der älteste, uns erhaltene indische Roman ist ein Abenteuerroman; die gesamte orientalische Literatur wimmelt von jenen überschlaunen Schelmen, Dieben und Mördern, deren Klugheit immer wieder den geriebensten Nachstellungen und Fallen lächelnd ein Schnippchen schlägt. Herodot berichtet, daß der ägyptische König Rampsinetes dem tollkühnen Plünderer seiner Schatzkammer „als dem Klügsten unter den Menschen“ seine Tochter zur Ehe gab. Wer einem Besitzenden einen Teil seines Gutes entreißt, wer einem, der sich da weise wähnt, einen witzigen Streich spielt, wer einem Höherstehenden ohne Grund eine Schmach antut, ein Weib klug überlistet, mit Schlaueit über den Stärkeren triumphiert, der hat eben zu allen Zeiten nicht umsonst auf Bewunderung gerechnet. Kindlich Volk hat förmlich Hunger nach Furcht, weil sein Leben zu sicher ist, liebt die Geheimnisse, weil ihm alles noch Geheimnis ist, hat eine gewisse Bewunderung für diese Gauner, die es als ausgleichende Gerechte [349] empfindet, braucht Heldenmaße, die jenseits von Gut und von Böse liegen, und sucht sie außerhalb seines gewohnten Lebensrahmens, der ihm die Größe beengt. So erfand das Märchen die Riesen und den Mann, der das Gruseln gern lernen will, und die Sage die Helden und Recken mit ihren übermenschlichen Taten, so schmückt die religiöse Legende des Mittelalters das Leben seiner heiligen Vorbilder mit mystischen Geheimnissen und Zaubern. „Es ist wunderbar“, läßt Goethe in der „Novelle“ den Fürsten sagen, „daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will“ und gibt später die Erklärung, „die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Atem zu holen.“

Und ist es nicht in der Jetztzeit noch genau so? Das Volk hat der Schinderhannes immer mehr interessiert als der Faust, aber auch gebildete Kreise haben an dem Steigen und Fallen eines Abenteuererdaseins mehr als nur juristisches oder psychologisches Interesse genommen. Natürlich hat sich für sie das Problem des Abenteurers verfeinert und etwa seine Gipfel erklimmen in Don Juan, dem Abenteurer des Herzens, in Münchhausen, dem Abenteurer der Phantasie, in Casanova, dem universalen Abenteurer der Wirklichkeit. Dieser Abenteurer ist Freiwild, und gerade dies freie Leben bedeutet für ihn wie seine Bewunderer das Verlockende, Bezaubernde. Er findet es wundervoll, sich frei zu sehen von jeder Pflicht, von all den kleinen und kleinlichen Fesseln und Schnüren, die das [350] Wesen des Menschen niederhalten, solange er unter seinesgleichen lebt; frei von all den Kümmerlichkeiten, die sein Leben in dem Maße bedrücken, daß es ihm nicht mehr zu Lust, sondern zur Last wird. Er haßt die Gesellschaft, haßt ihren unfehlbar funktionierenden Mechanismus, haßt die berechnete Ausgeklügeltheit ihrer Gesetze, ihre blinde Grausamkeit, ihre kaum versteckte Heuchelei, die abschreckende Häßlichkeit ihrer Armut, die Frechheit ihres Reichtums und die unausmeßbaren Tiefen des maskierten Verfalls. Und gilt sein Haß nicht lauter hassenswerten Dingen, fühlt nicht ein jeder, daß vieles „faul ist im Staate Dänemark“? Und beugt sich doch den Gesetzen der Konvention, weil das Leben des Alltags es verlangt? Eben des Alltags! Der Abenteurer aber ist kein Alltagsmensch. Deshalb lebt er außerhalb des Zwanges der Gesetze und fragt nicht nach der Komödie der Konvention. Frei zimmert und künstelt er sich und sein Leben nach eigenem Ermessen, und indem er nur dem Geschick und Zufall sein Leben gleich einem Spielball überläßt, gibt er uns in dem Auf und Ab seines Lebensweges ein Spiegelbild der unendlichen Möglichkeiten jeglichen Seins.

Der moderne Abenteurer Europas ist der Hochstapler. Ein Cagliostro, der Schiller zu seinem „Geisterseher“ anregte, ein Casanova, dem doch Friedrich der Große eine Erzieherstelle in einem seiner Kadettenhäuser anbieten ließ und der als Schloßbibliothekar seine Memoiren schrieb, – sie säßen heute längst hinter Schloß und Riegel. Der erste starb 1795, dieser 1798. Das 19. Jahrhundert [351] hat – auch eine Folgeerscheinung der französischen Revolution – den europäischen Abenteurer außerhalb der Gesetze gestellt, über die er sich selbst immer hinweggesetzt hatte. Die alte Welt wurde zu bürgerlich für die Kinder der Freiheit. Und so wurde man „europamüde“. Ein dem Stoff und dem Inhalt nach ganz neuer Abenteuerroman erwuchs, der sich unbekannte Länder, besonders Amerika zum Schauplatz erkor. Der Abenteurer der Vergangenheit war einfacher oder erscheint uns wenigstens so, und seine Zeit hat ihn weniger vielseitig gesehen und geschildert. Auch das Ritterepos des Mittelalters steckt voller

Aventiuren. Aber das Abenteuer an sich ist damals das Wichtigste, der Abenteurer selbst trat hinter den mehr oder weniger typischen Situationen zurück. Und vor allem: Der Held der Ritterzeit ist Held und Abenteurer immer nur in den Grenzen der Konvention, und das Riesenmaß seines Seins und Werdens steigt zur Höhe empor und fällt nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen. So starr waren diese Gesetze (Form und Fluch in Eins), daß selbst die Lächerlichkeit sie nur mühsam niederzwingen konnte. Ein Ulrich von Lichtenstein, dieser Don Quijote des Minnedienstes, wurde mit seiner abenteuerlichen Liebesfahrt völlig ernst genommen. Und viele dieser lustigen Minnedienste haben im galanten Roman noch durch Jahrhunderte gelebt.

Der Abenteurer aber muß gesetzlos sein. Ihn konnte nicht das Rittertum gebären, aus den Konflikten des ringenden, rebellierenden Volkes mußte er hervorgehen und ging er hervor.

[352] Der Schelm unserer „Volksbücher“ ist sein Vorläufer. Er verdankt sein Entstehen der mehr oder weniger scharf empfundenen sozialen Ungerechtigkeit und erringt als Repräsentant der unteren Volksklassen seinen Ruhm und seine Beliebtheit dadurch, daß er durch List, durch Betrug oder Gewalt den Reicheren oder Höhergestellten dem Gespött seiner Mitmenschen preisgibt. Nichts ist ihm heilig, Gesetze gelten ihm nichts, und gerade an der Autorität reibt er sich am liebsten. Im Königssaal ist er zu Hause, wie in der Bauernhütte, vor Kirchtüren und Klostermauern macht er nicht Halt und die selbstverständliche Ungeniertheit, mit der er den Gesetzen vom Rang und Gesellschaft spottet, beweist das rebellierende soziale Begehren jener Zeit. In diesem Sinne ist Till Eulenspiegel, der im 14. Jahrhundert gelebt haben soll, dessen Streiche seit 1500 etwa in steigendem Maße Nord und Süd, Hoch und Nieder zum Lachen brachten, der erste Abenteurer unserer Literatur: ein sozialer Abenteurer!

Aehnliche wirtschaftliche Verhältnisse ließen im sechzehnten Jahrhundert in Spanien den Pikaro, den Schelmen oder Gauner entstehen. Es war dies die Zeit, als Spanien, zum erstenmal politisch und religiös geeint, durch die Wahl seines Königs Karl zum deutschen Kaiser die Herrin der Welt wurde. In Amerika gewann das Mutterland einen neuen Weltteil, der es mit Gold überströmte. In diesem Reich ging die Sonne nicht unter. Spaniens Truppen kämpften in aller Welt, der Schritt spanischer Bataillone hallte auf den Plätzen Mailands und **[353]** Neapels, Brüssels und Antwerpens und das Blut tapferer spanischer Soldaten floß für des Glaubens und der Heimat Ruhm und Ehre im kalten, nebeligen Norden Europas und unter der sengenden Sonne des südlichen Amerika. Die unendliche Weite dieser politischen Beziehungen wuchs aber über die Kraft des kleinen Mutterlandes hinaus. Spaniens Ruhm trank Blut und immer wieder Blut, und das Volk war schließlich nicht groß und zahlreich genug, um die Größe dieses Ruhmes mit voller Münze zu bezahlen. Die inneren wirtschaftlichen Zustände des Landes, das äußerlich Europa zu seinen Füßen sah, waren teilweise traurigster Art. Damals war der Gassenbub, der Pikaro, eine hochangesehene Persönlichkeit. Nicht nur, daß Murillo, Spaniens Lieblingsmaler jener Zeit, sein Leben mit Pinsel und Farbe der Nachwelt überlieferte, eine ganze, weitverbreitete Romangattung (die *novela picaresca*) befaßte sich ausschließlich mit ihm. Das erste Werk dieser Art ist der Lazarillo de Tormes, die Geschichte des kleinen Lazarus, der „von Tormes“ sich nennt, weil er auf einem Flusse dieses Namens in einer Mühle das Licht der Welt erblickte. Schon dieser Vorgang ist natürlich symbolisch; von vornherein hat der „Held“ keinen festen Boden unter den Füßen.

Das Buch bedeutet einen Markstein in der Weltgeschichte des Romans. Es ist die erste „Ich-Erzählung“ der europäischen Literatur und das erste Werk, das mit seinem ganzen Stoff in der plattesten Alltäglichkeit bleibt. Und noch etwas kommt hinzu: der Schelmenroman ist sozial parteiisch, **[354]** kämpft für die Plebejer gegen die Patrizier. All diese „Ritter vom Rinnstein“ bringen es zu etwas in der Welt, nicht durch die unbequemen Mittel von Fleiß, Arbeit und Tugend, sondern durch Gerissenheit, Schläue und Frechheit. Hier sah jetzt jeder seine Zukunft in rosigem Licht, jeder Gassenbube fühlte den Marschallsstab im Tornister, was der kann, kann ich auch – und Auflage folgte auf Auflage. Die Pikaros mehrten sich, sogar eine Pikara folgte. Die bunte Welt wechselnder Schicksale und Abenteuer, die den Leser mit dem Leben der verschiedensten Berufsklassen und Völker bekannt machte, fesselte Jung und Alt.

Mittlerweile hatte das Werk seinen Weg nach Frankreich gefunden. Der Figaro ist der französische Pikaro. Aber auch sein Charakter erfuhr in Paris eine Wandlung, und nicht gerade zum besten. Der Lazarillo und seine Nachfahren waren im Grunde doch harmlose Abenteurer. Gewiß waren sie alles weniger als Tugendbolde, aber im Grunde verdanken sie ihren Aufstieg auf der Leiter des Glücks doch in erster Linie einem überlegenen Mutterwitz und der Fähigkeit, im Notfalle wie eine Katze immer wieder auf alle Viere zu

kommen. Sie sind Naturkinder und meinen es nicht schlimm. Gil Blas ist der Typ des französischen Pikaro, der um Vieles bewußter ist und damit um Vieles unmoralischer wirkt. Mit Vorliebe beginnt er als Kammerdiener, eignet sich die Manieren der „Welt“ an und hochstapelt sich dann zu Ehren und Würden hinauf. Allerdings ist er auch vielseitiger, und die Fülle der Erlebnisse und Gestalten, die unerschöpfliche **[355]** Phantasie, die in Gil Blas selber leben, werden dem Buch immer wieder Leser und sogar begeisterte Freunde zuführen.

Nach Deutschland kam der Schelmenroman 1615; kurzerhand steckte man den landfremden Spanier in ein deutsches Gewand. Der Pikaro nannte sich nun „Landstörzer“ oder „Maußkopf“, und die Zeit war bald genug wohl darnach angetan, diese Figur auch bei uns zu einer allbekannteren zu machen.

Es kam der Dreißigjährige Krieg, in dem ein Soldat Johann Jakob von Grimmelshausen etwa fünfzehn Jahre lang den Degen und die Feder führte (er wurde aus einem Musketierer ein Regimentsschreiber), ein Soldat, der später der größte Prosadichter unserer Literatur des siebzehnten Jahrhunderts wurde. Er lernte von dem Schelmenroman, und schuf dann aus eigenem Erleben in seinem Simplizissimus den *Abenteurer des Krieges*. Was er hörte und sah, was er dachte und fühlte – das alles hat der Sohn dieser traurigsten Zeit unseres Vaterlandes in sein abenteuerliches Buch hineingeschrieben: Mord und Brand, Raub und Plünderung, Kampf und Schlacht, Elend und Not, tapfere Reiterstücklein und feiger Ueberfall. Die ganze Zeit mit der Vielgestaltigkeit ihres Erlebens wird uns in all den Figuren lebendig, die Grimmelshausen in seinem Simplizissimus und den simplizianischen Schriften geschaffen hat. Und doch ist das schicksalreiche, hin- und hergeworfene Soldatenleben, das sich da vor uns abspielt, mehr als das eines reinen Abenteurers. Im Simplizissimus ist alles auf Innerlichkeit **[356]** gestellt. Aus der Stille seiner Einsamkeit reißen diesen Knaben, der das Leben gar nicht kennt, der in jedem Betracht „ein tumber Tor“ ist, rohe Soldatenfäuste ins Kriegstreiben hinein. Und nun schreibt auf das unbeschriebene Blatt dieser Kinderseele das Leben seinen Roman von Schuld und Sühne, von Hoffart und Buße, von der Liebe Lohn und Leid. Alles äußere Geschehen sind nur Stufen auf dem Weg der inneren Erfahrung dieses Mannes, der zum Schlusse eines Lebens voller Abenteuer und Schicksale, bepackt mit Glück und belastet mit bitteren Enttäuschungen, als Einsiedler wieder in die Einsamkeit zurückkehrt, aus der er kam. Grimmelshausens Simplizissimus bedeutet den Höhepunkt des deutschen Abenteuerromans.

Inzwischen war der *Reisroman*, ein Abkömmling der Odyssee, den schon das Mittelalter in einigen seiner Volksbücher geliebt hatte, wieder modern geworden. Besonders seit der Entdeckung Amerikas war er mit seinen zahlreichen und phantastischen Nachrichten über fremde Völker, ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche, zu neuem Leben erwacht. Mit der Wahrheit nahmen es aber diese Reiseerzähler, teilweise aus Unkenntnis, teilweise aus Sensationslust, nicht allezu genau. Das Volk wollte eben möglichst unglaubliche Geschichten. „Aufschneiden ist keine Kunst, sondern in gegenwärtiger Zeit fast das gemeinste Handwerk“, sagt schon Grimmelshausen und schildert dabei selbst in humorvoller Weise, wie er durch die tollsten Aufschneidereien geduldige Zuhörer von seinen weiten Reisen überzeugt hat. Eine scharfe, unendlich **[357]** komische Satire gegen diese *Abenteurer der Reise* schrieb Christian Reuter in seinem Schelmuffsky (1696/97). Auch in diesem Buch lebt etwas von jenem sozialen Geist, den wir bereits im Till Eulenspiegel gefunden haben; aber während er dort noch rebelliert, versteht er es hier bereits, über eigene Fehler zu lachen. Das alberne, die Manieren und Gepflogenheiten des Adels rein äußerlich nachäffende Bürgertum hat keinen besseren und witzigeren Beurteiler gefunden, als diesen Schelmuffsky, das prächtig gelungene Porträt eines plebejischen und ruhmredigen Faulpelzes, der von seinen Kavaliersmanieren und Kavalienserlebnissen in aller Welt mit solcher Unverschämtheit berichtet, daß man ihm – „der Tebel hol mir,“ so lautet sein ständiger Fluch – wahrhaftig glauben möchte.

Mittlerweise stieg die Zahl der Abenteurer durch alle möglichen Einwanderungen über unsere Grenzen und durch Nachahmungen der bereits vorhandenen ins Ungemessene. Die Literatur der Landstörzer, Simplizissimi, der aus Frankreich herübergekommenen Avanturiers und der in Bälde auftauchenden Robinsone, nimmt so überhand, daß ein vielgelesenes Reisewerk jener Zeit mit Recht meint: „Man könne mit all diesen Abenteuern den Rheinstrom leichtiglich abdämmen.“ Der berühmteste der Reiseabenteurer wurde der *Robinson*. Alles an diesem Buch, das erstmalig 1719 in London erschien, ist abenteuerlich. Abenteuerlich sein Verfasser Daniel Defoe, abenteuerlich das Schicksal des ursprünglichen Helden der berühmten Erzählung Alexander Selkirk, abenteuerlich endlich die Erlebnisse **[358]** des Buches selbst. Es wurde sofort nach seinem Erscheinen in die bekanntesten europäischen Sprachen übersetzt und gehört jetzt

mit der Bibel und dem Don Quijote zu den gelesenen Büchern der Welt. Wenn auch die pädagogische Ausnutzung dieses Werkes im Lauf der Jahrhunderte mehr den Kampf Robinsons um sein Leben und seine Lebensbedingungen auf der einsamen Insel in den Mittelpunkt gestellt hat, so bleiben doch, und vor allem für die zahlreichen Nachahmungen, auch jene zahlreichen Schicksale von Wichtigkeit, die der dem Elternhaus entlaufene Robinson vor dem Erreichen seiner einsamen Insel auf seiner abenteuerlichen Weltfahrt erlebt. Und so sehr wir jetzt gewöhnt sind, im Robinson einen abenteuerlichen Pionier zu sehen, dessen Leben auf der Insel den Entwicklungsgang der Anfänge aller Kultur im Kleinen darstellt, ebenso sehr hat jene Zeit und haben vor allen Dingen die zahlreichen Nachschreiber in Robinson vor allem den Abenteuer der Reise gesehen. Das Buch erfreute sich bald einer solchen Beliebtheit, daß mindestens jedes Land, sogar manche Provinzen ihren eignen Robinson hatten, es gab räsonnierende, geistliche, moralische, gelehrte, medizinische, man nummerierte mit eins, zwei und drei, schuf, wie es früher eine Pikara und eine Landstörzerin gegeben hat, eine Madame Robunse und eine Jungfer Robinsone, die alten Abenteuerer schlüpften schleunigst in dieses neue Gewand und trugen es mit Anstand; kurzum, in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts beherrscht der soziale, der [359] kriegerische und der Reise-Abenteurer im weitesten Umfang unsere volkstümliche Literatur.

Um die gleiche Zeit erwuchs aus englischen und französischen Anregungen und Einwirkungen in wunderbar kurzer Zeit ein selbständiger deutscher Roman. Gellert steht mit seinem „Leben der schwedischen Gräfin von G.“ (1746) bereits unter dem neuen Einfluß, bietet aber noch einmal das gesamte Rüstzeug der bunten Abenteuerwelt auf, um eine These zu beweisen, die so unabenteuerlich wie möglich ist. So wurde das Buch – literarhistorisch für die sterbende und beginnende, hier noch einmal sich treffenden Richtungen von höchstem Interesse – in jeder Beziehung ein Mischprodukt, und dieser damals „moralisch“ genannte Roman wirkt auf die heutigen Leser im höchsten Grade unmoralisch.

Dreißig Jahre später (1776) – mittlerweile waren Wielands „Agathon“ (1766) und Goethes „Werther“ (1774) erschienen – gab Joachim Christoph Bode, der bekannte Uebersetzer englischer Romane, ein zweibändiges Sammelwerk „Die Abenteuer“ heraus, das eine lose Sammlung von Plaudereien, Skizzen und Novellen im Stile der damaligen englischen Zeitschriftenliteratur enthält. Das Werkchen scheint mir in einem gewissen Sinne für das Ende des damaligen Abenteuerromans bezeichnend zu sein. Es ist eine Satire, eine Parodie. Als der Held des Buches, der Abenteuerer, „der immer noch Gelegenheit hat, sich Ehre zu verdienen“, ist der Schriftsteller, der Autor selbst gemeint, der gegen eine Welt von Unverständigkeit wagemutig ins [360] Feld zieht. Als Vorbild wird ein irrender Ritter erwähnt, unter dem selbstverständlich Don Quijote zu verstehen ist. So muß dieser Ritter von der traurigen Gestalt, der den alten Romanen den Untergang bringen half, in dessen Waffen Wieland gegen die Feenmärchen, Musäus gegen das Grandisonfieber gefochten hatte, hier auch noch gegen den Abenteuerroman in die Schranken treten.

Ohne fühlbaren Zusammenhang mit der besprochenen Abenteuerliteratur beginnt um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts der Ritter- und Räuberroman seinen verderblichen Einfluß. Wie einst aus den Ritterepen die billigen Volksbücher der Jahrmärkte geworden waren, von denen uns Goethe noch erzählt, so geht dieser neue Ritterroman auf den heroisch-galanten zurück, den die literarisch leitenden Kreise etwa hundert Jahre vorher als veraltet beiseite gelegt hatten. Als nun Goethe mit seinem „Götz von Berlichingen“ das Rittertum auf die weltbedeutenden Bretter führte, erinnerte sich Bernhard Wächter dieser vergessenen Dichtungsart und brachte sie aufs neue zur Blüte. Unberufene Nachschreiber bemächtigten sich dann, als das Rittertum neuerdings Mode wurde, des dankbaren Stoffes und befriedigten den Lesehunger des Volkes in einer angsterregenden Weise. Die von ihnen geschilderten Ritter sind die hervorragendsten Muster aller Helden. Ihr Arm ist unbesiegbar, ihre Kraft nicht zu beschreiben, geradezu entsetzlich ihr blutiger Grimm. Kalt wühlen sie im Herzblut lachender Buben und [361] weinen der leidenden Unschuld gefühlvoll ihre Tränen nach. Und ebenso böse ist der feindliche Ritter, in dessen Herz der Teufel sein ständiges Domizil aufgeschlagen hat; er arbeitet mit Giften, Dolchen und Verschwörungen, wie der Anstreicher mit Farbe und Pinsel, und wenn er am Schluß der vielen Bände dem rächenden Arm des tapferen Unschuldsschützers zum Opfer fällt, reißen sich die Teufel um seinen Leichnam in den Lüften mit Geheul.

Neben dem [den] Ritter trat nach Schillers Vorbild der Räuber, der edle, gefühlvolle Räuber, wie Karl Moor es ist. Und diesem von Rousseauschen und revolutionären Ideen beherrschten Publikum erschienen die

Räuber wirklich als große Männer, denen nur die Verkehrtheit der staatlichen Einrichtungen nicht den nötigen Spielraum gönnte, um sich als wirkliche Helden zu betätigen. So stürmen sie durch die Welt als die personifizierte ausgleichende Gerechtigkeit: Wo ein Reicher oder Glücklicher wohnt, lassen sie Brand und Mord und Verzweiflung zurück, doch wo ein Armer in Tränen sein Brot ißt, da spenden sie Segen und Hilfe oder reiten wenigstens ergriffen und gefühlvoll vorüber. Der Ahnherr dieser Räuberhelden war Heinrich Zschokkes berühmter Bandit Abällino, ihr bekanntester der Valoroso Kapitano Rinaldo Rinaldini, den Goethes Schwager Christian August Vulpius 1798 in drei Bänden zu je drei Büchern in die Welt hinaus schickte. Spieß und Cramer vermischten dann das neue Ritterideal mit dem neuen Räuberideal, und nun begann kurz nach der Jahrhundertwende wiederum eine Hochflut gefährlichster Abenteuerliteratur, **[362]** die gerade in der Zeit unserer klassischen Dichtung das weite Lesepublikum und die neuerstehenden Leihbibliotheken fast völlig beherrschte. Im ganzen sollen zweihundertsiebenundsechzig Schriftsteller dieser Schauerromantik die Welt mit ihren dickleibigen Werken erfreut haben. Aber selbst diese Richtung bewegte sich noch einmal wieder in aufsteigender Linie, als es Fouqué gelang, in seinen Werken den echten alten Rittergeist dem Empfinden weiterer Kreise wieder nahe zu bringen.

Aber damit stehen wir bereits im neunzehnten Jahrhundert, das einer besonderen Betrachtung bedarf, weil es, anknüpfend an die Rousseausche Idee des „Zurück zur Natur“ mit der weitverzweigten *exotischen Dichtung* eine ganz neue Richtung des Abenteuerromans begründete, die an ihrer Spitze den Namen Chateaubriand führen darf, und die auf Grund neuen und eigenen Erlebens den alten, müde gewordenen, schließlich zur Hintertreppen-Literatur zerschriebenen Abenteuerroman zu frischem Blühen wieder emporhob.

Das Recht auf Phantasie

Eine juristische Plauderei

Von Geh. Hofrat Univ.-Prof. Dr. D. Emil Se h l i n g

Der Gesetzgeber formuliert in nüchternen Paragraphen die Rechtsgedanken einer Zeitepoche. Aber das pulsierende Leben und die rechtsgestaltende Kraft der Volksseele arbeiten beständig weiter; sie strömen neue Ideen aus, treiben neue Probleme an das Tageslicht; ein Schriftsteller beginnt schüchtern die neue Idee anzurühren, dann mehren sich die Stimmen, die Presse beginnt sich der Dinge zu bemächtigen (sei es auch nur, weil sie die großgedruckte Ueberschrift „Vor der Entscheidung“ verwerten kann); dann werden die Gerichte vor die Aufgabe gestellt, neue Lebensformen nach den alten Gesetzen im modernen Geiste zu behandeln (wobei dann die sogenannte öffentliche Meinung ganz ungerechter Weise die Juristen für die alten Gesetze verantwortlich macht); dann kommen die Fachzeitschriften, die Juristentage und endlich hinkt der Gesetzgeber hinterdrein, formuliert das Problem, der Richter kann es nun anwenden, wie es durch den (selbstverständlich durch Kompromiß der Parteien meistens nicht verbesserten) Gesetzeswillen anerkannt ist – und das freie Spiel der Kräfte, das Ringen der **[364]** Volksseele nach idealer Ausgestaltung des Rechtes beginnt von neuem.

Wie lange hat es z. B. gedauert, bis der Gesetzgeber den wichtigen Begriff der Persönlichkeitsrechte anerkannt hat, zu dem als eine Unterart auch die Urheberrechte gehören. Wie gewunden und unjuristisch hat z. B. noch Kant¹⁴⁴ das ausschließliche Recht des Autors auf sein Buch verteidigt: Das Buch sei eine Rede des Autors an das Publikum, die der Verleger als Bevollmächtigter halte, während der Nachdrucker als unbeauftragter Geschäftsführer wider Willen des Autors in dessen Namen spreche. Heute ist die Wissenschaft längst mit dem Problem fertig, die Gesetzgebung aber entfernt noch nicht¹⁴⁵. Die Wissenschaft bezeichnet als Persönlichkeitsrecht das Recht freier Betätigung der eigenen geistigen und leiblichen Kräfte, innerhalb der von der Rechtsordnung gezogenen Schranken¹⁴⁶. Die Rechtsordnung erkennt aber durch besonderen Schutz nur einige bestimmte Formen dieses Rechtes an, z. B. die Rechte des Autors auf sein Werk, oder das Recht des Menschen auf seinen Namen. Keinen Schutz aber habe ich z. B. gegen den Liebhaberphotographen, der mich auf der Straße gegen meinen Willen abknipst; es gibt also kein geschütztes Recht auf das Körperbild. Gibt es ein Recht auf Arbeit? – **[365]** heute könnte man fast fragen, gibt es ein Recht auf Arbeitslosigkeit? Gibt es ein Recht auf den Selbstmord? (Wenn ja, dann wäre wenigstens jener Rechtsfall leicht zu entscheiden, in welchem ein Erhängter seinen Lebensretter wegen Beschädigung des Strickes auf Schadenersatz verklagt hat.) Gibt es ein Recht auf Phantasie? Man sollte meinen, daß das überhaupt keine Frage sei, da wir doch Gedankenfreiheit haben. (Gedankenfreiheit hat die Menschheit übrigens stets gehabt, sie brauchte daher von Marquis Posa nicht erst überflüssigerweise erbeten zu werden; anders steht es mit der Gedankenäußerungsfreiheit.) Ebenso wie das Recht, „Gedanken“ zu haben – mehr oder weniger wertvolle, vielfach auch gar keine – steht auch das Recht auf Phantasie jedem zu, er kann davon besitzen soviel er will. Auch betätigen? Gibt es ein Persönlichkeitsrecht auf die freie Betätigung der Kräfte der Phantasie? Gerade unserem Karl May wird von seinen Gegnern seine überreiche Phantasie vorgeworfen. In der Wendung – hat der May aber eine Phantasie! – klingt stets ein gewisser, mißbilligender, nach dem Vorwurf der Lüge hieselender Unterton mit. Dem gegenüber ist das subjektive Recht auf freieste Betätigung der Erfindungsgabe, der Kombinationsgabe zu betonen. Man braucht nicht bloß an den Dichter oder den Erfinder zu denken. Man gehe in das praktische Gebiet der Rechtspflege. Der Kampf zwischen dem Detektiv und dem Verbrecher, ist das nicht ein Spiel freier Phantasie? Wenn die Erfindungsgabe der Polizei aus der hinterlassenen Spur eines Daumenabdruckes **[366]** mit absoluter Sicherheit den Täter ermittelt, so lehrt die Phantasie den Verbrecher mit Glacéhandschuhen arbeiten; wenn die Klugheit der Justiz die Spur des Verbrechers durch den Polizeihund verfolgen läßt, so weiß der Verbrecher dieses Ergebnis durch Bestreichen seiner Stiefelsohlen mit einer

¹⁴⁴ Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Königsberg 1797, S. 127.

¹⁴⁵ Vgl. Dr. R u d o l f B e i s s e l, Die Nebenluftausgaben im deutschen Verlagswesen. Leipzig 1917. Verlag Haupt und Hammon.

¹⁴⁶ G i e r k e, Deutsches Privatrecht I, 713.

Substanz zu verhindern, bei deren Geruch der Hund die Aufnahme der Verfolgung verweigert.

Was sind die Detektivromane eines Emile Gaboriau, Edgar Allan Poe, Conan Doyle anders als Phantasien? Man bestaune die Phantasie eines Manolescu, des „Fürsten der Diebe“, in seinen Memoiren!

Ich ging einmal mit einem Kollegen aus einem Theater, in dem eine scharfsinnige amerikanische Detektivkomödie gespielt worden war, nach Hause; da entrang sich der Brust meines sehr gescheiterten Kollegen der Seufzer: „Ach, wenn ich doch auch so klug wäre, wie jener Detektiv!“ Ich bemerkte: „Es ist niemand da, der Sie daran hindern würde“, und wollte damit natürlich nur den juristischen Gedanken zum Ausdruck bringen, daß es ein Persönlichkeitsrecht auf freie Betätigung aller Geisteskräfte, also auch auf Kombinationsfähigkeit und Phantasie gäbe. Was ist Phantasie anderes als freigestaltende Kombination von vorhandenen oder nicht vorhandenen Elementen? Wenn der Bauer seinem Rechtsanwalt erzählt, daß er bei der Brautschau betrogen worden sei, weil man ihm seine Braut nur in dunkeln Kuhstall gezeigt habe, so daß er nicht habe entdecken können, daß sie einäugig sei, sondern dies erst nach der Hochzeit gemerkt habe, **[367]** und daß er deshalb die Frau nicht behalten wolle und auch nicht zu behalten brauche, weil hier doch ein „Gewährsmangel“ vorliege: so beweist der Bauer eine wirkliche Phantasie, deren groteske Komik allerdings nur der Jurist ganz zu würdigen weiß und die hoffentlich auch der Rechtsanwalt mit der nötigen Phantasie zu behandeln wissen wird.

Wer hat nun aber wohl ein stärkeres Persönlichkeitsrecht auf Betätigung seiner Phantasie als der Dichter, der den Satz bewahrheitet:

„Ewig jung nur ist die Phantasie.“

Alles ganz schön und gut, höre ich den Moralisten von Beruf und ohne Beruf, höre ich viele Dritte (es soll dies kein Gegensatz zu Moralist sein) sagen: Bei Karl May ist das etwas anderes. Wieso? Warum? Ist seine Phantasie ausschweifender, unwahrscheinlicher, unmöglicher, moralisch verwerflicher, als die eines Dumas, Verne, Jókai, Poe – ich wähle mit Absicht ausländische Namen, weil sie deutschen Lesern viel näher liegen, als deutsche Namen. Nein; deshalb nicht, aber aus einem anderen Grunde. Karl May stellt alle diese Erzählungen als seine eigenen Erlebnisse hin, er schildert alles so lebensvoll, wie wenn er selber alle diese Heldentaten vollbracht hätte, wie wenn er alle diese gewaltigen Sprachkenntnisse besessen hätte und wie wenn er gewissermaßen seine Selbstbiographie herausgebe, während er doch niemals in den Ländern gewesen ist, die er mit so glühenden und, wie man nicht leugnen will, lebenswahren Farben schildert; und das ist unerlaubt, das ist Lüge. –

Wer so urteilt – und die Zahl solcher Urteiler **[368]** ist groß und scheinbar unausrottbar, wie der Löwenzahn in meinem Garten – der beweist nur, daß ihm eine Literaturgattung nicht oder ungenügend bekannt ist; es handelt sich bei Karl May um nichts anderes, als um die Verwendung einer uralten literarischen Form, nämlich der des sogenannten Ich-Romans oder der Ich-Erzählung und diese Form ist so alt, wie die menschliche Kultur. Gestatten Sie mir, lieber Leser, einige literatur-geschichtliche Aufklärungen. Ich kehre dann wieder zu jenem Vorwurfe zurück.

Schon die alten – Sie werden erwarten, verehrter Leser, daß ich fortfahre – Römer oder Griechen, nein, viel weiter zurück, schon die alten Aegypter kannten diese Kunstform. Aus der Zeit des mittleren Reiches – etwa 2130 – 1930 vor Christus – sind uns zwei solcher Ich-Erzählungen erhalten. In der einen erzählt ein Reisender seine Abenteuer auf der sagenhaften Schlangeninsel¹⁴⁷ und in der anderen berichtet ein Flüchtling namens Sinuhe über seine Schicksale unter den syrischen Beduinen¹⁴⁸. Ich teile ein Stückchen aus den Erzählungen dieses ägyptischen Karl May mit:

Der Flüchtling kommt zur Fürstenmauer.

„Da kauerte ich mich im Gesträuche nieder, aus Angst, daß mich die Wächter, die auf dem Dache die Wache hatten, sehen könnten. Zur Nachtzeit ging ich weiter und erreichte bei Tagesanbruch das Land Peten. Als ich mich dem See Quem-uêr (offenbar einem der Bitterseen) genähert hatte, **[369]** fiel der Durst auf mich ... und mein Hals glühte. Da sprach ich: ‚Das ist der Geschmack des Todes‘ ... Ich raffte meine Glieder zusammen: ich hörte das Brüllen einer Herde. Ich erblicke einen Asiaten ... Er gab mir Wasser, und ich kochte mir Milch. Da ging ich mit ihm zu seinem Stamm ... und ein Volk gab mich an das nächste weiter ... dann nahm mich Amu'-en-sch'e, der der Fürst des oberen Landes Tenu ist, zu sich und sagte zu mir: ‚Bleib du bei mir, damit du etwas von Aegypten hörst‘. Er sagte das, weil er wußte, wer ich

¹⁴⁷ Adolf Erman, Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Bd. II, S. 671 ff.

¹⁴⁸ Ebendort, S. 494 ff.

war; er hatte von meiner Tüchtigkeit gehört ... Da sagte er weiter zu mir: „Warum bist du bis hierher gekommen? ...“

Auch der griechische Roman der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung kennt die Ich-Form. Diese Kunstform übernahm dann das Christentum. Es verdrängte die heidnischen Liebes- und Abenteuergeschichten durch Romane mit religiöser Tendenz; das phantastische Element blieb, nur die Tendenz änderte sich. Diese Form herrscht in den seit dem 4. Jahrhundert entstandenen Mönchsromanen, die zur Verherrlichung der Askese erfunden wurden. Hier handelt es sich um fabelhafte Erlebnisse der Heiligen mit Löwen, Schlangen, Zentauren, Dämonen, wunderbaren Völkern usw., und mit besonderer Vorliebe wird die Form der Selbsterzählung in dieser christlichen Belletristik gewählt. So muß der Einsiedler Malchus seine Erlebnisse selbst vortragen; hier fehlt es dann nicht an den üblichen Bestandteilen eines echten Abenteuerromans, an einem Beduinenüberfall, an Gefangenschaft, an einer aufregenden Flucht usw. Die Sammler solcher Mönchsgeschichten erklären stets, daß sie die Helden ihrer Geschichten selbst besucht **[370]** und gesprochen haben; sie betonen die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte und derjenigen ihrer Helden. Theodoret bemerkt, daß, wer seinen Erzählungen nicht Glauben schenke, vermutlich auch die Wunderberichte der Bibel nicht für wahr halte. Das phantastische Märchen des römischen Makarius (in dem u. a. berichtet wird, daß, als Makarius einmal doch von sinnlicher Lust überwältigt worden war, die Löwen ihm zunächst verächtlich den Rücken zudrehten, dann aber ihn bis zum Halse eingruben und ihn erst nach drei Jahren wieder aus dieser Lage befreiten) erscheint als Reisewerk dreier Mönche und diese berufen sich dreist darauf, daß es ja viel sicherer für die gewesen wäre, zu schweigen, als den Schein des Betrugers auf sich zu laden.

Der Ich-Roman erfährt eine besondere Ausgestaltung durch Augustin in der Form seiner „Confessiones“ (397). Diese erste wirkliche Selbstbiographie, d. h. dieser erste wirkliche Versuch, die Entwicklung der inneren Persönlichkeit darzulegen, nicht nur Rückschau auf das tatsächlich Durchlebte, sondern vorwiegend Innenschau zu sein, ist das Vorbild aller späteren geworden. Die Ich-Erzählungen erhalten sich das ganze Mittelalter hindurch in den verschiedensten Formen, in Dante und Petrarca treten sie in ein neues Stadium, in Rousseau (der seine Bekenntnisse sogleich mit der handgreiflichen Unwahrheit beginnt, daß er ein Werk ohne Beispiel schreibe, obwohl schon der Titel und noch mehr die Grundgedanken die Abhängigkeit von Augustins „Confessiones“ erkennen lassen), in Goethe haben die Ich-Darstellungen ihre glänzenden Vertreter **[371]** gefunden (vgl. für das Vorstehende die Rektoratsrede von Bezold, Erlangen 1893).

Karl May kann sich also zum mindesten für die von ihm gewählte Kunstform auf eine lange Reihe von Vorbildern berufen. Man kann sogar (wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf) in seinen Werken eine Wiederholung jenes großen oben skizzierten Entwicklungsprozesses des Ich-Romans feststellen. Karl May beginnt mit dem reinen Abenteuerroman, in welchem eine Tendenz nur ganz leise vorklingt; später tritt die Tendenz und zwar eine religiöse mehr und mehr in den Vordergrund, um schließlich fast das Abenteuer zu überwuchern, – es sind dies aber alles noch keine vollendeten Confessiones, obwohl sie die religiöse Ueberzeugung des Autors in breitester, freier Weise, wenn auch in vielfach mystischer Form, enthüllen und seine tiefsten religiösen Gefühle zergliedern – erst in seinem Buche „Mein Leben und mein Streben“¹⁴⁹ haben wir den vollendeten Typus der Selbstbiographie, d. h. die Darlegung der inneren Entwicklung des Verfassers, vor uns. Ob auch für seine Confessiones der harte Satz von Bezold gilt: „Die Belauschung des eigenen Herzens ist christlichen Ursprungs; was sie aber zutage gefördert hat und stetig zutage fördern wird, ist – Dichtung und Wahrheit“, lasse ich dahingestellt, aber eines ist sicher, der Vorwurf gegen die gewählte Ich-Form seiner Abenteuerromane ist unbegründet. May erzählt seine Abenteuergeschichten; er verlangt ja **[372]** gar nicht, daß man sie ihm glaube; nur gelegentlich einmal fühlt er sich gedrungen, einen etwaigen Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit zu zerstreuen. So z. B. bemerkt er „Im Lande des Mahdi“, I, 560, nach einem besonders aufregenden Erlebnis:

„Man meint, daß solche oder ähnliche Szenen nur in Romanen vorkommen; das ist sehr richtig, denn – – das Leben ist der fruchtbarste und phantasie reichste Romanschreiber, welcher nicht, um eine unmögliche Situation zu ersinnen, ein Dutzend Gänsefedern zerkauen muß.“

Hier höre ich den grämlichen Moralisten sagen: *Qui s'excuse, s'accuse*. [Wer sich entschuldigt, klagt sich an.] Gerade im Gegenteil. Mich lacht bei diesem Satze der schalkhafte Dichter in seiner ganzen Liebenswürdigkeit an, als wenn er sagen wollte: „Merkst du etwas, lieber Leser? Mir ist es selbst bei dieser

¹⁴⁹ Aufgenommen in Bd. 34 der Gesammelten Werke, „Ich“.

Schilderung himmelangst geworden, daher muß ich mich gewissermaßen rechtfertigen“ – und man beachte auch den höchst merkwürdigen Satz mit seiner überraschenden, ganz unerwarteten Wendung hinter „denn“ – – und den beiden Gedankenstrichen. Ist es nicht genau so, als wenn der Jäger seine selbsterlebten Jagdgeschichten zum Besten gibt und gelegentlich die Wahrhaftigkeit seiner Geschichten beteuert, und zwar in umso höheren Tönen, je unwahrscheinlicher seine Geschichten werden? Der Hörer wird dadurch noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß der Erzähler jetzt seinem Persönlichkeitsrecht auf Phantasie freien Lauf lassen will. Aehnliche Wendungen sind uralte Tricks der Romanschriftsteller; wie oft findet sich z. B. bei Hackländer die geradezu stereotype Wendung „unsere höchst **[373]** wahrhafte Geschichte“ u. ä. Ja, schon in den Mönchsgeschichten des 4. Jahrhunderts kommen solche Beteuerungen vor; bei den Mönchen mögen sie bestimmten Tendenzen dienen, bei Hackländer und May betrachte ich sie als entschuldigende Verbeugungen und liebenswürdige Warnungen für allzu arglose Leser.

Denn wie der Dichter sein Persönlichkeitsrecht auf Phantasie betätigen kann, so hat auch der Leser ein Anrecht, ein Persönlichkeitsrecht auf phantastische Lektüre. Wer möchte aus der Literatur die Abenteuerromane eines Cervantes, eines Dumas vermissen? Soll denn der Leser, der Erholung und Zerstreuung sucht, nicht ein Recht auf Anregung und Befriedigung seiner Phantasie durch phantastische Lektüre haben; gibt es denn in der Literatur ein Recht auf absolute Wahrheit? Oder für den Autor eine Pflicht zur absoluten Wahrheit? Wehe dann über die Poesie!

Hat doch sogar einmal einer der bekanntesten Prozessualisten der Neuzeit, Hellwig, das Recht zur Lüge im Prozeß als ein ernsthaftes Problem behandelt, allerdings dadurch einen Entrüstungssturm entfesselt. In der Tat. Im Prozesse liegt die Sache anders als in den Erzählungen. Der Lügner schadet hier seinem Gegner in seinen Rechten, in seinen Vermögens- oder sonstigen im Prozesse behandelten Privatrechten. Aber selbst für die Lüge im Prozesse kennt die Rechtsordnung – und darin ist Hellwig Recht zu geben – keine Straffolgen, wengleich die Lüge jedenfalls hier als moralisch verwerflich und als den obersten Zwecken aller Rechtspflege, der Erforschung der Wahrheit und des Sieges des wirklichen **[374]** Rechtes, widerstrebend bezeichnet werden muß.

Aber welches Recht verletzen denn die liebenswürdigen Fabulierer May, Münchhausen, Gerstäcker? Gibt es ein Recht auf Wahrheit in der Lektüre? Es gibt für den Dichter ein Persönlichkeitsrecht auf freie Betätigung seiner Schaffenskraft – und es ist ein alter Grundsatz: „*Qui jure suo utitur, neminem laedit*“. [wer von seinem Recht Gebrauch macht, schädigt niemanden.]

Ebenso hat auf der anderen Seite der erholungsbedürftige Leser ein Persönlichkeitsrecht auf eine phantasievolle Lektüre, die ihn mit der Darstellung dessen „was sich nie und nirgends hat begeben“ über das nüchterne Leben hinweghebt. Der Moralist und Aesthet hat sein Persönlichkeitsrecht auf die ihm adäquate Lektüre; er mag dieses Recht auf seine Weise befriedigen; der Phantasiebedürftige hat ein anderes subjektives Recht; das wird ihm durch Karl May und Genossen nicht nur nicht verletzt, sondern sogar erfüllt.

Nur eine Einschränkung muß gelten, nur in einem Falle erscheint die Betätigung des Persönlichkeitsrechts auf Phantasie durch den Dichter als Unrecht, nur in einem Falle kann der Leser sich in seinem Persönlichkeitsrechte auf Phantasie verletzt fühlen und die volle Wahrheit verlangen – nämlich dann, wenn der oberste Zweck der phantastischen Lektüre verletzt wird, deren unterhaltender Charakter fehlt, mit einem Wort, wenn der Dichter langweilig wird. Alles verzeiht man dem Jäger, das schlimmste Jägerlatein, nur die Langweiligkeit verzeiht man ihm nicht.

[375] Und gerade diese Bedingung erfüllt Karl May für weiteste Leserkreise vollkommen. Unbewußt, aber unübertrefflich hat er diese unsere Gedanken in einem seiner Abenteuerromane selbst formuliert und sich, seine Werke, sein Persönlichkeitsrecht auf Phantasie und das Persönlichkeitsrecht seines Stammpublicums auf Phantasie charakterisiert und gerechtfertigt.

Im Lande des Mahdi, II, 45, läßt er nämlich einen Beduinen, dem er von seinen erfolgreichen Löwenjagden erzählt hat, ausrufen:

„O, Effendi, wie schön du lügst, nein, wie schön du lügst!“

Mag der Beduine den Schwerpunkt auf das „lügst“ legen, der deutsche Leser Karl Mays legt ihn auf das „schön“. Und das ist das Entscheidende!

Die Kriegskasse

Eine Erzählung aus den Tagen Napoleons I

Von Karl May

1. Die beiden Müller

Der Obermüller konnte den Niedermüller nicht leiden, und der Niedermüller war dem Obermüller nicht gewogen, das hatte seine guten Gründe. Die Obermühle war bis vor zehn Jahren die einzige Mühle im Tale gewesen, und ihr Besitzer hatte sich recht gut dabei gestanden; da war der jetzige Niedermüller gekommen, hatte seine neumodische Klapper an den Bach gesetzt und dem Obermüller die Mahlgäste weggenommen. War das etwa schön von ihm? Der Obermüller wenigstens hielt es ganz für das Gegenteil, zumal er den teuren Prozeß verlor, den er anstrebte, um sich seines Wettbewerbers zu erwehren. Dieser aber war ein durchtriebener Pfiffikus, lachte sich eins ins Fäustchen und hatte seine Freude über den Aerger seines nun mehr und mehr verarmenden Berufsgenossen.

Doch die zwischen den beiden Männern herrschende Abneigung hatte noch einen anderen Grund. Der Obermüller war nämlich ein echtes, braves Rheinlandskind und konnte es nicht verwinden, daß [377] sein schönes Vaterland unter dem Drucke der französischen Herrschaft seufzte, seiner besten Kraft beraubt wurde und seine reichen Hilfsquellen nach und nach versiegen sah. Der Niedermüller aber war von der Obermoseler Gegend herabgekommen, wo man heimlich nach Frankreich hinüber zu schielen pflegte, und kannte keinen anderen Herrgott, als den großen Bonaparte, der den Mut gehabt hatte, seine gewaltige Hand nach ganz Europa auszustrecken. Zwar hatte er eine Tochter, der wegen ihrer Schönheit, Sittsamkeit und Herzensgüte, vielleicht auch wegen des zu erwartenden Erbes die Jungburschen alle im Wege herumliefen, aber das machte doch die Sache nicht anders, vielmehr steigerte sich die Abneigung des Obermüllers um ein Bedeutendes, als er bemerkte, daß sie es seinem Franz auch angetan hatte, der des Abends um die Niedermühle strich und am Tage vor lauter Zerstreung statt des zu mahlenden Getreides den Kartoffelsack in den „Rumpf“ ausleerte.

Auch heut hatte er allerlei Ungebührlichkeiten, die sonst gar nicht in seiner Art lagen, begangen, und als es nun Abend geworden war, fuhr er mit den Armen in das Sonntagsnachmittagswamms und schickte sich zum Fortgehen an.

„Wo willst du hin, Franz?“ fragte der Vater mit jenem unzufriedenen Tone, der jetzt öfters bei ihm zu hören war.

„Hinunter ins Dorf; es gibt heute Tanz.“

„Wirst aber wohl nicht ganz hinunterkommen, weil dir die Niedermühle im Wege liegt.“

„So gehe ich an ihr vorbei.“

[378] „Oder bleibst ein wenig stehen, bis die Anna herauskommt.“

Franz errötete.

„Soll ich etwa vor ihr ausreißen, Vater?“

„Nein, das ist nicht notwendig; aber du weißt, daß ich das fremde Volk da unten nicht leiden mag. Der Niedermüller ist ein Franzosenfreund; er hat uns um unser Brot gebracht und ist schuld, daß wir Tag für Tag unser Leben wagen müssen, wenn wir nicht verhungern wollen. Die Anna mag gut sein, aber du kannst schon noch eine andere bekommen!“

„Aber ich mag keine andere, Vater! Wir haben uns lieb, und du würdest ihr gewiß auch gut sein, wenn du sie so kenntest, wie ich sie kenne. Sie spricht gar herzlich von dir und der Mutter und möchte gern an euch gutmachen, was ihr Vater Ungutes an euch getan hat.“

„So!“ meinte der Müller nachdenklich und seine Stimme klang um ein Beträchtliches milder. „Sie hat mich allerdings immer freundlich begrüßt, wenn ich ihr begegnet bin, weiter aber kenne ich sie nicht. Was sagt denn ihr Vater dazu?“

„Der weiß noch nichts davon. Er will, sie soll den Douanenleutnant Jambrieu nehmen, der in St. Goar angestellt ist.“

„Siehst du! Wenn die Anna so denkt, wie du sagst, so möchte es meinerwegen möglich sein, daß ich

einmal ja sage, aber der Alte wird es nimmermehr zugeben, daß sie den Sohn seines Todfeindes heiratet. Such dir also eine andere! Du bist durch ganz Deutschland gewandert und auch mehrere Jahre in Frankreich gewesen, und wer so viel [379] gesehen und gelernt hat, der bekommt schon eine Frau!“

Der Sohn antwortete nicht, sondern nahm die Mütze zur Hand und schritt nach der Tür. Er hatte dieselbe schon geöffnet, als hinter ihm die Weisung ertönte:

„Punkt elf bist du wieder daheim! Es gibt heut ein gutes Geschäft, und um zwölf müssen wir über das Wasser sein. Wir haben Neumond, so daß uns nicht leicht jemand sehen wird, und wenn uns der Zufall nicht die ganze Zollwache auf den Hals führt, so stecken wir ein schönes Geld in die Tasche. Mit einem oder einigen nehmen wir es schon auf.“

„Ist's viel, was wir zu laden haben?“

„Mehr als gewöhnlich, und darum wird auch die Gesellschaft voll beisammen sein. Vielleicht wird es gar an Fahrzeugen fehlen.“

„So nehmen wir den Kahn des Niedermüllers dazu. Anna wird mir den Schlüssel dazu geben.“

„Weiß sie denn, daß - - -?“

„Ja, sie weiß es. Sie ist ganz zufällig dahinter gekommen, und ich konnte nicht leugnen. Aber ihr andern braucht keine Sorge zu haben; ich habe es nur von mir gestanden!“

„So! Und sie hat nichts verraten? Das ist brav von dem Mädchen!“ sagte der Vater. „Ich sehe nicht ein, warum die einen den Zucker und Kaffee teurer bezahlen sollen als die andern, und zwar bloß deshalb, weil Herr Napoleon einen Grenzstrich zwischen sie gezogen hat.“

„Soll ich also den Kahn nehmen?“ fragte der Sohn.

[380] „Ja; nur nimm dich in acht, daß der Alte nichts merkt! Du brauchst da gar nicht wieder zur Obermühle zu kommen, sondern kannst gleich hinüber rudern. Du weißt ja, wo wir zu treffen sind!“

Franz ging. Er war ein rüstiger, straffer und auch hübscher Bursche, dem ein Mädchen schon gut sein konnte; das wußte die Anna am allerbesten, und darum lehnte sie bereits seit einer Viertelstunde am Gartenzaun und horchte in die stille Nacht hinaus, ob sich der bekannte Schritt des heimlich Geliebten nicht bald vernehmen lassen wolle. -

2. Der entgangene Fang

Es war zwölf Uhr des Nachts. Im Zollhaus zu St. Goar saß der Leutnant Jambrieu bei der Lampe und schrieb an einem Berichte, den er morgen in der Frühe an seine Vorgesetzten nach Bacharach abgehen lassen wollte. Das Schreiben ging ihm heute gar nicht recht aus der Hand; seine Gedanken waren alle auf der Niedermühle, wo es ja eine gab, die dem leckeren Franzosen in die Augen gestochen hatte.

„*Morbleu!*“ murmelte er, die Feder zur Seite legend, „ich bringe partout keinen gescheiten Satz fertig, weil mir das verteufelte Mädchen im Kopf liegt. Ich bin so nervös und unruhig. Sollte das vielleicht eine Ahnung sein? Ich habe gehört, sie schameriert mit dem Franz aus der Obermühle. Vielleicht steckt sie grad jetzt mit ihm in einer Ecke und läßt sich das rote Mäulchen von ihm küssen. Wenn ich so etwas bemerkte, ich stäche dem armseligen [381] *coïon*¹⁵⁰ den Degen durch den Leib! *Coïon*, ja, so hat der Kaiser gesagt und so ist es auch wahr; *coïons* sind sie alle, diese Deutschen, und Brigands und Spitzbuben dazu, die zu ganzen Scharen und Banden den Schmuggel betreiben, ohne daß man ihnen beikommen kann!“

In diesem Augenblicke hörte er eilige Fußtritte dem Hause nahen, und einige Sekunden später trat ein langer, hagerer Mann in das Zimmer, dem der Schweiß in großen Tropfen auf Stirn und Mund stand.

„Verzeihung, Herr Leutnant, daß ich so spät störe,“ entschuldigte er sich; der Angeredete ließ ihn aber den beabsichtigten Satz nicht beginnen, sondern erwiderte, sich erhebend, mit dem Tone eines Gönners:

„Ihr seid es, Niedermüller? Ihr stört mich nicht und wenn Ihr mitten in der Nacht mich aus dem Schlafe weckt! Was führt Euch zu mir? Ihr seid ja ganz außer Atem!“

„Es ist auch die Sache danach, Herr Leutnant, und ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht so gelaufen wie jetzt, um noch zur rechten Zeit zu kommen!“

„Zur rechten Zeit? *Diable!* Das klingt ja fast, als hättet Ihr mir eine wichtige Botschaft zu bringen. Setzt Euch und sprecht!“

Der Müller nahm auf dem dargebotenen Stuhle Platz und begann:

¹⁵⁰ Feigling.

„Sie kennen den Obermüller und seinen Sohn, den Franz, Herr Leutnant?“

[382] „Ja. Warum fragt Ihr?“

„Sie wünschen die Schmuggler zu fangen, die Ihnen bisher so geschickt entgangen sind?“

„Ob ich will? *Sacré nom du dieu*, ich habe keinen heißeren Wunsch, als sie einmal auf frischer Tat zu ertappen. Sie schaffen nun seit Jahren die kostbarsten Waren im Werte von vielen tausend Francs über die Grenze, ohne daß es gelungen ist, ihrer habhaft zu werden. Aber was hat dies mit dem Obermüller zu tun?“

„Er ist ein Mitglied der Bande oder gar ihr Anführer.“

„*Hélas!* Ist das möglich! Woher wißt Ihr es?“

„Das sollen Sie gleich hören! Schon seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß die Anna zu einer gewissen Abendstunde in den Garten geht; es ist mir aufgefallen, und ich beschloß, ihr einmal nachzugehen, um zu sehen, was sie zu so ungewöhnlicher Zeit da draußen zu tun habe. Heut bin ich ihr nachgeschlichen, und was denken Sie, was ich gesehen habe?“

„Nun?“

„Sie stand mit dem Franz am Zaune, und verhandelte allerlei ungereimte Dinge mit ihm. Ich stand schon im Begriffe, mich zu erkennen zu geben, als er von ihr den Schlüssel zu meinem Kahn verlangte, auf dem ich den jenseitigen Kunden das Mehl zu bringen pflege.“

„Weiter, weiter!“ drängte der Zolloffizier.

„Weiter? Ich bin fertig. Das Uebrige können Sie sich denken!“

[383] „Denken? Hm, ja. Also der Franz schameriert mit Eurer Tochter. Das habe ich mir längst gedacht! Ich hoffe aber, daß – – –“

„Keine Sorge, Herr Leutnant! Nun ich weiß, was hinter meinem Rücken vorgeht, werde ich darauf achten, daß es nicht wieder geschieht.“

„Natürlich! Aber Ihr könnt doch unmöglich mit Eurer Geschichte fertig sein?“

„Ich bin fertig, denn das andere hat für Sie kein Interesse,“ meinte der vorsichtige Müller, der seine Tochter nicht in Gefahr bringen wollte. „Nur das habe ich zu sagen, daß der Bursche mit meinem Kahne hinüber ist; sein Vater fuhr später auch ab, und etwas weiter unten bemerkte ich ebenfalls einige Boote, die vorsichtig hinüber steuerten. Man hatte die Ruder mit Lappen umwunden. Es gilt jedenfalls ein Unternehmen, und ich bin daher Hals über Kopf nach St. Goar gelaufen, um Ihnen Nachricht davon zu bringen.“

„Ich danke Euch, Niedermüller; es wird Euer Schade nicht sein!“ antwortete Jambrieu und begab sich nach der Tür, um den im Vorraume befindlichen Zollwächter herbei zu rufen. Nachdem er diesem die nötigen Befehle erteilt hatte, schnallte er sich den Degen fester, steckte die geladenen Pistolen bei und warf den Mantel über.

„So, jetzt bin ich bewaffnet, und nun *allons*, Niedermüller, Ihr geht ruhig nach Hause; es braucht niemand zu wissen, wem ich die Kunde verdanke; ich aber begeben mich nach dem Stelldichein, an dem ich meine Leute erwarten werde.“

[384] Die beiden Männer verließen das Haus und schritten am Ufer abwärts, bis sie die Stelle erreicht hatten, wo nach der Aussage des Niedermüllers Franz mit dem Boote abgestoßen war. Der Müller verabschiedete sich hier, um nach seiner Wohnung zu gehen, der Leutnant aber begab sich nach einer in der Nähe liegenden Stelle, wo er bereits einige seiner Untergebenen vorfand, die er durch den schnell abgesandten Boten an diesen Ort befohlen hatte. In kurzer Zeit stießen noch mehrere hinzu, und bald waren die Wächter in einer Anzahl versammelt, die genügend war, auch einen größeren Trupp, als die Schwärzer gewöhnlich zu bilden pflegten, siegreich in Empfang zu nehmen.

Der Offizier verteilte seine Leute nach ab- und aufwärts in einer Weise, daß eine bedeutende Strecke des Stromes von ihnen beobachtet werden und ihre Vereinigung auf das gegebene Zeichen doch leicht und schnell erfolgen konnte, und bald lag tiefe Stille auf der Gegend, die in jedem Augenblicke der Schauplatz eines blutigen und erbitterten Kampfes werden konnte.

Die Zeit verging. Mitternacht war längst vorüber. Es schlug eins und zwei. Da endlich ließ sich unterhalb des Ortes, an dem Jambrieu sich befand, ein klagender Unkenruf vernehmen. So rasch und geräuschlos wie möglich eilte er vorwärts und traf fast zu gleicher Zeit mit den anderen bei dem Douanier ein, der das Zeichen gegeben hatte.

„Was gibt es, Sombrier?“ fragte er ihn. „Hast du etwas bemerkt?“

„Bücken Sie sich nieder, Herr Leutnant,“ lautete [385] die Antwort, „daß Ihr Auge in gleicher Linie mit dem

Wasser kommt, und blicken Sie hier hinüber!“

Der Offizier folgte der Weisung und suchte das nächtliche Dunkel in der Richtung zu durchdringen, die ihm der erhobene Arm des Sprechers angab. Der leise Phosphorschimmer, der die Oberfläche des Wasser kennzeichnete, ließ einige schwarze Punkte erkennen, die auf dem Strome sich bewegten und bei ihrem Nahen sich mehr und mehr vergrößerten.

„*Voilà*, da sind sie! Tretet zurück; laßt sie ruhig aussteigen und die Boote befestigen. Dann aber rasch auf sie los!“

Er hatte sich in seiner Voraussetzung verrechnet; die Schmuggler waren klüger und vorsichtiger als er dachte. In sicherer Entfernung vom Ufer ließen sie die Boote halten, und bald zeigte ein leises Plätschern, daß einer von ihnen in das Wasser gesprungen war, um an das Land zu schwimmen und daselbst nachzusehen, ob alles sicher sei.

Mit kraftvollen Armen teilte er die Flut, stieg leise und langsam die Dammböschung empor und blieb hier horchend stehen. Da klang ein leiser Ton durch die Nacht, so leise, daß er einem anderen vielleicht entgangen wäre; er aber hatte ihn vernommen und griff zum Messer.

„*Sacré*,“ murmelte Jambrieu zwischen die Zähne, „muß ich auch jetzt grad an den verteufelten Säbel stoßen! Ich werde dem Kerl den Rückzug abschneiden, damit er nicht zurück in das Wasser kann!“

Er hatte einen höchst unklugen Entschluß gefaßt. So leise er auch aufzutreten versuchte, der Schmuggler **[386]** vernahm doch das Geräusch seiner Schritte und wandte sich nach dem Strome um. Jedenfalls war es seine Absicht, die Boote schwimmend wieder zu erreichen; er konnte sie aber nicht ausführen, denn noch hatte er keinen Fuß im Wasser, so fühlte er sich von dem Offizier gepackt und zurückgehalten.

„Zurück!“ rief er mit laut schallender Stimme; „die Zollratten sind da!“ Zu gleicher Zeit strengte er sich an, von dem Leutnant loszukommen.

Es gelang ihm nicht, denn es hatten sich zahlreiche Hände ausgestreckt, die ihn packten, und während er mit den überlegenen Gegnern rang, zog einer von ihnen die geöffnete Blendlaterne unter dem Mantel hervor und ließ ihm den hellen Schein in das Gesicht fallen.

„Der Franz,“ rief es; „der Franz aus der Obermühle!“

„Bindet ihn!“ fügte der Offizier hinzu.

Franz war erkannt; gelang es ihm nicht, zu entkommen, so war sein Los die Galeere. Der starke Bursche fühlte bei diesem Gedanken seine Kräfte sich verdoppeln: wie der Löwe die Hunde, so schüttelte er die kleinen, schwächtigen Franzosen von sich ab; sie stürzten rund um ihn zur Erde, und nur Jambrieu hielt so fest, daß nicht von ihm loszukommen war.

„Laß los, Bonapartenpudel, sonst magst du sehen, wie es dir geht!“

„Meinst du, *coïon*? Zeig doch, was du kannst!“

„Sollst's gleich sehen!“ antwortete es.

Der blasse Schimmer einer blanken Messerklinge leuchtete auf den Offizier nieder; er stieß einen kurzen, **[387]** schrillen Wehlaut aus, fuhr zuckend mit dem Armen in die Luft und brach dann zusammen.

Mit einigen Sprüngen brachte Franz sich aus dem Bereich seiner Feinde und war im nächsten Augenblick in der Finsternis verschwunden. Ein fernes Plätschern bewies, daß die Boote den Warnungsruf beachtet hatten und schleunigst davonruderten. Der Fang war den Häschern entgangen.

3. Ein Soldat der großen Armee

Es war um Weihnachten. Der Winter war über das Land gegangen und hatte seine Schneeflocken auf Feld und Flur gestreut. Deutschland lag unter der drückenden, erwartungsvollen Stille, wie sie dem Sturme vorherzugehen pflegt; am Rhein war die politische Schwüle am drückendsten, und der heilige Christ, der sonst so fröhliche Gesichter findet, begegnete gar manchem ernstblickenden Auge, das von Dingen redete, die der Mund nicht auszusprechen wagte.

Auch auf den beiden Mühlen ging es außerordentlich ruhig zu. Von Franz hatte man seit jener Nacht nichts wieder gehört. Jambrieu war von der erhaltenen Messerwunde vollständig genesen und wohnte jetzt in der Niedermühle. Er schien sich in St. Goar nicht mehr ganz sicher zu fühlen und hatte diese Unterkunft gewählt, weil er bei dem zu erwartenden Rückzuge der Franzosen gern einen reichen Vogel mitgenommen hätte.

Anna sträubte sich zwar nach Kräften gegen die von dem Vater ihr aufgezwungene Verbindung,

[388] aber das Drängen des Leutnants wurde von Tag zu Tag nachhaltiger, und es war vorauszusehen, daß er den Müller endlich zu einem rücksichtslosen Machtspruch bewegen werde.

So war der zweite Feiertag gekommen; die Familie saß noch spät in der von dem brennenden Tannenbaume hell erleuchteten Stube und horchte auf die ruhmredigen Berichte, die Jambrieu zum hundertsten Male von seinem Kaiser vortrug. Da klopfte es an die Tür, und auf das laute „Herein“ des Müllers trat ein Mann herein, dessen zerfetzte Kleidung auf überstandene schwere Strapazen deuteten. Er trug den linken Arm in der Binde und über das Gesicht ein Heftpflaster, das sich von der Nase bis fast an das Ohr erstreckte. Hätten ihn nicht schon diese Blessuren als Krieger gekennzeichnet, so wäre es sicher durch das Kreuz der Ehrenlegion geschehen, welches seine breite Brust schmückte.

„Kut' Apend!“ grüßte er in gebrochenem Deutsch. „Kann ein arm' Soldat ab' un peu ßu ess', ßu trink' und ßu schlaf?“

Der Douanenoffizier erhob sich sofort und zog den beklagenswerten Mann an den Tisch. Es verstand sich von selbst, daß ihm das Begehrte reichlich vorgesetzt wurde, und ebenso zahlreich waren auch die Fragen, die er während des Essens zu beantworten hatte. Er gehörte zu der großen französischen Armee, die sich aus Rußland zurückgezogen hatte, in Deutschland geschlagen wurde und ihre versprengten Teile als Bettlertrupps heim in das gelobte Frankreich sandte. Im Laufe des Gespräches fand es sich, daß er ein Müller sei, und dieser Umstand bewog **[389]** den Hausherrn zu der Frage, ob er auf der Niedermühle bleiben wolle, bis er sich von den ausgestandenen Beschwerden erholt habe. Er willigte mit Freuden ein und ward nach vollendetem Abendbrote bedeutet, sich von der Tochter des Hauses zur Ruhe weisen zu lassen.

Anna ergriff eines der Lichter, um ihn zu begleiten; es zitterte in ihrer Hand, aber sie brachte ihre Angst nicht eher zum Ausbruch, bis sie in der Kammer stand, wo kein Lauscher zu befürchten war.

„Franz!“

Nur das eine Wort sprach sie aus, aber der Ton sagte mehr, als alle Worte es vermocht hätten.

„Anna! So hast du mich erkannt?“

„Nicht gleich, aber endlich doch. Um Gottes Willen, geh fort von hier; wenn es herauskommt, wer du bist, so bist du verloren!“

Er nahm das falsche Haar vom Kopfe, entfernte den struppigen Bart aus dem Gesichte und warf die Binde fort, die seinen Arm gehalten hatte.

„Ich bleibe hier, Anna; ich muß hier bleiben, und niemand wird mich erkennen!“

„Nein, du mußt fort; ich würde sonst vor Angst sterben!“

„Es geht nicht; ich muß, Anna, und damit laß es gut sein! Wie steht es mit dem Jambrieu?“

„Ich muß ihn nehmen, wenn keine Hilfe kommt.“

„Sie wird kommen, und zwar bald. Deswegen bin ich hier. Wie geht es meinen Eltern?“

„Sie sind gesund und wohl. Was ist's hier mit dem Pflaster? Geht das auch herunter?“

[390] „Nein, der Hieb ist nicht falsch; ich habe ihn wirklich erhalten.“

„Einen Hieb? Sag, wo!“

„Das werde ich dir später erzählen. Jetzt geh hinab, damit niemand Verdacht schöpft!“

Er schlang die Arme um sie, gab ihr einen herzlichen Kuß und schob sie dann zur Tür hinaus. Nachdem er diese verriegelt, öffnete er das Fenster. Es führte auf den Damm des Teiches, den der Bach hier bildete und an den sich die hintere Seite des Hauses lehnte. Mit einem gewandten Sprung stand er draußen und gelangte auf einem Umwege zu dem Pfade, der längs des Wassers hinauf zur Obermühle führte. Dort angelangt, fand er die Tür verschlossen und alles Licht erloschen. Die Eltern, die er sehen wollte, waren schlafen gegangen. Sollte er sie in ihrer Ruhe stören? Nach kurzem Besinnen beschloß er, umzukehren. Er mußte mehrere Tage bleiben und konnte sie also auch morgen aufsuchen.

Langsam schritt er den Weg, welchen er gekommen war, wieder hinab und stand, als er die Niedermühle erreicht hatte, eben im Begriff, seine Kammer aufzusuchen, als er Schritte vernahm, welche sich von vorn dem Hause näherten.

Er blieb lauschend stehen. Es wurde geklopft, und als nach einiger Zeit der Müller aus dem geöffneten Fenster blickte, frug eine Stimme in fremdländischem Accent nach dem Leutnant Jambrieu.

Franz schlich sich näher und versteckte sich hinter einem Haufen Reisholz, der in der Nähe der Tür aufgeschichtet lag. Der Leutnant erschien nach einiger Zeit; aber kaum hatte der späte Gast einige **[391]** Worte zu ihm gesprochen, so faßte er ihn am Arme und zog ihn von der Tür hinweg bis in die nächste

Nähe des unberufenen Lauschers.

Dieser vernahm jedes Wort der hastig geführten Unterhaltung und erhob sich, als die beiden Männer sich mit raschen Schritten entfernt hatten, mit einem tiefen Atemzuge aus seiner gebückten Stellung.

Es währte eine lange Zeit, ehe sie wiederkehrten, aber nicht zu zweien, sondern zu dreien. Sie trugen einen schweren Gegenstand, machten einen möglichst weiten Bogen um die Mühle und verschwanden in dem Gesträuch, das den Teich von drei Seiten umgab. Nach wenigen Minuten knirschte es wie zerbrochenes Eis und es wurde ein kurzes Plätschern hörbar, als werde ein fester Gegenstand in das Wasser gesenkt und fahre, von den haltenden Händen losgelassen, mit kräftigem Schläge zu Boden.

Am nächsten Morgen fand der Müller statt des einen Franzosen, den er gestern aufgenommen, noch zwei, die durch den Leutnant hier ein Obdach gefunden hatten und für einige Tage hier zu bleiben erklärten. Und zu derselben Zeit traf man bei St. Goar auf einen alten Wagen, vor den ein alter Gaul gespannt war, der traurig und hungrig den Kopf zur Erde senkte. Das Geschirr war aus irgend einem Grunde von seinem Führer verlassen worden.

4. Ueberrumpelt

Das Neujahr 1814 war gekommen. Draußen in der Welt bereiteten sich große Dinge vor, und auch in der Niedermühle schien ein Sturm im Anzuge zu **[392]** sein. Es konnte nicht verschwiegen bleiben, daß die Sache Napoleons auf schlimmen Füßen stehe, sämtliche Douaniers hatten Order bekommen, sich marschfertig zu halten, aber der Befehl zum Rückzuge zögerte von Stunde zu Stunde. Der Glaube an die Allmacht des großen Korsen war so stark, daß man an den erlittenen Niederlagen zweifelte und aller Augenblicke den Bericht erwartete, er sei an der Spitze seiner Legionen erschienen und habe den Feind mit einem seiner gewaltigen Schläge für immer zu Boden geworfen.

Die vier Franzosen, die jetzt die Mühle mitbewohnten, waren sehr darüber einig, daß diese Hoffnung in Erfüllung gehen werde, und der eine von ihnen, der Müller war und das Kreuz der Ehrenlegion trug, übertraf sogar den Leutnant an Eifer, für seinen glorreichen Kaiser auch mit der Zunge zu fechten. Er schien ihm auch in anderer Beziehung den Vorrang ablaufen zu wollen, wenigstens bemerkte der eifersüchtige Jambrieu, daß zwischen ihm und Anna trotz seines nichts weniger als ansprechenden Aeußeren eine immer wachsende Zuneigung sich entwickelte, und schon zu wiederholten Malen hatte er daher im Begriff gestanden, sein vermeindlich besseres Recht nunmehr zur Geltung zu bringen.

Der Müller fühlte sich nirgends wohler, als in der Gesellschaft dieser vier Männer, welche den gleichen Abgott mit ihm hatten und – es sich an seinem Tische trefflich schmecken ließen. Je mehr er grad jetzt um seines politischen Bekenntnisses willen von den Nachbarn gemieden wurde, desto fester hielt er **[393]** daran, und die Gerüchte, die über den Vormarsch der Verbündeten im Umlauf waren, machten so wenig Eindruck auf ihn, daß er die Verlobung Annas mit Jambrieu auf den heutigen Abend festgesetzt hatte.

Er hatte erwartet, bei der Tochter den kräftigsten Widerstand zu finden und wunderte sich nicht wenig, als sie sein Machtwort mit der gleichgültigsten Miene hinnahm und die notwendigen wirtschaftlichen Vorbereitungen zu dem Familienfeste ohne besondere Anweisung traf. Er glaubte, sie sei endlich einmal klug geworden; ein Zolloffizier ist ein schwerwiegendes Menschenkind, und wenn eine Müllerstochter ihn zum Manne bekommt, so hat sie von Glück zu sagen.

Es waren für den Abend wenig Gäste geladen; aber der Kreis der Verwandten und Hausgenossen war ein so zahlreicher, daß sich bald eine angeregte Unterhaltung entwickelte, die gegen Mitternacht hin, wo das bindende Verlöbniß stattfinden sollte, in Folge des reichlich genossenen Weines außerordentlich lebhaft wurde.

Nur Jambrieu teilte nicht die frohe Laune der anderen; er bemerkte gar zu wohl die Blicke, die verstohlen zwischen Anna und dem Legionär gewechselt wurden; so gern er diesen in den ersten Tagen gehabt hatte, so wenig konnte er ihn jetzt leiden, und es schwebte von Minute zu Minute ein scharfes Wort auf seinen Lippen, das er nur zurückhielt, weil das schöne Mädchen ihm doch jedenfalls nun sicher war. Er gab sich Mühe, seine Eifersucht zu überwinden und ergriff das gefüllte Glas, um einen **[394]** Toast auf seinen Kaiser auszubringen. Alles stimmte in das „*vive l'empereur!*“ ein, und nur der Legionär bückte sich unter den Tisch, als sei ihm irgend etwas zur Erde gefallen.

Jetzt erhob sich auch der Müller zu einem Toaste. Er spöttelte über die kleinen Feinde Napoleons und forderte auf, die Gläser auf deren baldigen Untergang zu leeren. Alle folgten dieser Weisung, nur der

Legionär blieb, sein Glas zwischen den Fingern drehend, ruhig sitzen.

„He,“ meinte Jambrieu, „bist du an den Stuhl gewachsen? Was soll das heißen, daß du dich gar nicht rührst?“

„Das soll 'eiß, Napoleon sein perdü, Napoleon sein futsch, Napoleon sein kaput, sakt die Kossak,“ antwortete er in seiner gebrochenen Sprache.

Diese Worte brachten ein außerordentliches Aufsehen hervor; eine solche Versündigung an dem gewaltigen Herrscher war unerhört, und Jambrieu machte Miene, sich auf den Verbrecher zu stürzen, als plötzlich die Tür hastig aufgerissen wurde und ein Zollbeamter mit Sack und Pack hereintrat, um dem Leutnant einen verschlossenen Brief zu überreichen.

Jambrieu besah den Umschlag. Das Schreiben kam von seinem Vorgesetzten. Er las es, und tiefe Blässe breitete sich über seine erschrockenen Züge.

„Der Feind ist da“ rief er; „wir müssen fort. Rasch vorwärts in die Berge, bis der Kaiser sie wieder packt und vernichtet!“

Jambrieu eilte zur Tür, prallte aber dort um einige Schritte zurück, denn davor stand die hochaufgerichtete **[395]** Gestalt des Legionärs, der ihm die Pistole entgegen hielt.

„Wart' Si nok ein klein wenik, 'err Leutnant,“ meinte er lächelnd; „Si 'ab' verkeß', mitßunehm' Ihr Braut!“

„Was soll das heißen?“ fragte der vollständig verblüffte Offizier.

„Es soll 'eiß', daß Franzos sein kaput und die 'err Leutnant sein auk kaput!“

„Kaput? Ich?“

„Oui, kaput, ßerr kaput!“

„Zurück, Schurke; laß deinen dummen Witz! Ich habe keine Zeit, ihn anzuhören.“

„Ah, die 'err Leutnant muß lauf', lauf' über die Berg vor der *coïons*, die freß' all' Franzos' und all' Douaniers. *Hélas*, die 'err Leutnant muß bleib' in diese *chambre* bis komm' der *coïons*!“

Jambrieu wollte ihn fassen; der Legionär aber stieß ihn zurück, riß die Perücke vom Kopf, den Bart vom Gesicht und warf sein altes Kamisol vom Leibe. Ein Schrei des Schreckens entfuhr der aufgeregten Versammlung, denn statt des verwundeten Franzosen stand Franz vor ihnen, der dem Zolloffizier mit einem raschen Griff den Degen entriß. Er trug eine schwarze, rot vorgestoßene Litewka, von der die goldgelben, halbmondförmigen Achselstücke sich glänzend hervorhoben; das dunkle Lederzeug steckte voller Waffen, und seine ganze Haltung war eine solche, daß keiner der Franzosen sich auf ihn zu werfen wagte, zumal alle seine fürchterliche Uniform nur zu gut kannten: er war ein Lützower.

Indem er den Degen Jambrieus hinter sich an die **[396]** Wand lehnte, zog er eine zweite Pistole hervor. Die Hähne knackten, ein leiser Druck der Finger und die tödlichen Schüsse mußten krachen.

„Kennen Sie mich jetzt, Herr Leutnant?“ fragte er ernst. „Sie wollten einst den Schmuggler fangen, jetzt hat er Sie im Sacke. Und nun paßt auf, ihr Leute: wer nicht sofort tut, was ich befehle, den schieße ich auf der Stelle nieder!“

Man sah es ihm an, daß er ernst machen werde, und als ein kurzes, barsches „Setzt Euch!“ erscholl, suchten alle außer Jambrieu die verlassenen Sitze wieder auf.

„Herr Leutnant, ich schieße. Setzen Sie sich! Eins – zwei – –“

Der eingeschüchterte Offizier wartete die verhängnisvolle „Drei“ nicht ab.

„Aber was wollen Sie denn eigentlich von uns?“ fragte er kleinlaut, indem er sich ruhig auf dem Stuhle niederließ. „Wir werden Ihnen nicht das geringste zu Leide tun, sondern ganz ruhig unseres Weges gehen!“

„Ich habe noch mehreres mit Ihnen zu verhandeln!“ lachte der mutige Lützower. „Zunächst sage ich Ihnen meinen Dank für den Unterricht, den Sie mir über die Stellung der Ihrigen so – so naiv gegeben haben. Ich bin stets des Nachts fortgewesen, um das Vernommene an gehöriger Stelle zur Meldung zu bringen.“

„*Mille tonnerre!*“ fluchte der blamierte Douanier zwischen den Zähnen.

„Ferner muß ich Ihnen dafür danken, daß Sie im Eise des Mühlteiches ein so deutliches Zeichen angebracht **[397]** haben. Ich hätte sonst nicht so leicht die Stelle gefunden, wo der eiserne Kasten von Ihnen versenkt wurde.“

„*Sacré bleu!*“ Der Offizier sprang auf. „Ich muß fort; der Kerl weiß alles! *En avant*, Ihr Leute; schlagt ihn nieder; wir müssen die Kriegskasse retten!“

Er kam nicht weit, der drohende Lauf der Pistole hielt ihn zurück.

„Niedergesetzt!“ erklang es scharf. „Für die Kasse werden bessere Leute sorgen als Sie!“

Des Leutnants Augen blitzten wütend auf, aber er mußte gehorchen, wenn er sein Leben nicht verlieren wollte.

Franz wandte sich jetzt zum Niedermüller.

„Jetzt kommt an Euch die Reihe! In wenigen Minuten ist Euer Haus von den siegreichen *coïons* besetzt. Wißt Ihr, wie Ihr stets von Ihnen gesprochen und was Ihr ihnen erst vorhin noch gewünscht habt?“

Der Müller erbleichte; er vermochte nicht zu antworten.

„Euer Schicksal hängt von Eurem gegenwärtigen Verhalten ab. Ich habe keine Zeit zu langen Reden. Antwortet mir also kurz und bündig: Ist Eure Tochter noch frei?“

„Ja,“ erwiderte er zitternd und zögernd.

„Ihr habt Euch auf eine Verlobung eingerichtet. Der Herr Leutnant wird entsagen müssen. Anna, komm her!“

Das Mädchen, das angstvoll Zeugin des ganzen [398] Vorganges gewesen war, trat zu ihm. Er faßte ihre kleine, bebende Hand.

„Herr Niedermüller, Ihr wißt, daß wir beide uns lieb haben. Gebt mir die Anna zur Frau!“

Der Müller schwieg.

„Antwortet! Ja oder Nein?“

Der Gefragte blickte ratlos im Kreise umher. Da erklang lautes Pferdegetrappel und ein lauter Kommandoruf vom Hofe herauf in die Stube; die Haustür wurde aufgerissen, und fragende Stimmen ließen sich hören.

„Nun! Macht schnell, die *coïons* sind da!“

„Ich - habe - - nichts dawider!“ lautete die seufzende Antwort, während Jambrieu mit einer Armbewegung Einspruch erhob und aufsprang. Franz zog das Mädchen an sich und drückte einen schallenden Kuß auf ihre Lippen.

„So ist's recht,“ erklang es da hinter ihm; „nur drauf, wer Glück und Sieg begehrt!“

Es war ein Greis, der diese Worte sprach. Er mochte seine siebzig Jahre zählen, aber seine Haltung war noch ungemein rüstig. Ein langer Mantel fiel von seinen Schultern, eine leichte Feldmütze bedeckte den graubehaarten Kopf; der dichte, weiße Schnurrbart stand ihm gar grimmig zu Gesichte, und wie er so dastand, die Linke am Degengriff, in der Rechten die kurze, qualmende Pfeife, und mit dem großen, scharfen Auge die Versammlung überflog, da hätte es wohl keiner gewagt, ein Wort zu sprechen, ohne von ihm gefragt zu sein. Er hatte die Lage sofort vollständig begriffen.

[399] „Aha, eine Verlobung auf dem Degenknopf! Oder nicht?“

„Zu Befehl, Excellenz, ja!“ antwortete Franz mit grüßender Handbewegung.

„Wünsche viel Glück! Der Alte dort wird Wort halten müssen!“ Und auf Jambrieu deutend, fuhr er fort: „Ist das der Zöllner, dem wir deine Nachrichten verdanken, mein Sohn?“

„Zu Befehl, ja!“

„Er wird uns die Moneten lassen müssen! Wo stecken sie?“

„Im Teich, Excellenz.“

„*Fi donc*,“ lachte der alte Feldmarschall, der vor kaum einer Viertelstunde bei Caub über den Rhein gegangen war. „Die Napoleons im kalten Wasser! Wir müssen sie erretten; zeig uns den Ort, mein Sohn!“

Er kniff Anna freundlich in die Wange und schritt hinaus; ein Wink an die Draußenstehenden genügte, die in der Stube befindlichen Personen unter sichere Wache zu bringen. Franz folgte ihm und nahm unten im Hof eine Hacke zur Hand.

Eine Schar Lützwower hielt vor dem Hause. Die berühmten Freischärler hatten den Rheinübergang eröffnet und waren von Blücher zur Begleitung nach der Mühle befohlen worden. Die Offiziere schlossen sich dem Feldherrn an. Beim Teiche angekommen, deutete Franz auf eine tiefe und hartüberfrorene Stelle, die unweit des Ufers lag.

„Hier ist's, Excellenz! Sie haben den Kasten an Stricken befestigt, deren Enden so im Eise anbrachten, daß sie mit eingefroren sind.“

[400] „Schön; so haben wir leichte Arbeit. Hack zu; ich habe nicht viel Zeit!“

Mit wenigen Schlägen war die Scholle herausgehauen; die Stricke wurden gefaßt, und bald lag der Kasten am trockenen Ufer des Teiches.

„Uebernehmen Sie die Schatulle, Horwitz,“ wandte sich Blücher an einen der Offiziere. „Und berichten Sie

mir am Morgen über ihren Inhalt. Die Douaniers werden sofort mitgenommenen! – Du aber, mein Sohn, hast zwei volle Tage Urlaub. Ich werde dafür sorgen, daß deine Verdienste nicht vergessen werden!“

Nach wenigen Minuten ertönte wieder lautes Pferdegetrappel, und bald lag die Niedermühle einsam wie zuvor im nächtlich dunklen Tale. In der Stube aber, wo der Feldmarschall die Küssenden überrascht hatte, ging es noch lange Zeit munter und lebendig her. Obermüllers waren geholt worden; Franz saß jetzt an der Seite Annas auf demselben Stuhle, der vorhin den Zollleutnant getragen hatte; Toast auf Toast erklang, und als der Niedermüller, der vor dem jungen Manne eine ganz gehörige Achtung bekommen hatte, den seinigen ausbrachte, klang es ganz anders wie kurz zuvor und hatte nicht den großen Napoleon zum Gegenstand, sondern verherrlichte den wackeren, alten „Marschall Vorwärts“.

[(401)]

Karl Peters und seine weltpolitische Bedeutung

Von Dr. Paul Leutwein



©

151
152
153

Ein Karpathenabenteuer

Von Dr. Karl Hans Strobl

Am späten Abend kam ich nach einer wilden Wanderung in den weißen Karpathen, in ein Dorf am Rand Europas. Hier begann wieder unsere Zeit und unsere Welt mit einem Schienenstrang, auf dem sie mit Gefauche und Gestank von schwarzen Rauchwolken heran- und vorbeikam, nicht oft am Tage freilich und gar nicht bei Nacht, aber doch als eine Möglichkeit von Rettung und Heimkehr, die man wohltuend in der Seele spürte.

Es war spät, wie gesagt, denn alle Wege waren länger als berechnet und manche waren überhaupt nicht vorhanden gewesen und nach vielem Herumschlagen mit einem boshaften Buschwerk, das eine Sammlung sämtlicher botanischer Tücken zu sein schien, hatte mich noch zuletzt ein endloses Stück Landstraße von oben bis unten mit weißem Staub eingepudert.

Das Dorf lag dunkel, ich war müde wie ein Zughund, es begann leise zu regnen, mit der gewissen sanften Eindringlichkeit und Frömmigkeit, die auf eine lange Dauer schließen lassen. An einem Brunnen knarrten noch zwei Bauernmädchen mit dem Schwengel und klapperten mit Tränkeimern. Das Wirtshaus? Sie wiesen die Straße hinab, irgendwohin **[438]** in die Dunkelheit. Lichtlos lagen die Häuserreihen links und rechts, der Geruch angefeuchteten Staubes wurde immer durchdringender, es roch wie in einer Bücherei, wo die jahrelang ungereinigten Schrankbretter endlich mit einem nassen Lappen abgewischt werden. Von einem Wirtshaus ist Licht und ein gedämpftes Stimmengemurmel zu erwarten, dachte ich, und daran würde es zu erkennen sein. Aber als ich lange genug gewandert war, ohne diese Anzeichen wahrgenommen zu haben, wurde ich unsicher, Gott mochte wissen, was für ein verdammtes und verwünschtes Wirtshaus das war, das sich nicht melden wollte. Ein Bursch lehnte an einem Baum, der wartete wohl seine Besuchszeit bei einer Magd ab, er, vielleicht der letzte und einzige, der vom Krieg noch nicht aus dem Dorf geholt war.

Das Wirtshaus? Ja, an dem war ich schon vorbei, dort weiter oben, gleich bei der Brücke. Und mit dem Uebernachten? Der Wirt war im Krieg, nur zwei Weiber im Haus, die sperrten, wenn es dunkel wurde. Ich konnte es ja versuchen; wenn es nicht ginge, dann konnte ich mir vielleicht vom Gemeindevorsteher eine Anweisung auf eine Herberge im Gemeindevirtshaus geben lassen.

Ingrimmig, mit keimenden Wutgefühlen, trottete ich zurück. Die Brücke: ein Steg über eine rieselnde Dunkelheit. Das Wirtshaus: ein Klumpen Finsternis. Aber, mit dem Ohr an der geschlossenen Tür, hörte ich im Innern noch ein Geraschel, letzte Taggeräusche, Aufräumen vor dem Schlafengehen. Eine Saat von Hoffnungen keimte jäh, mein Knöchel schlug sanftmütig bittend an, man soll **[439]** nachts zwei einsame Weiblein nicht erschrecken, wenn man Unterkunft finden will. Mein Klopfen ließ die Geräusche drinnen verstummen, ein Gebrumm verlor sich im Hintergrunde, und in meiner Angst, daß diese letzten Pulsschläge von Leben gänzlich verebben könnten, forderte mein Knöchel dringender, daß man mich höre. Daraufhin tappte etwas näher heran, meine indianerhaft geschärften Sinne hörten das Anstreifen von Kleidern an Gegenständen, dann traf mich die mürrische Frage, was ich wolle.

Ich raffte meine ganze Liebenswürdigkeit zusammen, legte allen Wohlklang in die Stimme, alle Biederkeit und die Ehrlichkeit und Unverfänglichkeit meiner Absichten: ob ich nicht übernachten könnte?

„Das is nix zum Uebernachten!“ Ich hatte umsonst alle Reize meiner verdorrten, spröden Stimmbänder aufgeboden, die Antwort kam mit Borsten und Giftdrüsen, wie eine große, häßliche Raupe, die Schritte wichen von mir in wohlbehütete Ungastlichkeit zurück. Mein Zeigefinger verlor die bescheidene Krümmung, ballte sich mit den Brüdern zur Faust, die mir von Zorn schwer wurde, und einen Augenblick war es mir, als müßte nun Dreinhauen und Einbrechen drankommen. Donnernd krachte eine Ladung von Flüchen herab, und ich sah sie vor mir, sie waren schwarz, kantig und schwer, wie große Kohlenstücke, die sich über eine Rutschbahn herabstürzen; sie kamen aus irgend einem Oberstock meines Bewußtseins, polterten und sprangen mit großen Sätzen durch mich hindurch und verrollten irgend wo im Dunkeln und Bodenlosen.

[440] Ein Lichtstrahl traf mich und lenkte mich aus der Ohnmacht meines Tobens ab. Er kam aus einem schmalen Türspalt, aus dem letzten, noch offenen Schlitz eines Hauses, das ein paar Schritte weiter oben am Berghang stand. Dort war, wie mir der Bursch unter dem Baum gesagt hatte, der Gemeindevorsteher wohnhaft, Bäcker und Obrigkeit dazu, dort fiel die Entscheidung über diese Nacht. Ich drang in den Laden, der eben geschlossen werden sollte, schwang meinen Paß, so daß man sehen konnte, daß ich kein

entsprungener Kriegsgefangener sei und versuchte, Mitleid mit dem Widerspruch zwischen meiner Bedeutung und meiner Lage zu erregen. Der Gemeindevorsteher hielt den Paß eine Weile in seinen schwammigen Bäckerhänden, starrte unter borstigen, roten Brauen mit verschlafenen Augen auf die vielen Siegel und amtlichen Unterschriften, verwunderte sich nicht weiter und ohne meinen akademischen Grad noch die anderen bürgerlichen Gewährleistungen meiner Person zu würdigen, holte er einen Zettel aus dem blauen Umschlag eines Schulheftes. Das war eine Anweisung auf eine Nachtherberge im Gemeindegewirtshaus, ich war zum obdachlosen Wanderburschen, zum Gesellen auf der Walz herabgesunken.

Nie zuvor und nie nachher hat mir eine amtliche Ausfertigung größere Dankbarkeit eingeflößt. Gehören wir nicht trotz allem in einen Rechtsstaat, der für seine Untertanen immer sorgt und für alle äußersten Fälle letzte Aus- und Unterkünfte bereit hält, selbst hier am Rand der weißen Karpathen, an der Grenze zwischen Ungarn und Mähren? Vorwärts! **[441]** Ich umkrampfte die schmierige Kostbarkeit, schob den Hang hinab, über den Steg und klopfte an dem Haus gegenüber, das mir der Gemeindevorsteher gewiesen hatte.

Das Haus lag in ebenso tiefem Schlaf wie seine Nachbarn links und rechts weit und breit in die Nacht hinein. Der Regen hielt, was er versprochen hatte, auf meinem bloßen Kopf, im kurzgeschnittenen Haar rührte er den Staub zu einer Art Mörtel an, der mir langsam über die Schläfen hinabzurutschen begann. Mein Gott, es war mir nicht um ein schönes Aus- und Ansehen zu tun, ich war gänzlich und entschieden auf die einfachsten Lebensstatsachen gestellt: auf das Bedürfnis nach Trinken und Schlafen. Mochte der Gemeindevorsteher immerhin meine Verkleidung nicht durchschaut haben, ich hatte seine Anweisung und den Anspruch auf eine Nachtherberge – also, bitte machen Sie auf. Ich will aber nicht wie ein Landsknecht oder ein Kosak daherkommen, dachte ich, ich will mit Geduld und Ausdauer klopfen, sie sollen sehen, daß ein gebildeter und bescheidener Mensch Einlaß verlangt, man kann die Leute auch wirklich nicht mitten in der Nacht aus dem Schlaf donnern.

Aber Geduld und Ausdauer sind sehr fadenscheinige Tugenden nach einem vierzehnstündigen Marsch durch die Wildnis. Und schon dämmerte auf der einen Seite wieder die blauschwarze Gewitterwand der Gewalttat, während auf der anderen ihr Gegensatz sich auftat, eine Art Nirwana, ein Loch, in dem die Ergebung darinsäß, der Verzichtsgedanke an den Bahnhof, wo man ja schließlich irgendwie **[442]** vielleicht übernachten konnte; dann jedoch besann ich mich, daß dieses Dorf bloß eine Haltestelle besaß, und ich kenne die Haltestellen an diesem Randgebiet Europas: sie bestehen aus einem Pfahl und einer Tafel und das ist ein bißchen wenig für eine Regennacht. Wie einem so allerlei Tröstliches durch den Kopf wandert, kam auch der kategorische Imperativ anspaziert, das eiserne Muß: ja, und wie geht's denen im Feld und wie ist's dir selber an den Fronten ergangen? Leg dich soldatisch und spartanisch in den Wald. Ja, aber Herrschaften, hier ist doch nicht Feld und Front, sondern Hinterland und ein Dach sollte man doch wenigstens von ihm verlangen dürfen, oder nicht, was? Ich denke doch! Abgehärtet bin ich genug. Jawohl! Kurz und schlimm, inzwischen war der Mörtel auf meinem Kopf erheblich dünnflüssiger geworden, er rann mir zutunlich hinten und vorne den Hals hinab und auch in Augenbrauen und Bart begann sich dieselbe Mischung von Wasser und Staub zurechtzumachen.

Plötzlich erschien hinter der schmutzblinden Fensterscheibe vor mir, auf einem Hintergrund von Finsternis ein geisterhafter Kopf, in solcher Tiefe, wie das Gesicht eines Ertrunkenen, der unter der Oberfläche des Wassers langsam dahintreibt. Ich hob meinen Zettel und begann sogleich mit aller Kraft meine Beschwörung. Der Kopf sank unter und ich sammelte schon meine Kräfte zu einem Sprung durch das Fenster, als auf dem Grund des dunklen Gewässers ein Licht aufging, ein armseliges Gefunzel und Geflimmer, aber ein Licht, gelobt sei Gott. Dann schwand das Licht, die Türe neben dem Fenster **[443]** knarrte mit einem Flügel auf, der lang und schmal wie ein Sargbrett war, man ließ mich ein.

Wir betrachteten einander: Gastfreund und Gast. Der Gastfreund bestand im unteren Teil aus einem roten Flanellrock, im oberen aus einer gewürfelten Barchentjacke, unter dem Flanellrock kamen zwei aschgraue Stöcke hervor, die umgebogen waren, um an den Haken zerlumpte Pantoffeln tragen zu können; am entgegengesetzten Ende hob sich aus der Barchentjacke ein Kopf mit der Haut eines Erdapfels und einem turbanförmig umgewundenen Tuch. Ich schloß aus einigen dieser Anzeichen, daß ich es mit einem Weib zu tun hatte, mit einem Weib freilich, bar jeden Reizes, außer dem, daß es über ein Nachtlager verfügte.

„Der Gemeindevorsteher schickt mich,“ sagte ich voll Zuversicht auf die Obrigkeit. „Ich bin vierzehn Stunden gelaufen, es regnet draußen...“ War ich nicht wirklich bedauernswert, meine Stimme hatte das Tremolo und Schmalz armer Handwerksburschen.

Sie war ein Weib, mein Jammer griff ihr ans Herz. „Ja, aber in den Betten schlafen die Kinder.“

„Ich bin im Krieg gewesen, ich schlafe auf dem Boden oder auf einem Tisch.“ Dabei sah ich mich um. Es war kein Wirtszimmer, wie ich erwartet hatte, sondern ein Kramladen mit leeren Wandgestellen, mit leeren Schwingen, mit leeren zusammengeknüllten Fetzen von Säcken. Von allen Ecken gähnte dieselbe fürchterliche Leere, die halb heraushängenden Schubfächer schienen zu kraftlos, an ihren Platz zurückzukehren, die Schränke röchelten [444] mit offenen Mälern, es war ein höhnisches, niederträchtiges Nichts, das sich da allenthalben breitmachte, und eine Wage, die dastand, eine grüngestrichene große Dezimalwage mit eisernen Gewichten, was wollte die eigentlich? Der Boden aber war eine Hügelandschaft von angetretenem Schmutz, von Lehm, Strohhalmen und Hühnerdreck, und der langgestreckte Ladentisch gab ihm darin nichts nach; als habe man einen Streifen dieses Bodens losgeschnitten und ihn über die Platte gespannt.

„Ist das das Gemeindegewirtshaus?“ fragte ich zwischen Furcht, Hoffnung, Grauen und Verzweiflung in einer wahrhaft tragischen Verworrenheit der Gefühle.

„Das Wirtshaus ist drüben, hier ist die Wohnung und der Laden. Aber wir haben nichts mehr zu verkaufen.“

„Kann ich nicht einen Arm voll Stroh haben?“

„Stroh? Nein. Aber Ihr könnt in der Küche schlafen.“

Diese Küche lag neben dem Laden, ich will nicht sagen, wonach sie roch, und ich könnte es auch nicht, denn alle Gerüche der letzten sieben Jahre schienen ihren Bodensatz zwischen den Wänden und hinter den niemals geöffneten Fenstern zurückgelassen zu haben; und all dieses Angebrannte, Sauere, Fette, Angestochene, Verdorbene, mit samt dem, was menschliches Verdauungsvermögen daraus zu machen pflegt, war in dicken, zähen Schichten über alle Dinge geschmiert, wie eine Salbe oder ein Schleim, und duftete nach Magengrund und Verwesung [445] in die Düsternis. Auf dem Herd lag eine schwarz und gelb gefleckte Katze in einem Durcheinander von Töpfen und Schüsseln, die mit allerlei Unsagbarem gefüllt waren. Ganz hinten, wo das Geblinzel der Kerze nurmehr ganz matt gegen das Dunkel abdrang, stand ein Bett und darin war ein nicht weiter auflösbares Gebausch und Gekröpfe von einem – Gott behüte! – Polster- und Federwerk. Es glich dem abgezogenen Balg eines großen schmutzigen Vogels, den man in den Winkel geschmissen hat.

„Dort schlafe ich,“ sagte die Frau, indem sie auf einen Haufen Lumpen neben dem Herd zeigte, „und hier könnt Ihr schlafen.“

„Hier“ war der Küchentisch und wahrhaftig, neben Herd, Vogelbalg und Lumpenhaufen war kein anderer Platz mehr in diesem Prachtstück von Schlafgelegenheit.

Im Uebrigen war die Frau rührend. Sie holte von irgend woher, vielleicht aus dem Salon nebenan – es lag irgendetwas dergleichen nach vorneheraus – eine Tischdecke und ein Umhängetuch. Die Tischdecke mochte aus besseren Zeiten stammen, sie war ein ganzes Firmament von gehäkelten Sternen, dicht beieinander wie in der Milchstraße und mit phantasievollen Blumenlippenwülsten dazwischen. Als sie zum Leintuchersatz über den Küchentisch gebreitet war, hatte meine Haut vom bloßen Ansehen schon den lebhaften Eindruck davon, wie schön sich morgen die Sternenmuster auf ihr ausnehmen würden. Es sei zu schade um diese schöne Decke, meinte ich, und ich begnüge mich mit dem [446] Umhängetuch als Unterlage und meinem eigenen Mantel als Oberschicht, denn ein rauher Kriegermann ...

Ob ich ein Müller sei, fragte sie.

Nein, ich sei kein Müller, warum?

Sie habe geglaubt, ich sei ein Müller, weil ich so weiß bestaubt sei. Das sei der Straßenstaub, erklärte ich, jetzt sei er ja gelöscht, aber er habe mir gehörig um die Beine gequalmt.

Aber wie sie zuerst aus dem Fenster gesehen habe, habe sie geglaubt, ich müsse ein Müller sein.

Hierauf holte sie eine Bierflasche. Es war im zweiten Kriegsjahr und sie hatte noch eine Flasche Bier, über der Straße, drüben im eigentlichen Gemeindegewirtshaus. Sie zog den roten Flanellkittel über den Kopf und trabte dienstwillig durch den Regen hinüber. Soll ich sagen, was zum Vorschein kam, als sie den Flanellrock hochnahm? Es sah aus, wie ein Gemälde des Chaos, grau in grau, eine Darstellung der Zeit, ehe Gott Licht und Finsternis von einander schied.

Es reichte mit starren Falten bis etwas unter die Knie und ich dachte, wenn sie es etwa – Gott behüte – auszöge und hinstellte, so müßte es ganz von selber stehen.

Sie kam zurück, öffnete den Patentverschluß der Bierflasche, und wischte sich mit dem Handrücken ein

paar Regentropfen aus dem Gesicht. Während ich den Trank, der wie gegorener Lebensüberdruß schmeckte, mannhaft auf meine ausgebrannte Kehle goß und mir mit einem Stück Brot und Wurst aus den Tiefen meines Rucksackes über weitere Unannehmlichkeiten [447] hinweghalf, faltete sie die Hände über den wieder rot verhüllten Bauch und sah mir hochachtungsvoll zu. Sie schien merkwürdiges in mir zu ahnen.

Wenn ich also kein Müller sei, was ich denn dann sei?

Ja also: derzeit Kriegsberichterstatter, sonst Schriftsteller. Aha! Man erkläre einem Steinzeitweib, was ein Kriegsberichterstatter und ein Schriftsteller ist! Also, in Gottes Namen – ein Doktor. Jetzt kam ich mir vor, wie Zeus, wenn er durch die Menschenhülle den Olymp hindurchschimmern läßt, oder zum mindesten wie Kaiser Josef, wenn er den Mantel abwirft und der große Ordensstern kommt zum Vorschein.

Das Weib wich zurück, die Augen gingen ihr auf, die Unterlippe fiel ihr unbeherrscht herab, sie war erdrückt durch die Fülle des Glanzes, der nun auf einmal in ihrer Hütte ausgebrochen war. Ich blieb unverändert, liebevoll und bescheiden, wie alle wahrhaft großen Männer, auch wenn sie erkannt sind. Ich hatte nicht einmal den Wunsch, mein blendendes Licht lange zu genießen; im Gegenteil, ich wollte schlafen, und da ich morgen noch vor Tagesdämmern zum Zug mußte, wollte ich sogleich zahlen.

Sie nannte zögernd und eingeschüchtert den Preis für die Flasche Bier. Es war im zweiten Kriegsjahr und ein unwahrscheinlich geringer Preis. Und das Nachtlager? Dafür wollte sie aber keinen Preis nennen, sie mochte denken, die Ehre sei auch eine Art Bezahlung. Mit drei Kronen überzahlte ich das Bier weitaus und übertraf alles Ausdenkbare [448] so, daß sie das Geld lange auf der flachen Hand hielt und mich fast mißtrauisch ansah, als habe ich eine Art Prüfung oder Zauberkunststück damit vor. Endlich begriff sie den Vorgang als Wirklichkeit, stammelte Dank und barg das Geld in Flanellfalten.

Ich hatte mich auf den Tisch hinaufgezogen und mein Gebein samt Fleischhülle auf dem harten Geviert angeordnet, so wie es mir am zweckmäßigsten dünkte. Meinen Rock hatte ich zusammengelegt und zum Kopfkissen ernannt, den Mantel zog ich mir bis zur Hüfte, nun war ich so weit, daß ich das Weib bitten konnte, sie möge das Licht verlöschen.

In dem Augenblick aber, als Nacht und Müdigkeit schon sachte meine Sinne zu vermischen begannen, als die Frau die Hand nach der Kerze ausstreckte, geschah etwas vollkommen Unerwartetes. Hinter meinem Kopf erhob sich plötzlich ein Schnaufen und ein Gurren, es orgelte wie aus einer mit rauhen Borsten bewachsenen Kehle, es piffte von einem ganzen Dudelsack höllischer Geräusche. Ich stützte mich auf den Arm und wandte mich um.

Der graue Bettschlamm im Hintergrund war in Bewegung gekommen, warf Blasen und Beulen, hob sich in quellenden Stößen und ein Kopf tauchte aus ihm hervor, wie der eines verschlafenen Nilpferdes, mit zwinkernden, tückischen Augen und einem großen, tiefenden, wulstigen Maul und breiten Nasenlöchern mit Innenansicht. Und wenn das kein Nilpferd war, dann war es ein Urmensch, ein Pithekanthropos, ein Troglodyt, ein verwünschtes Ungetüm.

„Wa – was ist das für ein Kerl?“ fragte das [449] Ungetüm, und der Kubikmeter Luft, den wir gemeinsam hatten, war sogleich von einem Strom säuerlichen Fuselgeruches angefüllt.

„Sei still!“ sagte das Weib, ängstlich, wie eine in ein Geheimnis Eingeweihte, die einen Ahnungslosen von einem gefährlichen Unsinn zurückhalten muß. „Sei still!“

Aber der Nilpferdrausch des Ungetüms war von der unangenehmen Sorte, die keinen Widerspruch verträgt. „Was still? Ich soll still sein?“ Er wickelte sich weiter aus dem Schlambett hervor, zeigte zwei Pranken und eine haarige Brust. Seine Schweinsäuglein glommen in einem raschen alkoholischen Haß: „Wer der Kerl ist, frag ich?“

„Der Bürgermeister hat ihn geschickt. Er hat einen Zettel vom Bürgermeister.“

„Was? Der Bürgermeister? Hat der Bürgermeister jemanden zu schicken? Was geht mich der Bürgermeister und sein Zettel an? Gibt mir der Bürgermeister was zum Leben? Ich pfeif auf den Bürgermeister mitsamt seinem Zettel, er soll die Haderlumpen bei sich übernachten lassen, der Bürgermeister ... weißt du was? Ich pfeif auf ihn, er kann mich überhaupt gern haben.“ Ach, du lieber Himmel, das war ein Anarchist, ein Umstürzler und Empörer, der mit der bestehenden Ordnung unzufrieden war; und nie glaubt jemand an die bestehende Ordnung fester, als wenn er sie aus irgend einem Grund braucht, wie ich jetzt. Das arme Weib aber stand zwischen den Gewalten, zwischen mir, hinter dem sie den ganzen Umkreis der großen Welt ehrfürchtig zu ahnen begonnen hatte und [450] ihrem troglodytischen Nilpferd, das sich aus seinem Lager wickelte, um sich gegen alles das aufzulehnen.

„Er ist kein Haderlump, er ist ein Herr!“ sagte sie.

Sie verteidigte mich schlecht. „Ein Herr!“ brüllte der Urmensch und schnob Fuseldünste durch Nase und Rachen. „Ich pfeife auf alle Herren! Geben dir die Herren war zu fressen, du Luder?“

Er ging nicht fein mit ihr um, er behandelte sie wahrhaftig recht steinzeitlich. Sie steigerte ihre Verteidigung. „Red' nicht so. Er ist ein Doktor!“

Aber, weiß Gott, auch das übte keine Wirkung auf das Ungetüm, er schien bloß in seine verschlammte Innenwelt noch ein Geträufel von Gift zu empfangen, daß der Rumor von Galle und Gestank noch ärger wurde. Es gab ihm einen Ruck und Schwung, als sei ihm inwendig eine große Blase geplatzt, mit gleichen Beinen sprang er aus seinem Lager, und was für Beine waren das, du meine Güte, was für nilferdmäßige Strümpfe mit hornigen, verkrümmten, mit Beulen besetzten und nach allen Richtungen durch- und übereinander gebogenen Zehen. Die blaugrauen Unterhosen waren über den Knöcheln zugebunden und ich dankte Gott dafür.

Er war also aus dem Bett gesprungen und fuchtelte mit den Händen seinem Weib vor dem Gesicht. „Du Bestie! Du Luder! Du Kanaille! Ein Doktor? Ein Schmarrndoktor! Den Karl hast du dir mitgebracht. Einen Liebhaber brauchst du, du Luder! Bin ich dir nicht genug? Was? Da hast du deinen Doktor!“ Und plötzlich pflanzte er dem Weib die geballte Faust mitten ins Gesicht, daß man die **[451]** Zähne krachen hörte. Und man merkte dabei die vortreffliche Uebung, die er besaß, und die Zielsicherheit dieser Tatze. Das Weib muckte nicht, holte einmal Atem, schluckte zweimal und dann kam ihr Gesicht wieder langsam in seine Form, die es für eine halbe Minute verloren hatte. Wie eine Sülze oder Gallertmasse sich über dem Eindruck einer Hand schließt und ausgleicht, so richtete sich ihre Nase wieder auf und ihr für eine Weile windschief gewesener Mund rückte wieder an seinen Platz.

Meine Lage war keineswegs angenehm. Ich wurde weder als Zeus noch als Kaiser Josef geachtet, und dieser Wüterich, der vor nichts Göttlichem und Menschlichem Achtung zu haben schien, mußte mir, wenn er sein Weib massakriert hatte, unfehlbar an den Leib rücken. Dabei war er mir insoweit überlegen, als er mit seinen hornigen krummen Tatzen fest auf dem Boden stand, während ich, in einer zur Verteidigung wenig günstigen Lage auf dem Küchentisch hingestreckt war, als sei ich bereits meine eigene Grabfigur, die man nach etruskischer Mode auf meinem Sarkophag angebracht habe. Dessenungeachtet konnte ich es doch nicht angehen lassen, daß hier das Weib von diesem betrunkenen Untier mißhandelt wurde. Ohne weiter zu bedenken, ob ritterliche Gefühle hier am Platze seien, zog ich die Beine an mich, bereitete mich zum Sprung und brüllte: „Was ist denn das? Werdet Ihr Euch sofort anständig benehmen!“

Was jetzt geschah, kommt sonst nur noch in afrikanischen Jagdgeschichten vor, wo erzählt wird, wie sich die Nilpferde betragen, wenn sie den einen **[452]** Jäger angenommen haben, und der andere brennt ihnen von hinten eines auf die Haut. Der Mann fuhr herum und schäumte mir plötzlich dicht vor dem Gesicht, die Augen funkelten ihm vor Bosheit, seine Tatzen hoben sich gegen mich. Es sah aus, als würden wir uns im nächsten Augenblick verbissen in der Küche herumkugeln; aber da spielte das Weib ihre letzte Karte aus, den Trumpf, den sie wohl am liebsten für sich behalten hätte, sie warf ihn hin, um im letzten Augenblick das äußerste abzuwenden, die Gefahr zu beschwören, die darin lag, daß Ordnung und Ansehen mit Unordnung und Gewalt ins Raufen kam. Sie stellte sich ganz auf meine Seite, ich fühlte es, opferte etwas von sich, um mich zu retten oder vielleicht diese Ahnung von anderen, saubereren, sanfteren Zuständen, die sie mit mir verknüpfte.

„Er hat doch eine Flasche Bier getrunken und bezahlt,“ sagte sie, „und er hat auch schon das Nachtlager bezahlt, zwei Kronen, no!“ Sie zog die Note aus den Flanellfalten und hielt sie dem Mann hin. Zwei Kronen sagte sie und zeigte sie, diese Steinzeitdalila, diese verräterische Einfalt; die dritte Krone lag so im ganz und gar Unwahrscheinlichen, daß sie verhohlen bleiben konnte. Wir beiden waren verschworen, dadurch daß ich schwieg, wir beide, sie und ich, gegen den dritten, gegen ihren Mann, das alte Spiel, ganz oben und ganz unten an den Grenzen der Menschheit, in Ewigkeit, Amen.

Der Mann hatte ihr die Note aus der Hand gerissen und besah sie genau. Ja, da war alles richtig, eine Zweikronennote, mit den beiden süßen **[453]** Komtesserlgesichtern und allen den vielen Witzen, die man darüber machen kann. Ich sah, wie dieser Anblick seine Wildheit sänftigte; welche Dummheit, zu sagen, das Geld verderbe den Charakter und habe überhaupt allerlei auf dem Gewissen. Das Geld macht – vorausgesetzt, daß man es hat – den Menschen gut und umgänglich. Ich sah es an meinem Fall, ich sah, wie die urmenschliche Gewalttätigkeit in dem Mann wieder in die finsternen Löcher und Seelenwinkel wich,

aus denen sie hervorgebrochen war, die ganze Welle von Vorgeschichtlichkeit ebte zurück; er schloß: ich konnte zahlen, also war ich ein anständiger Mensch.

An Stelle der beschworenen Wut trat sofort eine klebrige Art von anmaßlicher Gesprächigkeit. Nun wollte er hören, wer ich sei und wie ich hierher komme, und fragte immer weiter, bis nach Brünn hinein, wo er einen Onkel hatte. Dieser Onkel schien für den weiteren Verlauf der Nacht verhängnisvoll werden zu sollen. Denn es stellte sich heraus, daß dieser Onkel einen Bierkeller besaß, und daß ich diesen Bierkeller kannte. Ach, wie gut kannte ich ihn, diesen Bierkeller, man stieg einige Stufen hinab, die von Speichel und Schmutz schlüpfrig waren, und konnte sich, ein halbes Stockwerk unter dem Straßenpflaster, in einer schmierigen Gemütlichkeit breitmachen. Mein täglicher Weg hatte an ihm vorübergeführt; des morgens, wenn ich mit reingewaschenen Gehirnwindungen, voll von guten Vorsätzen und von Arbeitswillen vorüberkam, duftete es aus dem offenen Kellerhals nach einem unsagbar grauenhaften Frühstücksgulasch und nach **[454]** Bierresten, und wenn ich mittags und abends einen Blick hineinwarf, sah ich in der halben Dämmerung die Grundwesen dieses Kellers hocken, große, plumpe, gedunsene Menschenkröten, schwerfällige Nickelmänner mit Glotzaugen, voll von Gift und schlechter Luft. Gewiß, dieser Bierkeller lag auf den absteigenden Lebensläufen seiner Gäste. Der Mann aber freute sich unbändig, daß ich dieses Loch kannte, ich erschien ihm dadurch irgendwie beglaubigt und näher an ihn herangerückt, er hob die Gulaschhöhle gleichsam als das Gemeinschaftliche unserer beiderseitigen Daseinsformen heraus und stand auf ihrem Boden triumphierend und kameradschaftlich neben mir. Herrgott, ich wehrte mich ja, aber seine alkoholische Beredsamkeit wurde immer sprudelnder. Nun sollte ich auch seine übrigen Freundschaften kennen, eine lange Reihe von Gästen jenes Kellers mit einem Polizeimann als Aufputz und Gipfel mitten darin. Es war ein höchst verworrenes Gerede, ein Gemengsel von halben Sätzen, Spucken und einem blödsinnigen Trinkergelächter, das wichtiguerische und selbstzufriedene Lallen eines Despoten, der jeden Widerspruch mit der Faust abzutun gewohnt ist. Während er von seinen persönlichen Bekannten und Erinnerungen auf allgemeine Ansichten über Krieg, Politik und Religion überging, betrachtete ich eine seltsame und rührende Erscheinung. Unter dem Gewühl des Bettzeuges, aus dem sich der Mann herausgewickelt hatte, war ein Bein zum Vorschein gekommen, das Bein eines Kindes, das offenbar mit dem Nilpferd zusammen in einem Lager schlief. Ein schlankes Kinderbein, **[455]** von zarter Bildung, ein nacktes Bein, das sich freigestrampelt hatte und nun, während der übrige Körper unter einem Gebirge von schmutzigen Polstern verborgen lag, mit leise, traumhaft zuckenden Zehen ein Gefühl von Unschuld und Güte der Schöpfung loslöste. Schmerzlich zu denken, sagte ich mir, daß daraus, aus diesem Kind durch das Leben das Paradies ausgetrieben werden wird, daß der Sündenfall nicht einmal bloß stattgefunden hat, sondern in jedem Dasein anstelle der Träume und der Schönheit die Last und die Schuld tritt, bis daraus ein solches verkrümmtes, geplagtes Arbeitstier geworden ist, wie diese Frau, oder so etwas wie dieser Mann.

Im übrigen war ich unfähig, diesen Problemen länger nachzusinnen, ein Gähnkrampf zersprengte mir die Kiefern. Wir wollen schlafen gehen, meinte ich. Aber der Mensch schien der Meinung zu sein, daß ich mich seiner Herrschaft zu unterwerfen habe, er war der Mittelpunkt seiner Welt, und da er zu reden Lust hatte, hatten die anderen zuzuhören und zu antworten.

„Du mußt den Herrn schlafen lassen!“ sagte das Weib schüchtern.

„Halt's Maul, du Luder!“ sagte er und ich merkte, daß er meinetwegen vom Hausgebrauch keinen Schritt abwich.

Schließlich gab er es doch auf, mich unterhaltsamer machen zu wollen; ich hatte die Augen geschlossen, tat, als sei ich schon hinüber, da kroch er brummend ins Bett zurück, und das Weib blies dem Licht das Leben aus. Nach einigem Wenden und Rascheln trat Ruhe ein.

[456] Mir aber war der Segen des Schlafes vertrieben. Man weiß, was das heißt, den Schlaf übergangen zu haben, es gibt bei allen großen menschlichen Angelegenheiten, beim Hunger, bei der Liebe, beim Schlaf, einen psychologischen Moment und Höhepunkt, den man nicht versäumen darf. Lange genug hatte der Schlaf neben mir gestanden und gewartet, nun hatte er die Geduld verloren und war weggegangen, ich sah ihn draußen in der Nacht, wie er durch die Wälder ging und den Vögeln und Eichkätzchen liebevoll in die Nester schaute. Um mich kümmerte er sich nicht mehr. Ich beschwor ihn herbei, mit den stärksten Künsten, die sonst nicht versagen, mit Zählen, mit besonders tiefem Atmen, mit der Vorstellung eines wogenden Kornfeldes, über das der Wind streicht. Ueber vergeblichen Mühen war schon wieder ein tüchtiges Stück Nacht verloren, als plötzlich die künstlichen Betäubungsversuche so jäh unterbrochen wurden, wie wenn

man mir plötzlich in die Nervenstränge gegriffen habe, daß ein wilder, klirrender Akkord schrillte. Ein Geräusch war auf den Grund meines Bewußtseins gesunken, ein ganz leiser, katzenhafter, zögernder Schritt. Im Augenblick waren alle meine Sinne gespannt, aber das Auge konnte die Dunkelheit nicht durchdringen und das Ohr erfaßte jetzt nur Menschenatmen und das Tropfen des Regens. Nach einer Weile, in der die Nacht gleichmäßig rauschend dahinflöß, zögerte wieder ein Schritt durch das Zimmer, kein Zweifel, jemand ging auf bloßen Füßen über den Boden hin, lauschte nach mir und setzte mit unendlicher Behutsamkeit seinen Weg fort, wenn er mich schlafend glaubte.

[457] Ich war mir sogleich darüber klar, was da vorging. Dieser Mensch hatte mich durch eine Komödie von Trunkenheit getäuscht und in Sicherheit gewiegt. Er sagte sich, daß ich kein armer Reisender sei, wenn ich so freigebig sein konnte, und daß ich noch mehr Geld bei mir tragen mochte. So schloß er, es war der Gedankengang eines Diebes, vielleicht eines Mörders, und nun hatte er den Kriegspfad betreten, schlich in der Nacht herum, und vielleicht sauste schon in der nächsten Minute ein Beil oder ein Holzschleit auf die Stelle, wo er meinen Kopf wußte. Zwei Dinge waren es, nach denen sich seine Gier richten konnte, mein Rock mit der Brieftasche, der mir als Polster diente, aber vielleicht, im harmloseren Fall, der Rucksack, der zu meinen Füßen auf einer Bank lag.

Aber ich war nicht gesonnen, mich abschlagen zu lassen, ich würde ihm zu begegnen wissen, ich war kein sanftes Lämmchen, sondern ein Tier mit Zähnen und Tatzen. Ich nicht, o nein, ich hatte keine Lust, mein Leben in einem solchen Loch zu lassen und als beklagenswertes Opfer einer schauerlichen Mordgeschichte das Mitleid und die Nachrufe der Redaktionen zu erregen.

Während ich meinen Atem in tiefen Zügen regelte, brachte ich meinen Körper lautlos aus seiner bisherigen Lage und drängte ihn knapp an die Wand; nun mochte der Kerl in der Finsternis hinhalten, wo ich nicht mehr war, haha! aber dann würde ich das Wort ergreifen. Zum Glück hatte ich nur Schuhe und Rock ausgezogen, war sonst bekleidet geblieben, in der hinteren Hosentasche steckte die [458] Steyrerpistole. Ich seufzte ein wenig wie in traumerfüllten Schlaf, schob meine Hand unter mich und holte die Waffe hervor. Mit ein paar Griffen war sie gebrauchsfertig gemacht, den Mantel zog ich weg, und nicht behindert zu sein, noch fehlte mir Licht. Irgendwo war eine Schachtel Streichhölzer, es dauerte eine Weile, bis ich sie faßte, nun konnte er kommen, ich wollte ihn – beim seeligen Karl May! – empfangen, wie er es verdiente, dieser Haderlump; so schlau, wie er, war ich auch noch.

Alles das hatte einiges Geräusch gemacht, natürlich, dieses Herumkrabbeln an mir und in meinen Taschen, und als ich nun wieder ganz still lag, regte sich nichts in der Küche. Da stand er nun lauernd im Dunkeln, mit erhobenem Beil, und wartete, bis ich wieder fester schlief. Wenn ein Mordgedanke einmal so weit gediehen ist, so führt man ihn auch aus, ich wünschte es sogar und wollte nicht mehr enttäuscht werden. Es war mir, als sei ich plötzlich mit der Sendung betraut, die Ordnung der Gesellschaft zu verteidigen, die ganze Jahrtausende alte Kultur, die mühsam errichtet worden war gegen den Widerstand aller Räuberischen und Gewalttätigen im Tierwesen Mensch.

Und wirklich, da waren die Schritte wieder, diesmal nahe dem Fußende meines Lagers, das Schleichen der bloßen Füße, er war an mir vorbei und ich wußte nun, daß es meinem Rucksack galt; das war eine etwas harmlose Wendung, aber immerhin, er sollte auch nichts aus meinem Rucksack haben, kein Stück, kein durchschwitztes Wanderhemd, nicht einmal den Rest Wurst, weder das noch jenes. Zitternd [459] von den Kraftwellen des guten Gewissens, bis in die Fingerspitzen und Zehen durchspült von einem Strom hochherziger Entschlossenheit: komme, was da wolle, *fiat justitia* – barg ich mich in der Dunkelheit, bereit, sie plötzlich zu spalten und hervorzubrechen.

Jetzt, jetzt war er an dem Rucksack. Ich hörte sein Tasten über das Leinen hin, der Rucksack stand noch von der Mahlzeit her aufgeschnürt, obenauf lag das Papier mit der Wurst. Leise raschelten seine Falten unter suchenden Fingern, das gefährlichste Geräusch für alle Arten von Einbrechern und Dieben – man weiß es aus dem Theater her, wenn in den heilig-ernsten Szenen angehaltenen Atems die Bonbondüten knistern. Ein kleines, nagendes, aber durchdringendes Geräusch.

Jetzt also, jetzt wühlte er mit beiden Händen in meinem Rucksack, jetzt war der Augenblick des Ertapptwerdens für ihn gekommen. Ich hob mich in den Sitz, stemmte mich in die Nacht empor, mit Pistole und Streichholzschachtel ...

Ich riß ein Streichholz über die Reibfläche der Schachtel, die ich zusammen mit der Pistole in der Rechten hielt. Es knackste, rascher Schein flog empor.

Auf meinem Rucksack hockte die große schwarzgelbe Katze und war im Begriff, die Wurst aus dem Papier zu holen. Sie glotzte mich einen Augenblick in äußerster Bestürzung an, dann sprang sie mit einem großen weichen Satz vom Ort ihrer Uebeltat weg und fuhr mit erhobenem Schwanz durch ein Loch in der Türe hinaus.

Da war auch das Streichholz ausgeflammt, ich [460] warf es auf den Herd, es beschrieb einen schlanken, glühenden Bogen und ich hüllte mich rasch in die schützende Dunkelheit. Auf meiner Uhr leuchteten die Radiumzeiger die dritte Morgenstunde.

Und dann schlief ich wahrhaftig noch eine ganze Stunde. Mein Aufstehen und Weggehen erweckte die Gastgeber nicht. Das Nilpferd hatte sich wieder ganz in sein Lager eingewühlt, auch von dem Kind war nichts zu sehen, das Weib lag in der Dämmerung auf seinem Platz wie ein grauer Klumpen. Ich verließ das Haus mit der Behutsamkeit eines nächtlichen Banditen, als habe ich selbst in dieser Nacht irgend etwas ausgeführt, bei dessen Spurenvertilgung ich nicht gerne betreten werden möchte.

Der Himmel und die Welt lagen ganz prächtig reingewaschen und nüchtern da. Der Regen hatte aufgehört, es roch nach Nässe, die Bäume schüttelten Tropfen ab und auf der Dorfstraße standen Pfützen, die spiegelten Stücke eines stahlgrünen Himmels, so hell, als wären sie Fenster, durch die man unter der Erdkruste eine heitere und klare Innenwelt erblicken könnte.

Die Menschen sind schon eine gemeine Rasselbande, dachte ich, aber ob wir ihnen nicht doch manchmal zu viel Böses zumuten?

Dann wusch ich mich in einem Bach, stand an der Haltestelle, die ein Pflock mit einer Tafel war, wie ich vermutet hatte, und nach einer Weile kam eine erschrecklich schnaubende und wichtigtuende Kaffeemühle und brachte mich wieder nach Europa.

Der Edelmensch in Karl Mays Werken

Von Eugen Barnick

Als am 22. März 1912 Karl May in der Akademischen Gesellschaft für Literatur und Kunst zu Wien seinen Vortrag über das Thema: „Empor ins Reich des Edelmenschen“¹⁵⁴ hielt, ahnte niemand der Zuhörer – auch May selber nicht –, daß es sein letzter Ruf an die große Gemeinde seiner Anhänger, an die zahlreichen Freunde seiner Erzählungen sein sollte, daß bereits acht Tage später der Tod der fleißigen Hand des Dichters die Feder entwinden würde.

Es war kein Zufall, auch nicht das Haschen nach Erfolg, daß May gerade diesen Vortragsstoff wählte. Es war der Ausfluß dessen, was in ihm selber lebte und webte, dem er in all seinen Erzählungen so oft beredten Ausdruck zu geben wußte. „Es ist das Hauptthema meines ganzen Lebens, meines ganzen schriftstellerischen Wirkens; das Thema jedes einzelnen meiner Bücher“, sagte er.

Dieses Streben Mays, das Edle im Menschen zu fördern, ist bisher bei der Beurteilung seiner Werke stets nur nebenher gestreift worden, verdient aber besondere Betonung und Würdigung; es bildet **[462]** in der Tat den Grundzug seines Wirkens und ist bisher in den Schriften keines anderen Volksdichters in gleich vollkommener Art auch nur annähernd zum Ausdruck gekommen. Die Ansicht, daß die Beurteilung von Lobens- und Tadelswertem zu den verschiedenen Zeiten nicht immer gleich gewesen sei und daß es fraglich erscheinen müsse, ob hierüber überhaupt ein allgemein gültiges Sittlichkeitsprinzip aufzustellen sei, kann jedenfalls für Mays Erzählungen nicht geltend gemacht werden. Sie bringen im Gegenteil eine Lösung des Problems in der denkbar ausgeglichener Form.

Es würde natürlich über den Rahmen dieser Betrachtung weit hinaus gehen, Mays sämtliche Werke daraufhin zu untersuchen, vielmehr soll nur eine Anregung gegeben werden, wie des Dichters Werke gelesen, was aus ihnen herausgelesen werden soll, wenn man ihm gerecht werden und sich selber nützen will. Zwei kurze Blicke auf die Erzählungen „Im Reiche des silbernen Löwen“ und „Winnetou“ mögen für die gedachte Anregung genügen.

Am stärksten tritt die symbolistische Verbrämung in der erstgenannten Dichtung hervor. Wäre die abenteuerliche Reise Kara Ben Nemsis nichts weiter als das um klingenden Lohn geschriebene Buch eines den Masseninstinkt richtig erfassenden Vielschreibers, so müßte man trotzdem der Phantasie des Verfassers Bewunderung dafür zollen, daß er durch vier Bände hindurch den Leser in gleich fesselnder Spannung zu halten vermag. Aber Kara Ben Nemsis Abenteuer sind nur Mittel zum Zweck; **[463]** der Dichter schürfte tiefer. Er wollte an sinnbildlichen Gestalten und Abenteuern die Irrwege der zwiegespaltenen Menschenseele darstellen....

Ist nicht Zwiespalt in allem, was Odem hat? Beherrscht das Zwiespältige nicht eigentlich die ganze Welt? Zittert nicht in jeder Seele der dunkle Drang, diesen inneren Zwiespalt überwinden – Einheit werden zu wollen? ... Dieses Ziel aber ist der ringenden Menschheit für ewig verschlossen; denn Einheit ist die Auflösung des Rätsels „Mensch“. Sie liegt jenseits des geheimnisvollen Tores, aus dem wir in das Bewußtsein traten, durch das wir im Augenblick des Sterbens eingehen; Einheit ist die restlose Vervollkommnung aller Dinge, ist Gott selber! ...

Doch das Suchen der Seele nach Erkenntnis, das rätselhaft-unerkannte Ringen des unterbewußten Emporstrebens zum Licht schleudert den werdenden Menschen nur zu oft in den Abgrund eines hemmungslosen Dämmerzustandes. Werden die menschlichen Sinne und Handlungen nicht oft von übermächtigen Trieben bestimmt, die gleich Stimmen aus dem Dunkel der Nacht rufen? Welche scheinbar nebensächlichen, oft weitab liegenden Einflüsse vermögen über Nacht den Menschensinn zu beeinflussen! Welche Gefahren birgt allein das Pubertätsalter in sich? „In der Brust eines jeden Menschen schläft ein entsetzlicher Keim von Wahnsinn. Ringt mittels aller heitern und tätigen Kräfte, daß er nie erwache!“ sagt Feuchtersleben.

Fürwahr, hätte man der Erforschung der dunklen Wege der Menschenseele eine gleiche Sorgfalt **[464]** gewidmet, wie anderen Wissensgebieten: unsere Strafanstalten würden weniger bevölkert sein! Beherrschte uns alle das Gesetz von der Gesunderhaltung der Seele: die Kriminalistik nähme ein kleineres

¹⁵⁴ Siehe Bd. 34 „Ich“, S. 509.

Konto im Hauptbuche der Menschheit ein. Wer aber auf der Sonnenseite des Lebens sitzt, sieht nicht den Schatten in den Tälern der Armut, noch weniger die Kämpfe und Leiden der ringenden Menschheit; er glaubt auch nicht an die trotz allem in den Massen fiebernde Sehnsucht nach innerlicher Veredelung.

May glaubte daran. Er hatte der Menschheit etwas zu sagen. Deshalb griff er zur Feder. Und so wurde sein aus dem kultivierten Abendlande kommender Kara Ben Nemsî und dessen Diener Halef Ben Omar [sic!] – der Scheich der Haddediin – die symbolische Verkörperung des Doppel-Ichs im Menschen. Wie meisterhaft ist, in phantastische Abenteuer gekleidet, das innerliche menschliche Läuterungsprinzip durchgeführt! Mit welcher Feinheit sind die menschlichen Schwächen gezeichnet. Eitelkeit, eingebildete Größe, Herrschsucht, Torheit, Unvorsichtigkeit des Handelns, Jähzorn. Welch treffliche Nutzenanwendung weiß der Dichter zu geben; um wie viel größer steht sie zwischen den Zeilen! Hätte er dem Menschen sein Spiegelbild in trockener Sophistik gezeigt, der Mensch hätte dieses Zerrbild in jähem Zorn zertrümmert. Deshalb wählte May für seine Gleichnisse das phantastische Gewand des Orients, die Heimat des Märchens. Aber auch hier verfuhr er nicht oberflächlich. Mit welcher Naturtreue ist allein die Landschaft **[465]** geschildert! Dies konnte nur ein Dichter vollbringen, dem sein Stoff zum innerlichen Leben ward und der mit seherischem Blick die Umwelt und Helden seiner Dichtung *e r l e b t e*.

Sind die Gefahren und Abenteuer, die Kara Ben Nemsî und Halef im ersten Teile der Reise bestehen, dem Sturm und Drang der Jünglingsjahre vergleichbar, so leitet ihre Ankunft bei dem Stamme der Dschamikun zur Lebensanschauung des gereiften Mannes hinüber. Noch einmal packt beide der innere Zwiespalt und wirft sie nieder. Und wie der Tod zwar dem menschlichen Streben ein Ziel setzt, in Wirklichkeit aber die Vergeistigung des Menschen darstellt, so erstehen Kara Ben Nemsî und Halef nach langem, todesähnlichem Schläfe zu neuem Leben. Das Zügellose, Abenteuerliche, Gewalttätige weicht unter dem Einfluß einer edlen Frauenseele der inneren Vergeistigung, die sie allmählich zur Höhe des Edelmenschen trägt. – – –

Ist im „Winnetou“ zwar das Abenteuerlich-Romantische überwiegend, so beherrscht auch seinen Titelhelden das Streben nach Erkenntnis; er *s u c h t* nach der Seele. Auch hier ging May streng methodisch vor. Er wollte zwar den geistigen Aufstieg des Menschen vom Urwald- und Prärieleben bis zum Mount Winnetou, dem Höhenlande, versinnbildlichen, gleichzeitig aber auch der der Vernichtung preisgegebenen roten Rasse Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Leben des verkannten, durch die Habsucht und Landgier des „zivilisierten“ Abendländers niederer Rachsucht verfallenen Indianervolkes wollte er schildern, des roten Mannes, der in **[466]** seinen unberührten geheimnisvollen Urwäldern, auf der weiten Prärie der Jagd oblag, der zu Manitou, dem guten großen Geist betete. Das Dazwischentreten des weißen Mannes, der zwar die Nächstenliebe im Munde, doch nicht im Herzen führte, sollte den dramatischen Konflikt auslösen; und nicht zuletzt sollte das „Ich“ – Old Shatterhand – beweisen, wie geistiges Hochempfinden im Kampf gegen alles Niedere und Gewalttätige den Sieg davonträgt, wie ein edler Charakter auf Umwelt und Mitmenschen schließlich doch veredelnden Einfluß zu gewinnen vermag, sie emporzieht zu wahren Menschentum.

Da May auch hier, wie bei all seinen Werken, nicht eher an die Niederschrift der Erzählung ging, als bis ihre Gestalten ihm inneres Erleben wurden, so entstand jenes fesselnde Werk voll Romantik und von bleibendem ethischem Werte, als welches sein „Winnetou“ heute vor uns steht. Dieses Volksschriftstellers Erzählungen nur unter die „Reiseromane“ oder „Jugendbücher“ zu registrieren, ist deshalb gleicherweise falsch. Ihr innerer Gehalt läßt sie als mustergültige Volksschriften¹⁵⁵ erscheinen.

Wie das Leben überall Aufgaben stellt und für den Aufmerksamen in Gleichnissen Grundlehren ausstreut, so auch gute Bücher. Sie sollen nicht alles restlos aussprechen, sondern im Leser das eigene Nachdenken anregen, indem sie ihm ein Problem stellen. Wer in diesem Sinne Karl Mays Erzählungen **[467]** liest, wird finden, daß letzten Endes alle seine Schriften Glieder einer Kette sind: der Versinnbildlichung des Edelmenschlichen! Für dieses zu wirken, liegt auch uns ob; eine Aufgabe, die ohnehin die umwälzenden Bewegungen der Gegenwart jedem einzelnen nahelegen, ja zur heiligen Pflicht machen, wenn er sich des Menschentums würdig erweisen will.

¹⁵⁵ Beweis hierfür dürfte u. a. die Uebersetzung der Erzählungen Karl Mays in die meisten Kultursprachen sein.

Heimfahrt.

Da kommt, wie tändelnd mit den Wogen,
Sich wiegend auf der leichten Bahn,
Die Barke stolz daher geflogen,
Mit vollen Segeln an den Raa'n.

Wie von der lauen Mondnacht trunken,
Liegt sie zur Seite auf dem Kiel
Und badet bei der Spiegung Funken
Den mächt'gen Bug im Wellenspiel.

Und drauf der Mensch, das Herz geschwollen,
Von Hoffnung und Vertrau'n erfüllt,
Und in der Brust, der sehnsuchtsvollen,
Der lieben Heimat teures Bild.

(1882)

Karl May.

[(469)]

Im wilden Kurdistan

Von Max Kirsch



©

156

157

158

159

Das Rätsel Karl May

Von August Niemann †

Es gibt nicht viele Schriftsteller, die es vertragen können, viel gelesen zu werden. Der Leser entdeckt, wenn er sie wiederholt liest und wenn er alle ihre Erzeugnisse durchnimmt, Fehler und Schwächen, die ihm den Autor verleiden. Anders ist es mit den wenigen großen Dichtern, die Jahrhunderte und Jahrtausende überleben.

Zu den wenigen Schriftstellern, die so viel innern Reichtum haben, daß man alle ihre Sachen lesen kann, ohne zu ermüden, gehört Karl May. Ja, es ist wahr: immer lieber gewinnt man ihn, weil eine persönliche Liebenswürdigkeit bei ihm allmählich immer deutlicher zutage tritt, die zum Forschen einlädt. Man begnügt sich nicht mit dem, was man sogleich findet, sondern denkt über den Mann nach, dessen Schicksale ein solches Ergebnis für die Welt gehabt haben. Höchst interessant wird dieser Charakter, der solches geschrieben und so unendlich viel gedacht hat. Es ist Sympathie mit einer Natur, die viel gelitten, aber sich doch durchgerungen hat zum Bewußtsein der ihm eingeborenen Ideale. Instinktiv fühlt der Leser von Anfang an, daß der Dichter dieser Werke viel gelitten hat, und, indem er **[487]** weiter liest, findet er sein ursprüngliches Gefühl durch das Nachdenken bestätigt. Auch das tiefe Naturgefühl Karl Mays verstärkt den Eindruck des Liebenswürdigen. Und es ist erstaunlich, wie groß und reich die Kenntnisse in Botanik, Geologie und Zoologie sind, die diesem Naturgefühl als Stützen dienen. Außerordentlich viel kann man lernen, während man sich zu unterhalten glaubt. Keinen einzigen Autor wüßte ich zu nennen, aus dem so viel positives Wissen zu schöpfen wäre wie aus diesem, während er gänzlich die Einbildungskraft mit einer Fülle von bunten Bildern beschäftigt und uns im Drange spannender Erzählung vorwärts reißt. Auch keinen Autor wüßte ich zu nennen, der von der berufenen Kritik und dem der Kritik folgenden Anhang so ungerecht und so grausam behandelt worden wäre wie Karl May. Es ist als ob seine Feinde seinen Charakter genau gekannt hätten, und wie die italienischen Maultiertreiber eine Hautstelle an den Tieren stets wund erhalten, um dahin zu schlagen, so haben Mays überwollende Kritiker den Dichter an der empfindlichsten Stelle angegriffen, indem sie ihn, den sittenreinsten Idealisten, als unsittlichen Schriftsteller an den Pranger stellten. Das ist offenbar Geschäft gewesen. So wie die Engländer in Politik und Krieg lügen, wo sie es für praktisch halten, haben diese Kritiker und ihre Auftraggeber die Verleumdung einfach für praktisch gehalten, um die bedenkliche Konkurrenz zu besiegen, die May ihnen machte. Und welche Schurken dann die Verfolgung des Dichters aufnahmen, das ist ein empörendes Schauspiel für den gerecht denkenden **[488]** Zuschauer. Noch schlimmer aber war der Verrat, den die erste Gattin des Dichters an ihm verübte. Kaum glaublich ist ihre Handlungsweise: in einer für die Lebensstellung, den Ruf und den Besitz Karl Mays entscheidenden Angelegenheit verbrannte sie die Dokumente, die ihren Gatten rechtfertigten. Daß Karl May inmitten seiner dichterischen Arbeiten, überanstrengt und von Pflichteifer getrieben, bei dieser Katastrophe nicht den Verstand verlor oder an der Frau, die ihn jahrelang belogen und betrogen hatte, ein Verbrechen beging, ist ein glänzender Beweis für seine Geistesstärke und Seelengüte.

Karl May ist von der Kritik noch nicht genug gewürdigt worden. Er ist ein Problem, dessen Erforschung für die literarische Produktion überhaupt wertvoll ist. Es finden sich so viele einander widersprechende und auch rätselhafte Seiten in diesem Charakter, daß man oft geneigt ist, bei ihm von Hypnose zu reden. Ganz unerklärlich ist u. a. seine Behauptung, seine Erzählungen seien lauter Gleichnisse. Das erscheint ganz verkehrt, will aber untersucht sein. Ein Gleichnis muß kurz und treffend sein. Z. B. das Gleichnis vom Säemann, das Christus gebraucht, ist wundervoll, sofort einleuchtend und aufhellend. Nun denke man sich aber, es wären die Stiefel, die Schürze, kurz das ganze Aeußere des Säemanns beschrieben! Wo bliebe da das Packende? Karl May beschreibt bei seinem Hadschi, der die menschliche Anima darstellen soll, alle Einzelheiten des Aeußeren und macht dessen Reden ganz ausgedehnt und ausführlich. Da erstickt das Beiwerk den Kern der Sache, und die Anima **[489]** wird nicht heller, sondern dunkler, so dunkel, daß kein Leser sich im Gleichnis zurechtfindet. Man ist genötigt, an ein zweites Gesicht beim Autor zu denken, dem nur er, der Autor, nicht aber der Leser folgen kann.

Ganz unverständlich bleibt der Widerspruch zwischen Karl May, dem Dichter, und der Persönlichkeit Karl May als Mensch, Staatsbürger und Ehemann. Er bezeichnet seine erste Frau als eine Schönheit, kennt sie

aber manches Jahr lang genau genug, um ihren Charakter zu verstehen. Nun ist er körperlich sehr stark und stattlich, und als Held in seinen Erzählungen übertrifft er alle Menschen an Klugheit. Als seine Frau ihm erzählt, sie hätte seine Akten verbrannt, weil sie mit Frau Münchmeyer befreundet sei und nicht wünsche, daß er seinen Prozeß gegen sie gewänne, da, schreibt er, macht er es wie stets in solchen Fällen, das heißt, er nimmt seinen Hut und geht weg. Da sagt sich der Leser: wenn du nicht den Hut, sondern den Stock genommen hättest, wäre es richtiger gewesen, und wenn du deine Frau von Anfang an in solchen Fällen windelweich gedroschen hättest, so wäre sie nicht allein schön, sondern auch gut gewesen. Der Leser findet, daß dieser überaus kluge Dichter in der Ehe überaus dumm ist. Liebe hat ihn nicht gebändigt und verführt, denn sonst hätte er sich nicht scheiden lassen, als er völlig überzeugt wurde, daß seine Frau immer auf seiten seiner Feinde stand. Nein, es ist einfach ein unlösbarer Widerspruch.

Alle wahren Dichter kommen in viel Ungelegenheit und Unglück, weil sie in Betrachtung des Ideals **[490]** das Leben vergessen, aber nur sehr wenigen ergeht es doch wie Karl May. Ganz weltfremd, ganz harmlos wandert dieser Mann mit dem großen Herzen und dem tiefen Wissen, erfüllt von Nächstenliebe, in die Strafanstalten. Und ebenso pilgert er unter die Schufte des Geschäftslebens, die ihn bestehlen und betrügen. So geht ein Kind lächelnd zum Tiger, um ihn zu streicheln. Er hat nicht mehr Talent sich zu verteidigen, als ein Krebs ohne Schale. Hätte er nur so viel Geschäftssinn gehabt wie irgend ein beliebiger Kommiss, der im offenen Laden Heringe verkauft und mit den Köchinnen Spässe macht, so mußte er steinreich werden, Orden bekommen, Hofrat werden. Denn nach Millionen zählen die Bände seiner Werke, die das Publikum gekauft hat. Aber in bescheidenen Verhältnissen lebte und starb er, wußte es auch nicht zu benutzen, als sein Hauptgegner von ihm verbreitete, er hätte sechs Millionen verdient, sondern grämte sich über diese Angabe, auf die gestützt ein Geschäftsmann wirkliche sechs Millionen hätte erwerben können. Muß man nicht Sympathie haben mit diesem unglückseligen großen Kinde? Sechs Millionen! Wie die Hüte herunterfliegen und die Rückenwirbel sich krümmen, wo ein Mann mit sechs Millionen auftritt! Und Karl May grämt sich, fürchtet Neid. Natürlich erweckt diese Summe den Neid, nämlich den ehrfurchtsvollen, den bewundernden Neid und zugleich höhere Angebote der Verleger, verstärkte Kauflust des staunenden Publikums.

Ja, diese Geistesanlage des Dichters ist hinsichtlich **[491]** seines irdischen Wallens eine miseranda, hinsichtlich der wirkenden poetischen Kraft aber eine mirabilis. Man lese Karl May! Kann ein Mensch unglücklich sein, der so viele Mitmenschen glücklich macht? Und ist er selbst, sind seine Leser nicht glücklich unter der Fülle der Gesichte, die sie über die Drangsal der Alltäglichkeit mit ihrem Elende hinweghebt?

Karl May ist ein Rätsel nicht nur in seiner Person, nein, auch in seinen Werken. Keine Aehnlichkeit mit irgend einem anderen Schriftsteller, selbst mit denen nicht, die wohl mit ihm zusammen genannt werden als Verfasser von Abenteuern in fremden Ländern, wie Cooper, oder als Darsteller landschaftlicher Besonderheiten. Mit Dichtern von besonders starker Phantasie, wie Alexander Dumas, Gerstäcker, Jules Verne, hat er eben nur diese Unerschöpflichkeit der Erfindung gemeinsam, sonst sehr wenig.

Was bei Karl May ganz besonders dasteht, ist zunächst seine genaue Kenntnis des Technischen. Er erzählt wie ein Akrobat, ein Preisschütze, ein Faustkämpfer, ein Kunstreiter erzählen könnte, alle Handgriffe, alle Wendungen, alle Kunstgriffe des Einzelkampfes, der Pferdedressur und der Jagd, der Navigation und des Polizeidienstes sind ihm vertraut. Alsdann fällt uns sein hervorragendes Wissen auf, namentlich in den Naturwissenschaften, dann aber in so ziemlich allen anderen Wissenszweigen und in der Kunst der Musik. Es ist als ob er in sich verkörpert alle Mitarbeiter eines Konversationslexikons trüge und auch Gefallen daran fände, dieses Wissen zu zeigen. Ob am Stillen Ozean oder in Afrika oder **[492]** unter den Indianern, er kennt alle Sprachen, alle Dialekte, geschweige denn die europäischen Sprachen. Alsdann tritt er in seinen Ich-Romanen, wo er sich Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsis nennt, als ein gläubiger Christ hervor, der an Klugheit, Weisheit, Güte, Körperkraft und Gelenkigkeit alle anderen Personen der Handlung bei weitem übertrifft. Und es ist sicherlich seine christliche Gesinnung, seine Nächstenliebe, die den dramatischen Abschluß gefährlicher Konflikte verhindert. Wenn der Knoten der Verwicklung so geschickt geschürzt ist, daß man gespannt ist, wie das enden soll, dann löst sich der gordische Knoten sanft und allmählich in seine einzelnen Fäden auf, und die Erzählung läuft wie ein Bächlein durch die Wiese seinem milden Versickern zu.

Karl May liebt das Blutvergießen nicht, wie er des öfteren deutlich verkündet; er beendet, wenn es nicht

anders geht, den Streit durch einen Kugelschuß in die Stirn, ab liebsten aber durch einen Faustschlag an die Schläfe, der den Gegner für einige Minuten oder länger betäubt, doch nicht tötet. Aber ein Apostel Johannes mit seinen „Kindlein liebet euch einander“, verschmolzen in eine Figur mit dem Herkules und auch noch dem unfehlbaren Schützen Lederstrumpf ist eine rätselhafte Erscheinung. Kastor, der reisige Held, und der Kämpfer der Faust Polydeukes wurden ihrer Heldentaten wegen von den Alten in den Himmel versetzt; wohin sollen wir Old Shatterhand setzen, der beider Tugenden in sich vereinigte und dazu noch die des Apostels der Liebe? Eine erstaunliche, eine **[493]** rätselhafte Einbildungskraft, eine unerschöpfliche Erfindungsgabe bringt diese wunderbare, in der ganzen Literatur der Welt einzig dastehende Dreigestalt in alle möglichen Verhältnisse, um sie triumphierend daraus hervorgehen zu lassen. Und durchweht ist die ganze Darstellung von einem ebenso rätselhaften Wissen. Man sollte meinen, daß ein ganzes, noch so langes Menschenleben nicht ausreichen könnte, so viele Kenntnisse, selbst nicht aus Tausenden von Büchern, zusammenzubringen. Daß dies alles aus dem Kopfe kommt, daß alle diese Wissenschaft spielend eingeflossen wäre während der Erzählung, das ist ganz unmöglich. Mezzofanti und Humboldt zusammen hätten diese Kenntnis aller Sprachen und aller sichtbaren Dinge nicht aufgebracht. Der Leser findet, abgesehen von diesen Kenntnissen, mit denen er seine Bildung unter allen Umständen bereichern kann, viel, sehr viel von dem, weswegen er zu lesen angefangen hat, nämlich anmutige, fesselnde Unterhaltung. Er findet wundervolle landschaftliche Schilderungen und eine beständige wechselnde Folge von spannenden Handlungen, nur, wie gesagt, läßt ihn die Hoffnung auf dramatische Lösung des Ganzen im Stiche. Stets liegt der Höhepunkt ein gut Stück vor dem Schlusse und der Schluß selbst hat eine abgestumpfte oder abgebrochene Spitze. Zum Teil ist das die Schuld des Christentums. Wenn Herkules und Lederstrumpf nach der Palme des Sieges greifen, kommt Johannes und reicht ihnen den Oelzweig. Aber nicht allein dies etwas aufdringliche Christentum schadet dem Drama, sondern die Begabung des **[494]** Dichters ist mehr episch. Er weiß ganz gut, daß auch der gläubige Christ nicht unbedingt auch der beste Kunstschütze, geschickteste Rossebändiger und stärkste Faustkämpfer sein muß, aber es sieht so aus, als ob er das verlange, und darüber löst sich die Schlinge der ungemein geschickt angelegten Verwicklung, ohne bis zuletzt zusammenzuhalten. Ein Rätsel in der Kunst Karl Mays. Wer erst mehrere seiner Erzählungen gelesen hat, sagt sich schon gegen Schluß bei den ärgsten Gefahren des Helden: nun, es wird so schlimm nicht werden. Old Shatterhand ist ein Christ.

Ein Rätsel ist ferner auch das Verhältnis des Dichters zu seinen Gestalten. Andere Dichter bringen einen Helden auf die Bühne, von dem man weiß, daß er der Sage, der Geschichte oder der Phantasie entnommen ist. Wenn Alexander Dumas Ludwig XIV. genau beschreibt, so weiß man, daß der König hundert Jahre vor des Erzählers Geburt gestorben ist und daß Dumas ihn nicht persönlich gekannt hat. Aber von Old Shatterhand weiß man niemals, ob er Karl May ist oder nicht. Sehr oft, gerade in seinen spannendsten Geschichten, sagt der Dichter: „Ich“, und dann zeigt sich, daß „Ich“ Old Shatterhand ist. Das geht den Leser im Grunde nichts an. Es wird eine Geschichte erzählt, und wer sie hören mag, der mag sie hören. Dennoch ist das Interesse des Lesers an dem wunderbaren Reiter, Jäger und Faustkämpfer so groß, daß er sich fragt: hast du, Karl May, das alles erlebt? Denn beim Ich-Roman verwechselt der Leser sich selbst mit dem **[495]** Helden, und das soll er doch auch. Darin liegt das gesteigerte Interesse.

Unvergleichlich ist der Reichtum an Bildern und Betrachtungen, die in den zahlreichen Werken dieses rätselhaften Mannes in buntem Tanz vorüberziehen. Und durchaus belehrend nicht nur für die Jugend, sondern auch für das weniger empfängliche, gereifte und hohe Alter sind seine Schriften. Ob sie dasselbe Interesse für das weibliche Geschlecht wie für das männliche haben, weiß ich nicht, doch glaube ich, daß Karl May hauptsächlich für Knaben, Jünglinge und Männer die erwünschte Lektüre ist. Das erotische Element fehlt gänzlich; Kämpfe, Reisen, Abenteuer im Drange der Wüste, des Ozeans, der Gebirge und der Feindschaft fremder Völkerschaften füllen alle die Bände aus, die zu Millionen in der Welt verbreitet und in viele fremde Sprachen übersetzt worden sind.

Rätselhaft, doch eine große Persönlichkeit und ein großer Schriftsteller ist Karl May.

Einsicht.

Schau nicht, schau nicht so um dich her,
Als ob da deine Welt sich breite!
Die Erde nicht und nicht das Meer
Zieh deinen Blick ins Weite.
Du wohnst hier nur im Wanderzelt;
Die Heimat fordert all dein Sinnen,
Und suchst du *d e i n e w a h r e W e l t*,
So richte deinen Blick nach innen!

Bau nicht, bau nicht ein festes Haus
Als Heim auf ird'schen Grund und Boden!
Man trägt dich doch dereinst hinaus
Und legt als tot dich zu den Toten.
D e i n w a h r e s H e i m, es ist nur dort,
Wohin du lebst und denkst, zu schauen,
Und jede Tat und jedes Wort
Trägst du zu ihm, um es zu bauen.

Trau nicht, trau nicht dem ebenen Weg,
Den Tausende durchs Leben wandern!
Weich ab, weich ab zum steilen Steg
Und laß sie lächeln all die andern!
Sieh auf die Tore nicht zurück
Und achte nicht auf ihre Stimmen:
Denn wisse wohl, *d e i n w a h r e s G l ü c k*
Liegt hoch und läßt sich nur erklimmen!

(1907.)

Karl May.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1920

Artbauer, Otto Cäsar	29.10.1878	1916
Barchewitz, Lisbeth	1890	1978
Barnick, Eugen	30.11.1856	?
Barthel, Fritz	03.08.1881	19.04.1960
Beissel, Rudolf	06.04.1894	11.07.1986
Beuter, Erich	?	?
Brandis, Sibylle (= Lisa Barthel-Winkler)	02.01.1893	1966
Caro, Max	26.06.1881	23.01.1920
Ernst, Franz	?	?
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Gottstein, Otto	21.01.1892	05.09.1951
Hané, Wilhelm	28.07.1880	06.09.1950
Hellwig, Albert	29.11.1880	03.12.1950
Kirsch, Max	18.04.1893	1963
Leutwein, Paul	26.04.1882	24.08.1956
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Niemann, August	27.06.1839	17.09.1919
Rause, Hubert	11.10.1885	22.02.1947
Rhein, Ludwig	30.03.1894	27.03.1988
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Schworm, Karl	14.04.1889	06.05.1956
Sehling, Emil	09.07.1860	30.11.1928
Strobl, Karl Hans	18.01.1877	10.03.1946
Urban, Wenzel	1869/70	09.05.1919

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.